

Don Quijote

Der Kampf mit den Windmühlen



Michael Lappenbusch

www.perplex.click

Inhalt

Der Ritter von der traurigen Gestalt.....	3
Sancho Panza tritt in Erscheinung.....	20
Ein Esel und ein Pferd – Gefährten wider Willen	34
Der Schwur auf Dulcinea.....	43
Die erste Begegnung mit Räubern	51
Das erste Wirtshaus – ein Palast der Illusionen	59
Der Kampf mit den Windmühlen	66
Die Befreiung der Gefangenen.....	72
Die Bauern, die sich rächen.....	79
Die Begegnung mit dem Priester	85
Sancho zweifelt – und folgt doch	91
Ein Bauernmädchen und die Idee von Dulcinea	97
Don Quijote verteidigt die Schwachen.....	103
Die Gefangenen und ihre Dankbarkeit.....	109
Streit im Staub der Landstraße.....	115
Ein Pfarrer, ein Barbier und ein Plan	120
Der nächtliche Traum vom Ruhm.....	125
Sancho entdeckt die Kunst der List	131
Don Quijote gegen die Schafherde	136
Das Gelächter der Welt	141
Auf der Suche nach neuen Abenteuern	147
Der Kampf um eine unechte Prinzessin	152
Sancho in Versuchung	157
Ein Königreich auf der Insel Barataria	164
Sancho regiert – und leidet	170
Der Rat der falschen Weisen	176
Don Quijote im Zaubergarten	182
Ein Spiegelritter tritt auf.....	187
Die Niederlage des Helden.....	193
Heimkehr auf müden Hufen.....	198
Sancho und sein Herr – ein Gespräch unter Freunden	204
Die Rückkehr in die alte Heimat	208
Das letzte große Missverständnis.....	214
Ein Traum, der weiterlebt.....	219
Impressum.....	224

Der Ritter von der traurigen Gestalt

Das Haus war ein abgeranztes Maul, das die Straße anknurrte. Kalk blätterte wie Schorf von den Wänden, die Tür hing an einem Scharnier, das so viel Hoffnung hatte wie ein leerer Bierkrug kurz vor Ladenschluss. Hinter dieser Tür hockte er: der Typ, den sie mal Alonso genannt hatten, jetzt aber nur noch so, wenn sie gnädig waren; meistens nannten sie ihn „der mit der Pfanne auf dem Kopf“ oder „der Heilige vom Narrenacker“. Er saß in seinem Stuhl, der knarrte, als hätte er Schmerzen, ein Stuhl mit Holzsplittern, die dich wie schlechte Erinnerungen pieksen. Sein Rücken so krumm wie ein altes Fragezeichen, das nie eine Antwort bekommen hat. Und in seinem Schädel rumorte eine Parade, Trompeten, Fanfaren, das ganze verdammte Programm, während draußen bloß Staub, Fliegen und gähnende Langeweile ihr dröges Geschäft verrichteten.

Die Luft roch nach warmem Bockmist und toter Hoffnung. Wenn der Wind kam, brachte er den Atem der Felder mit, und der roch nach Arbeit, die an dir zerzt, bis du dich selbst nicht mehr kennst. Aber für ihn roch es nach Schlachtfeldern und nassen Bannern, nach Eisen und Pferdeschweiß und Ehre—diesem Wort, das in seiner Zunge wie Kirchwein schmeckte und in den Ohren der anderen nur nach einem schlechten Witz klang. Er hatte ein Gesicht, das die Sonne zu oft verprügelt hatte, Rillen wie Schleifspuren, Augen, die zu tief lagen, als hätten sie Angst vor dem Licht, und Wangen, an denen das Leben schon so lange nagte, dass nur noch magerer Trotz geblieben war. Und wenn er blinzelte, sah man's: Da drinnen brannte etwas. Nicht sauber, nicht klar—eher wie ein Müllfeuer auf einem Hinterhof, stinkend, zäh, aber verdammt hartnäckig.

Auf dem Tisch lagen Bücher, abgewetzte Dinger, schweißfleckig, speckig, mit Eselohren, die aussehen wie die Ohren eines Betrunkenen, der die Nacht verpasst hat, heimzugehen. Aus ihren Seiten kroch Zeug: Helden mit Kinnlinien, an denen du dir die Finger schneiden konntest; Damen mit Augen wie Mondpfannen, so groß, so silbrig, so falsch; Drachen, die den Atem von Schmieden hatten; Heilige, die nie gefurzt haben sollen; Könige, die immer wussten, was zu tun ist. In diesen Büchern stank nichts. Keine Kuh, kein Mensch, kein Ding. Alles war schön und voller Sinn. Er kippte die Geschichten in sich rein wie billigstes Rotweingespül, bis die Bilder aufstiegen und gegen die Decke knallten. Und wenn sie wieder runterkamen, waren sie keine Bilder mehr, sondern Befehle.

Die Pfanne auf seinem Kopf? Ein alter Helm, wenn du ihn fragst. Aus einem Topf geboren, aus Notwendigkeit gesegnet, aus Verzweiflung poliert, bis er im Licht flackerte wie eine miese Idee kurz vor der Katastrophe. Er setzte ihn auf

mit einem Ernst, der sogar die Fliegen im Zimmer verstummen ließ; sie hielten inne, sahen zu, wie ein Mensch sich eine Krone aus Schund bastelte, und dachten wahrscheinlich, das sei das Normalste der Welt. Fehlte nur noch die Lanze. Ein Besenstiel mit Fieberträumen. Wenn du damit gegen die Welt rennst, kannst du dir immerhin einbilden, die Welt hätte Wunden. Und, verdammt, manchmal hat sie sie wirklich.

Er stand auf, und der Stuhl fiel fast auseinander vor Erleichterung. Die Knie knackten, als hätten sie einen eigenen Willen und der hieße Nein. Er schlurfte über den Boden, auf dem die Spuren von Tagen eingetrocknet waren, die nie etwas taugen wollten. Seine Stiefel waren keine Stiefel, eher zwei traurige Säcke aus Leder, in denen die Füße wohnten wie Schulden in einem miesen Konto. Er öffnete die Tür, und die Sonne griff ihm ins Gesicht wie ein alter Feind. Die Straße: ein Faden aus Staub und Tratsch, der sich durch das Dorf zog. Der Brunnen: der Kiosk der Armut, wo die Frauen Wasser und Geschichten holten. Die Männer: Schatten in Hüten, die mehr wussten, als sie sagten, und weniger taten, als sie prahlten.

„Da ist er“, rief einer, halb Lachanfall, halb Husten, und spuckte neben die Tür. „Unser Ritter mit dem Töpferhelm.“ Ein anderer kicherte, so ein dünnes, fieses Kichern, das dir in die Knochen kriecht. „Er geht wieder auf Jagd. Vielleicht findet er heute einen Drachen in der Latrine.“ Gelächter, das nach gebranntem Schnaps roch.

Er sah sie nicht. Oder tat so. Dasselbe in diesem Kaff. Er sah quer durch sie hindurch, als wären sie Vorhänge aus Fliegen, die man einfach mit einem Schritt teilen kann. In seinem Blick lag etwas Verschworenes, wie wenn du nachts beschließt, morgen aufzuhören zu saufen: ein kleiner Schwur, von dem du weißt, dass er dich belügen wird, aber dich trotzdem wärmt. Er hob die Hand zum Gruß, so steif, so großspurig, dass sein Wirbelkamm knirschte. „Dulcinea“, murmelte er, nicht zu den Leuten, sondern zum Himmel, der wie ein Blechdeckel über dem Dorf lag. „Bei deiner Gnade.“ Die Bäuerin am Brunnen, die alle Dulcinea nannten, wenn sie schlecht drauf waren, weil es sie zum Lachen brachte, hob die Augenbrauen, kratzte sich am Arm und sagte gar nichts. Ihre Hände waren rot vom Wasser, ihr Gesicht war rot vom Leben, und sie hatte keinen Platz für fremde Träume—ihre eigenen reichten, um sie müde zu machen.

Rocinante stand angebunden hinter dem Haus, ein Pferd, das aussah, als hätten die Jahre es ausgelutscht und dann vergessen, die Knochen zurückzugeben. Rippen wie Xylophonstäbe, Fell wie die Decke eines alten Kneipenpools, stumpf, fleckig, müde. Die Augen groß und gläsern, als warteten

sie auf den Gong, der nie kommt. Er trat an das Tier ran, legte die Hand auf die Stirn, als würde er einen König segnen. „Altes Mädchen“, flüsterte er, „du und ich gegen den Sumpf.“ Das Pferd blinzelte, drehte ein Ohr zur Seite und furzte leise. So klang Wahrheit. Er lächelte, als hätte er eine göttliche Bestätigung erhalten.

Er zurrte den Sattel fest—Leder, das zu Staub werden wollte und sich nur aus Gewohnheit zusammenhielt. Die Riemen schnarrten wie verrostete Witze. Er stieg auf, und die Welt machte einen kleinen Ruck, als würde jemand an der Kulisse ziehen. Für einen Augenblick sah es aus, als könnte er tatsächlich höher sein als der Staub, größer als die Spötter, schlauer als seine Knochen. Dann schnaubte Rocinante, machte zwei Schritte, als ob sie sich vorsichtig an eine Erinnerung tastete, und fand ihren Takt: das müde Klacken von Hufen, die zu viel gesehen haben.

Die Straße glitt unter ihnen her, ein seichter Fluss aus Sand und Augendreck. Er hielt die Lanze—Besenstiel, aber mit Hoffnung vergoldet—so, als wäre sie eine Lebensader. Er redete mit ihr. Er redete mit allem. Mit der Sonne, die ein Bastard war. Mit dem Wind, der stank. Mit dem Schatten eines Vogels, der tat, als sei er ein Zeichen. Er redete, weil die Stille ihn zernagt hätte wie Ratten. Und die Leute hörten hin, ob sie wollten oder nicht. Denn es gibt nichts Lauteres als einen Mann, der an etwas glaubt, das nicht existiert. Das ist wie ein Unfall auf offener Straße: Du willst nicht gucken, aber du tust es doch.

Vor der Schenke—die alle „Schenke“ nannten, obwohl sie nur eine verbeulte Tür, zwei Tische und ein Fass hatte—hing ein Schild, auf dem ein Pferd gemalt war, das aussah, als hätte der Maler nur drei Finger und keine Geduld gehabt. Der Wirt, ein Mensch im Format eines Regenfasses, kratzte sich am Bauch, sah Don Quijote, sah das Pferd, sah die Pfanne, nickte langsam. „Na schön“, sagte er, „die Zirkusnummer ist wieder in der Stadt.“ Die Männer lachten. Einer hob den Krug, prostete dem Ritter zu. „Auf Ehre und andere Krankheiten!“ Noch mehr Gelächter, das schäumte wie schlechtes Bier.

Er lenkte Rocinante näher, die Lanze gen Himmel. „Gute Männer“, sagte er, und das Wort „gut“ fiel ihm wie ein rostiger Nagel von der Zunge, „heute werde ich zu Taten ausziehen, die eure Enkelkinder besingen.“ Der Wirt blinzelte, als müsse er was Unangenehmes loswerden. „Enkelkinder? Ich hab schon Mühe mit meiner Schwiegermutter, Junge.“ Eine Pause. Ein Husten. Dann, ganz leise, folgte dem Hohn etwas anderes, etwas, wovon kein Mann am Tisch gewusst haben wollte, dass es in ihm steckt: Neid. Nicht auf die Pfanne. Nicht auf die Lanze. Auf die Unverschämtheit, so groß zu sprechen in einer Welt, die dich klein hält.

Das Dorf war ein Sack ohne Boden: Du schüttetest Arbeit rein, und sie verschwindet. Du schüttetest Zeit rein, und sie verschwindet. Du schüttetest dich selbst rein, und am Ende stehst du da, leer wie der Krug vor dir. Aber er, der mit dem Topfhelm, schüttete nichts rein. Er schnitt ein Loch in den Himmel und tat so, als könne er von da trinken. Vielleicht war er der einzige Nüchterne in diesem Irrenhaus, weil er zu betrunken war von seinem eigenen Mythos, um das Wasser hier unten zu probieren. Und glaub mir: Das Wasser hier unten ist schal.

Ein Junge lief hinterher, barfuß, Knie aufgerissen, Augen wie Diebstahl. „Herr Ritter“, rief er, „wen töten Sie heute?“ Seine Stimme ein Messerchen, das probte. Don Quijote wendete den Kopf, ganz langsam, damit die Würde nicht vom Gaul fällt. „Keinen“, sagte er, „außer dem Unrecht.“ Der Junge kicherte, biss in einen Apfel, der nach gestern schmeckte, und spuckte die Kerne auf die Straße, als wären es die Zähne eines Riesen. „Unrecht wohnt hier nicht“, rief er. „Hier wohnt nur der Wirt und seine Sau.“ Gelächter. Wieder Gelächter. Das Dorf war ein Chor ohne Noten.

Er ritt weiter, und mit jedem Schritt wuchs der Schatten, den er nicht sehen wollte: der Schatten, in dem ein Mann sitzt, der zu lange allein war, und seine Gedanken domptiert wie streunende Hunde. Ein Mann, der die Stille zum Feind erklärt hat, weil sie ihm sagt, was er wirklich ist. Du kennst diese Sorte: Sie bemalen ihre Wände mit Worten, bis die Wände aussehen wie Himmel. Sie stopfen Risse mit Liedern, bis es nicht mehr tropft. Sie nennen es Würde, und vielleicht ist es das auch, die letzte Sorte davon, die nicht verkauft wird.

Am Ortsrand stand eine Mauer, die vom Wind angeknabbert war. Dahinter die Felder, golden, müde, gnadenlos. Er stoppte, legte die Hand über die Augen, als müsse er das Licht abwiegen. „Dulcinea“, murmelte er wieder, und das Wort war jetzt ein Gebet, das niemand unterschreibt. In der Ferne drehte sich was— ein Mühlenflügel, fett und langsam, als ginge er spazieren. Noch war das nur Holz und Wind. Noch. Du konntest zusehen, wie sein Gesicht sich veränderte, wie die Bücher aus seinem Kopf krochen und über die Augen stiegen. Der Blick wurde hart. Das Kinn wurde zu einem Argument. Die Hand umklammerte den Besenstiel wie die Kehle eines Lügnergottes.

„Sieh zu, alter Gaul“, flüsterte er in Rocinantes Ohr. Das Pferd schnaubte, als hätte es was Schlaues zu sagen, versuchte es aber gar nicht erst. „Da draußen“, sagte er, „wartet die Welt, die sich so sicher ist, dass sie recht hat. Und wir bringen ihr die Nachricht, dass sie sich irrt.“ Es klang, als hätte ein Penner das Wort „Schicksal“ aufgesammelt, vom Boden geputzt und mit einer dreckigen Hand wieder an die Wand geheftet. Es hielt. Nicht schön, aber es hielt.

Und als er die Fersen in Rocinantes Flanken drückte, als das Tier vorrückte, humpelnd, stur, mit dem Trotz eines Möbelstücks, das noch nicht kaputtgehen will, da wusste ich—da wusste jeder, der hinsah und nicht nur glotzte—: Dieser mageren Silhouette würde man lieber nicht im Dunkeln begegnen. Nicht, weil sie gefährlich war. Sondern weil sie erinnerte. Daran, dass wir alle mal irgendwas wollten, wofür unsere Knochen zu schwach waren. Daran, dass Hoffnung stinkt und trotzdem wärmt. Daran, dass es einen Unterschied gibt zwischen am Leben sein und leben.

Er war lächerlich, ein Witz in Blech und Knochen. Aber er war ein Witz, der sich selbst erzählte, laut und ungebrochen, bis das Lachen stockte, irgendwo zwischen Hals und Brust, und du plötzlich das hässliche Gefühl hattest, er könnte recht haben. Nur für eine Sekunde, schon klar. Aber eine Sekunde reicht, um eine ganze Nacht zu ruinieren.

Die Fliegen kehrten zurück, als wüssten sie, dass die Szene vorbei ist. Die Männer tranken, die Frauen trugen Wasser, der Junge suchte nach einem neuen Apfel. Und er ritt. Die Pfanne glänzte. Die Lanze wackelte. Die Welt roch nach warmem Staub und billiger Zukunft. Und irgendwo draußen, hinter dem offenen Schlund der Felder, drehte sich Holz, das bald kein Holz mehr sein durfte. Nicht in seinem Kopf. Nicht heute. Nicht, solange er noch atmete wie ein Mann, der schwört, er sei zum ersten Mal wirklich wach.

Sein Haus war ein Friedhof für Papier. Überall lagen Bücher herum, zerrissene Bände, aufgeblähte Seiten, die von Schweiß und Suppe zusammengeklebt waren. Ganze Stapel auf dem Boden, auf der Bank, auf dem Tisch, sogar auf der verdammten Latrine. Wenn er aufs Klo ging, saß er nicht in Stille – er ritt durch Fantasien, während er sein tägliches Geschäft erledigte. Nichts war heilig, alles war verstopft mit Geschichten über Ritter, Jungfrauen und Drachen, die nie existiert hatten, außer in den Köpfen von Schreiberlingen, die zu viel Wein gesoffen hatten.

Er las, bis ihm die Augen brannten wie zwei alte Glühbirnen. Er las, bis die Buchstaben anfangen zu tanzen, als hätten sie Koks geschnupft. Er las, bis sein Körper verdorrte. Kein Essen mehr, kein Schlaf. Nur Seiten, Seiten, Seiten. Die Nachbarn sagten, er sei verrückt geworden von den Büchern. Scheiß drauf, er war schon verrückt, bevor er überhaupt lesen konnte. Die Bücher gaben dem Wahnsinn bloß einen Anzug und nannten ihn „Ritterlichkeit“.

Die Wahrheit war: In diesen Büchern steckte nichts von dem, was er suchte. Kein Geruch von Kuhscheiße, keine Fliegen, keine Ratten, keine verschimmelten Brote, die dir im Magen liegen wie Ziegelsteine. Stattdessen

glänzten Helme, die nie rosteten. Frauen, die immer jung blieben und nie furzten. Pferde, die niemals lahmten. Männer, die mutig waren und nicht wie die Typen an der Schenke, die nach billigem Schnaps rochen und ihre Frauen schlugen. Diese Bücher waren eine verdammte Lüge. Aber er brauchte die Lüge wie ein Penner den Kater. Ohne sie hätte er sich längst die Pulsadern mit einem stumpfen Löffel aufgeschlitzt.

Er saß oft bis tief in die Nacht. Kerzenstummel, die kaum noch brannten, tropften Wachs wie Tränen auf die Seiten. Und er las laut, als wollte er die Welt zwingen, zuzuhören:

„Und der edle Ritter zog aus, um die Jungfrau zu retten, die von einem abscheulichen Drachen gefangen war ...“

Draußen bellte ein Hund, irgendjemand schrie seine Frau an, und in der Ferne sang einer falsch und besoffen ein altes Lied. Aber für ihn war es Musik. Die Welt draußen war Dreck. Die Welt in den Büchern war Gold.

Die Leute im Dorf wussten, wann er las. Du konntest es hören: dieses Murmeln, das durch die Fenster sickerte wie Rauch. Manche schworen, sie hätten gesehen, wie er im Halbschlaf mit dem Besenstiel kämpfte, als ob er gerade mitten in einer verdammten Schlacht steckte. Andere sagten, er habe einmal nackt im Hof gestanden, den Topf auf dem Kopf, die Lanze in der Hand, und gegen den Mond gebrüllt: „Auf, ihr Schurken! Dulcinea sieht euch!“ Vielleicht stimmte es. Vielleicht auch nicht. Aber alle waren sich einig: Der Mann hatte den Verstand verkauft – und den Erlös in Bücher investiert.

Die Bücher waren sein Alkohol, sein Heroin, sein verdammtes Crack. Jeder Satz ein Zug. Jeder Absatz ein Schuss. Jeder Held eine verdammte Spiegelung, in die er hineinstarrte, bis er glaubte, sie würde zurückstarren. Er wollte nicht mehr Alonso sein. Alonso war alt, Alonso war arm, Alonso stank nach Ziegen und Einsamkeit. Don Quijote aber – der war jemand. Der konnte Ritter nennen, was bloß Dreck war. Der konnte aus einem Pferdekadaver einen Pegasus machen. Der konnte den Spott der Welt mit einem Wort ersticken: „Ehre.“

Ehre – was für ein Scheißwort. Die meisten im Dorf benutzten es nur, wenn sie sich rechtfertigen wollten, warum sie gestern Nacht nicht nach Hause kamen oder warum sie schon wieder das halbe Geld im Würfelspiel verloren hatten. Für ihn war es eine Religion. Er sprach das Wort, als würde es den Gestank der Welt übertünchen. Es funktionierte nicht. Aber er hörte nicht auf.

Und dann war da Dulcinea. Kein Mensch im Dorf wusste genau, wen er meinte. Manche sagten, es sei eine fette Kuhhirtin mit Warzen im Gesicht. Andere behaupteten, er hätte sich die Frau komplett ausgedacht. Aber wenn er ihren

Namen sprach, bekam er diesen Blick, diesen verrückten Glanz, als würde er eine Göttin küssen, die niemand außer ihm sehen konnte. „Dulcinea“, flüsterte er, und selbst die Fliegen an der Wand hielten inne, als hätten sie Angst, das Wort zu beschmutzen.

So vergingen die Tage. Die Sonne knallte, die Felder warteten, das Dorf lebte seine Routine – und er saß da, las, sabberte, träumte. Aus Alonso wurde der Ritter. Aus Hunger wurde Leidenschaft. Aus Wahnsinn wurde eine Rüstung, die dicker war als alles, was er sich je hätte leisten können.

Und weißt du was? In einer Welt, die dich täglich frisst und wieder ausspuckt, brauchst du vielleicht genau das: eine Illusion, die du so fest umarmst, dass du die blauen Flecken gar nicht mehr spürst.

Das Dorf hatte viele Instrumente, aber nur ein Lied. Es ging so: „Schau dir den Idioten an.“ Morgens begann es, wenn die Sonne wie ein zu früh geöffneter Bierhahn lief, mittags schäumte es, abends wurde es schal und stach trotzdem in der Kehle. Die Stimmen kamen aus allen Löchern—aus Fenstern mit Gardinen, die schon lange keine Unschuld mehr gesehen hatten, aus Türen, die nie ganz schlossen, aus Höfen, in denen Hühner lebten wie Witze auf zwei Beinen. Und mitten in diesem Konzert lief er, der magerste Trommler unter der Sonne, mit einer Pfanne auf dem Kopf und einer Lanze, die eher ein Zahnstochern für Götter war.

Die Kinder waren das Vorprogramm. Sie hatten Knie, die aussahen wie Landkarten von Kriegen, die sie im Staub führten, und Kehlen, die keinen Respekt kannten. „Ritter! Hee, Ritter! Tötet ihr heute wieder einen Drachen, oder nur die Zeit?“ Sie liefen hinter ihm her, schrien, warfen Brotkrumen, als wären es Steine, und Steine, als wären es Brotkrumen. Einer machte sich eine Krone aus Stroh, setzte sie auf und torkelte neben ihm her. „Ich bin der König von Wasauchimmer! Verneigt euch!“ Gelächter. Don Quijote blickte nicht hin. Seine Augen waren auf eine Richtung genagelt, die niemand sehen konnte. Im Schatten seines Blicks bröselte der Spott, als hätte er plötzlich Zahnschmerzen.

Die Weiber am Brunnen hatten Stimmen wie Reibeisen. Sie schöpften Wasser und Geschichten, kippten beides in ihre Kübel. „Hast du gehört? Er hat neulich dem Mond den Krieg erklärt.“—„Dem Mond? Ich dachte, er ist mit dem Wind liiert.“—„Der Wind ist sein Schwanzwedeln. Der Mond ist sein Spiegel.“—„Und Dulcinea?“—„Dulcinea ist das Parfum auf der Latrine.“ Kichern, das wie Messer klang. Eine von ihnen, mit Armen stark wie Trogbeine, sah ihm hinterher, der Topfhelm wackelte, die Hüfte des Pferdes kniff sich durch die Luft wie ein

spitzer Ellbogen. In ihrem Blick war kein Lachen, nur Müdigkeit, die noch nicht wusste, wie sie heute schlafen sollte.

Die Männer standen vor der Schenke, als wäre sie eine Kirche, in der nur gebetet wird, wenn der Krug voll ist. Der Wirt hatte Bauch und Meinung, und beides lag offen da. „Ritter!—Ritter!“ rief er und hielt den Krug hoch, als sei er eine Hostie. „Segen Sie uns mit einem Ihrem edlen Schwüren!“ Das Kichern der Tische kroch auf die Straße. Don Quijote stoppte, hob seine Lanze, als wolle er die Wolken spalten. „Ich schwöre bei der unvergänglichen Schönheit Dulcineas,“ begann er, und das Wort fiel wie ein Edelstein in den Dreck, „dass ich das Unrecht jagen werde bis an die Grenzen dieser ...“ Er suchte kurz nach einem Wort, das groß genug war. Das Dorf hatte keins. Er musste das eigene mitbringen. „... Welt.“ Die Männer taten, als beträten sie eine Bühne. „Hört, hört!“, rief einer, der früher mal ein bisschen lesen gelernt hatte und es seitdem alle wissen ließ. „Der Mann hat eine Welt! Ich hab nur meine Scheune, und selbst die gehört der Bank.“

Ein Hund bellte. Es klang wie Applaus. Ein anderer Hund mischte sich ein. Applaus im Duett. Don Quijote sah kurz zu den Tieren, nickte, als verstünden sie sein Programm besser als die Menschen. Vielleicht taten sie es. Hunde wissen, dass Würde nichts als hartnäckige Gewohnheit ist. Menschen halten sie für ein Ticket nach oben. Er trieb Rocinante weiter, die Hufe zählten die Pflastersteine wie schlechte Gebete: eins, zwei, drei, verfehlt, nochmal.

Am Schmiedefeuer funkelte es, Funken wie kleine Flüche. Der Schmied, ein Mann mit Armen, die aussahen wie gebratene Schinken, hämmerte Eisen, als sei es ein Feind, der nicht aufhören wollte, zu atmen. Er blickte kurz auf, als der Ritter vorbeizog, kniff ein Auge zusammen, so als würde er in die Zukunft peilen, und sagte dann leise, nur zu sich: „Manchmal wünschte ich mir auch eine Pfanne auf dem Kopf. Dann würden die Stimmen leiser.“ Sein Lehrjunge, der alles lauter sagte, als er sollte, hörte den Satz und rief: „Hört mal, der Meister will Ritter werden!“ Lachen, das in den Bauch stach und wieder rausging, ohne zu zahlen.

Die Kirche stand da wie ein Schulternzucken in Stein. Der Pfarrer trat hinaus, schmal, mit einem Gesicht, das so tat, als wüsste es mehr als alle anderen. Neben ihm der Barbier, ein Mann, der den Männern die Häse streichelt mit einer Klinge, die dich an deine Halsschlagader erinnert. „Wir müssen etwas tun“, sagte der Pfarrer, leise, aber so, dass es Donner sein wollte. „Die Bücher. Sie fressen ihn.“ Der Barbier nickte, als wollte er einen Knoten in die Luft machen. „Verbrennen?“—„Prüfen.“—„Prüfen und dann verbrennen.“—„Zum Wohl seiner Seele.“ Und da war das Lächeln, das sagte: Wir retten dich, indem

wir dich klein machen. In einer Welt, die dich im Staub hält, heißt Erlösung oft nur: Halt still, wir schneiden dir die Flügel ab, damit du nicht fällst.

Die Schenke atmete weiter. Drinnen roch es nach Bier, das auf dem Rückweg war, nach Fleisch, das zu lange wusste, was es war, und nach Männern, die ihre Mütter zu selten besucht hatten. Don Quijote trat nicht ein. Helden trinken nicht in Höhlen—sie trinken unter Bannern. Er hatte keins. Also trank er gar nicht. Das war sein Banner. Die Männer tranken doppelt, um die Unverschämtheit zu verdünnen. „Er trinkt nicht“, sagte einer, „das ist schon der Beweis: Verrückt.“—„Oder arm.“—„Oder heilig.“ Da war wieder dieser kleine Stich hinter der Zunge, derselbe, der kommt, wenn einer alles hinwirft und einfach geht, und du bleibst stehen und erkennst, dass deine Schuhe viel zu schwer sind für die Träume, die du mal hattest.

Eine Alte mit einem Korb voll Zwiebeln trat auf die Straße, stellte ihn dem Ritter in den Weg. „Edler Herr“, sagte sie mit einer Stimme, die seit Jahren keinen Scherz mehr gefunden hatte, „können Sie auch Monster in meinem Keller erschlagen? Sie heißen Ratten und fressen mein Brot.“ Don Quijote beugte sich herunter, so weit es seine Knochen zuließen. „Gute Frau“, sprach er, als rezitierte er vom Mundrand Gottes, „die Ratten Ihrer Welt sind die Knechte des großen Drachen. Ich werde ...“ Er machte eine Geste, die ganze Dramen in die Luft warf. „... sie vertreiben.“ Die Alte nickte langsam, sah auf ihren Korb, sah auf seine Pfanne, schob den Korb wieder hoch. „Wenn Sie fertig sind mit dem Drachen, kommen Sie vorbei. Ich koche Ihnen eine Suppe. Aber bringen Sie Ihren eigenen Löffel mit, hier hat keiner mehr übrig.“

Die Mühle außerhalb des Dorfes stand da wie ein dicker Mann, der seine Arme ausgeschüttelt hatte und beschlossen, Wind zu prügeln. Die Flügel drehten sich, langsam, methodisch, ohne jeden Ehrgeiz, etwas anderes zu sein als Mühle. Das Spottkonzert wurde leiser, je weiter er ging; die Stimmen fielen ihm vom Rücken wie Kiesel, die keinen Halt fanden. Doch manche klebten wie Kaugummi: „Narr“—„Topfritter“—„Dulcinea, die Kuh!“—„Holt ihn doch weg, bevor er sich wehtut!“ Diese Worte hatten lange Beine. Sie liefen hinterher, auch wenn die Münder, die sie geworfen hatten, schon wieder beim Bier waren.

Am Wegesrand stand die Bäuerin, die die meisten Dulcinea nannten, wenn sie Mut zu Witzen hatten. Sie trug einen Krug und trug ein Gesicht, das wusste, dass Krüge zerbrechen. Ihre Haare waren zusammengebunden zu einem Knoten, der mehr Leben gesehen hatte als die Gesichter der Männer zusammen. Als Don Quijote sich im Sattel zu ihr neigte, passierte etwas Furchtbares und Schönes gleichzeitig: Sein Blick machte aus ihr eine Königin,

ohne sie zu fragen. „Mylady“, sagte er. Das Wort legte sich auf ihre Schultern wie ein Mantel, der eine Nummer zu groß war, aber warm. Sie hob die Hand, als wolle sie das Wort anfassen, erschrak vor sich selbst und murmelte: „Ich bin nur ich, Herr.“—„Nein“, sagte er, und die Entscheidung fiel, als gehöre ihm ihr Name. „Ihr seid die Flamme in der Dunkelheit.“ Ihr Mund öffnete sich, um zu lachen, und schloss sich wieder. Manche Geschenke sind zu gefährlich, um sofort abgewiesen zu werden. Sie sah ihm nach, als er weiterzog, und der Krug in ihrer Hand wurde schwerer oder leichter, niemand konnte das sagen.

Die Kinder sammelten sich wieder, diesmal wie Spatzen unterm Dach der Worte. „Er hat der Kuh gesagt, sie sei eine Königin!“—„Meine Mutter sagt, Männer sagen alles, wenn sie nichts haben.“—„Meine Mutter sagt, Könige sind bloß Männer mit Dienern.“—„Meine Mutter sagt, hör auf zu reden und hol Wasser.“ Kinderweisheit: Sie klingt wie Spott, aber sie ist bloß die Wahrheit in kurzen Hosen.

Mittag. Die Sonne hing wie ein verbeulter Teller über dem Dorf. Ein Trödler zog seine Karre vorbei, aus der Dinge ragten, die niemand mehr brauchte: kaputte Stühle, ein Spiegel mit einem Riss, der die Gesichter in zwei Lager teilte, ein Koffer ohne Griff. Don Quijote hielt an, ließ die Lanze sinken, betrachtete den Spiegel. Für einen Augenblick sah er nicht den Ritter. Er sah den Mann. Die Falte, die die Stirn zu einer Straße machte. Das Auge, das den Staub kannte. Das Ohr, das zu viele Nächte auf Stille gewartet hatte, die nicht kam. Der Trödler räusperte sich und stellte den Spiegel so, dass das Licht die hässlichsten Stellen verschluckte. „Fünf Kupfer, Herr.“ Don Quijote nickte, als sei ein Handel zustande gekommen, und ritt weiter, ohne zu zahlen. Manchmal sind fünf Kupfer das, was du brauchst, um zu vergessen, dass du es nicht hast.

Der Pfarrer und der Barbier gingen inzwischen durch den hinteren Eingang in sein Haus. Der Pfarrer trug eine Autorität, die aus Büchern kam, die er richtig gelesen hatte; der Barbier trug eine Klinge, die dafür da war, alles Überflüssige zu entfernen. Sie zogen Bände aus den Regalen, blätterten, machten Gesichter. „Dieser ist gefährlich“, sagte der Pfarrer. „Warum?“—„Weil er gut ist.“—„Dann raus damit.“—„Dieser hier? Schund.“—„Schund kann nützlich sein. Er ermüdet.“—„Dieser?—Hält ihn wach.“—„Dann verbrennen wir ihn gleich doppelt.“ Draußen knackte die Sonne. Drinnen knisterte schon Papier, wenn auch nur im Kopf. Sie wollten ihn retten aus dem Feuer, das ihm Wärme gab, indem sie ein anderes Feuer machten, das ihm alles nahm. So geht das mit den Heilern: Sie verwechseln oft das Brennen mit der Heilung und wundern sich, wenn Narben sprechen lernen.

Als Don Quijote am Dorfrand ankam, wehte der Wind, als hätte er was auszurichten. Die Felder öffneten den Mund. Weit hinten schob die Mühle ihre Arme über den Himmel wie ein betrunkenen Wächter. Er hielt an. Die Lanze vibrierte in seiner Hand, als wär sie ein Zeiger, der auf etwas zeigte, das nicht mehr weglaufen durfte. Das Spottkonzert war jetzt nur noch ein Summen im Rücken, ein schlechtes Radio. Vor ihm lag das große Ohr der Welt, und er war bereit, hinein zu schreien.

Im Dorf setzte die Abendroutine ein: Das Bier wechselte die Besitzer, die Sätze wiederholten sich, die Tagesmüdigkeit klebte auf den Tischen. Der Wirt erzählte die Geschichte vom „Topfritter“, der halb aus Gold und halb aus Dreck war. Manche lachten noch, andere nicht mehr ganz so laut. Einer starrte in seinen Krug, als könnte er dort ein anderes Gesicht finden, eines von früher, aus Tagen, in denen er den Mühlen noch Namen gegeben hatte, die nicht „Arbeit“ hießen. Die Alte mit den Zwiebeln ordnete ihr Abendbrot und sprach zum leeren Raum: „Wenn er die Ratten erschlägt, kriegt er Suppe. Gott steh mir bei, ich hoffe, er bringt wenigstens einen von den Bastarden mit.“ Der Schmied hämmerte weiter. Der Pfarrer legte ein Streichholz neben die Bücher, strich es nicht an. Noch nicht. Der Barbier übte ein mildes Lächeln vor dem Risspiegel aus der Karre des Trödlers. Kinder schliefen mit Staub im Haar und Helden in den Augen.

Und draußen stand ein Mann mit einer Pfanne auf dem Kopf und hörte, wie der Wind den ersten Satz sagte. Der war alt, sehr alt, älter als alle Bücher zusammen: Komm. Es roch nach gemahlenem Korn und nach Gelegenheiten, die sich als Fehler verkleidet hatten. Der Ritter legte die Knie an die Flanken eines Pferdes, das nur noch aus Wille bestand, und der Wille sagte Ja, obwohl alles andere Nein schrie. Er atmete tief, als wolle er die Welt in sich hineinziehen und mit einem anderen Mund wieder ausspucken. Dann setzte er sich in Bewegung.

Die ersten Meter klangen noch nach Dorf. Die letzten schon nach Legende. Zwischen beiden lag der Graben, in den die meisten fallen, wenn sie versuchen, etwas zu sein, das größer ist als ihr Bauch. Er überquerte ihn mit einer Pfanne und einem Besenstiel. Das ist vielleicht lächerlich. Es ist vielleicht auch genau das, was man braucht.

Hinter ihm verklingelte das Spottkonzert, als hätte einer endlich den Dirigenten erwischt. Vor ihm begannen die Mühlen zu wachsen. Und irgendwo im Dorf, ganz leise, kaum hörbar, sang eine Stimme, die nicht wusste, dass sie sang, ein Lied ohne Worte. Vielleicht war es Hoffnung. Vielleicht war es bloß Luft. Man weiß ja nie, bis man sie eingatmet hat.

Das Dorf hatte Scherben, kein Stahl. Eisen war für Pflüge da, für Nägel, die das Dach halten, wenn der Regen die Welt verprügelt. Niemand verschwendete Metall an Träume. Aber Don Quijote brauchte eine Rüstung, also machte er sich eine. Wie jeder arme Hund: er nahm, was übrig war. Alte Blechplatten, die mal Teil eines Ofens waren. Ein Kessel, der mehr Suppen gesehen hatte, als Helden je Tränen vergossen hatten. Ein paar Lederfetzen, die nach Ziege rochen, egal, wie oft er sie wusch. Er nagelte, band, schnürte, schwor, und am Ende stand er da wie eine Vogelscheuche, die beschlossen hatte, Ritter zu werden.

Er hielt den Helm hoch. Ein verbeulter Topf, innen noch schwarze Spuren von Bohnen, die nie ganz verdaut hatten. Er sah sein Spiegelbild darin: verzerrt, mager, lachhaft. Und er grinste. „So soll es sein“, murmelte er, „der Helm der Helme.“ Er setzte das Ding auf. Es klirrte, es wackelte, und eine Laus kroch heraus, als hätte sie den falschen Zeitpunkt zum Auszug gewählt. Scheiß drauf. In seinem Kopf verwandelte sich der Topf in ein Wunder. Gold, glänzend, unzerstörbar. So leicht ist das: Dreh den Blick ein bisschen, schon siehst du die Krone im Dreck.

Seine Brustplatte war ein Flickwerk aus Herdblechen. Die Dorfschmiede hätten sich totgelacht, wenn sie ihn damit in die Schlacht hätten ziehen sehen. Aber er stand vorm Spiegel – ein alter Splitter, der das Gesicht in drei Teile schnitt – und sah einen Ritter. Den Ritter. Die Schultern hochgezogen, der Bauch eingezogen, die Wangen schmaler, als sie waren. Er hob die Lanze – immer noch der Besenstiel, nur jetzt mit einer Spitze aus rostigem Eisen, die er irgendwo aufgelesen hatte. Sie war krumm, sie war stumpf, aber in seiner Hand war sie ein Schwert Gottes.

Der Schweiß rann ihm über den Rücken, tropfte unter die Bleche, sammelte sich in kleinen Lachen, die stanken wie alles, was zu lange unter Stoff gehalten wird. Er grinste trotzdem. Der Schmerz war ein Beweis. Er stand da, schwitzte wie ein Schwein, und schwor, er sei ein Löwe.

Die Nachbarn lugten durchs Fenster. Eine Frau hielt sich den Bauch vor Lachen, ein Mann schüttelte den Kopf. „Seht euch den Irren an. Jetzt kocht er nicht mehr mit dem Topf, jetzt trägt er ihn.“ Ein Kind rief: „Schlagt die Glocken! Der Ritter wird geboren!“ Gelächter. Aber in ihren Augen lag ein Funkeln. Denn tief drin wusste jeder: Er machte etwas, was sie nicht konnten. Er nahm ihren Müll und machte daraus Bedeutung. Sie lachten, weil sie neidisch waren.

Rocinante stand angebunden, kaute gelangweilt an einem Strunk, und sah die ganze Show. Das Pferd hatte mehr Erfahrung mit Elend als jeder Mensch im

Dorf. Es sah die Bleche, sah die Pfanne, sah den Besenstiel – und blinzelte. Kein Urteil, kein Spott. Nur ein leises Schnauben, das hieß: „Wenn du reiten willst, setz dich drauf. Mir egal, ob du König oder Idiot bist.“

Er band sich die Riemen fest, zog die Handschuhe über, die keine Handschuhe waren, sondern Lederfetzen mit Löchern, die er zusammengenäht hatte. Er hob die Arme, drehte sich, hörte das Klirren. Es war das Geräusch, das er gebraucht hatte. Metall, das an Metall schlägt, egal wie billig. Ein Echo aus den Büchern, die er gefressen hatte. Er hörte Schlachten, hörte Ruhm. Und das Dorf hörte einen alten Mann, der in der Küche klirrte wie ein überfüllter Schrank.

Dann trat er hinaus. Sonne auf dem Topf, Staub im Gesicht, Schweiß im Nacken. Ein Ritter aus Dreck und Wahn. Die Leute verstummten für einen Moment, nur kurz. Dann kam das Gelächter zurück, härter, lauter. „Unser Held! Verteidiger der Schweine!“ – „Hübsche Schuhe, edler Herr! Sind das schon die Sporen oder quietschen die Mäuse drin?“ – „Wo ist die Dame, die Sie retten wollen? Hat sie sich im Misthaufen verlaufen?“ Worte, die wie Steine flogen. Aber er hob die Lanze, reckte das Kinn, und sein Blick ging durch sie hindurch, hoch, weit, in eine Welt, die niemand außer ihm sehen konnte.

Und in dieser Welt war er nicht lächerlich. In dieser Welt war er der Anfang eines Liedes, das die Kinder in hundert Jahren noch singen würden. Ein Lied, das stank, aber trotzdem brannte.

Das Pferd stand da wie ein schlecht zusammengeflückter Sarg auf Beinen. Wenn du zu lange hinsahst, hattest du das Gefühl, die Knochen wollten dir entgegenfallen, als hätten sie keinen Bock mehr auf Haut. Rocinante. So nannte er das Vieh, mit einem Pathos, das in der Luft hing wie der Gestank von billigem Schnaps. Für alle anderen war es bloß ein Kadaver mit Puls, aber in seinen Augen war es ein Ross, das Könige getragen hatte und das in jeder Legende vorkommen sollte. Die Wahrheit war: Das Vieh hätte nicht mal eine ordentliche Flucht geschafft, wenn der Metzger mit dem Messer kam.

Die Rippen zeichneten sich ab wie Eisenstäbe, zwischen denen nichts gefangen war außer der müden Atmung eines Tiers, das zu lange auf der Welt war. Das Fell stumpf, Löcher von Parasiten, kahle Stellen, an denen die Sonne selbst schon aufgegeben hatte. Die Augen waren groß, dunkel, traurig und leer – wie zwei alte Kneipenfenster, durch die seit Jahren kein Licht mehr gefallen war. Die Hufe rissig, als wären sie schon durch jeden schlechten Traum gelatscht, den die Gegend zu bieten hatte. Und trotzdem stand das Tier noch. Atmete. Wartete.

Quijote ging zu ihm hin, strich mit seiner knochigen Hand über den Hals, der sich anfühlte wie ein Stück altes Leder, das zu lange in der Sonne lag. „Edler Gefährte“, murmelte er, und die Leute am Brunnen verdrehten die Augen. „Mit dir werde ich in die Schlacht ziehen, und die Welt wird unseren Namen kennen.“ Die Welt lachte nicht, aber das Dorf tat es. Einer rief: „Pass auf, dass er dir nicht unter’m Arsch zusammenbricht, Ritter!“ Ein anderer: „Der sieht eher nach Abendessen aus als nach Krieg!“ Doch er hörte sie nicht. Er hörte nur das Pochen seines eigenen Wahnsinns, das lauter war als alles Spottgelächter.

Rocinante hob den Kopf, als wüsste er genau, dass er hier in eine Rolle gedrückt wurde, die größer war als er selbst. Er schnaubte, ein Geräusch, das mehr Staub als Atem enthielt. Don Quijote lächelte, als wäre es ein Ja. Er sah in diesem Vieh einen Spiegel. Mager, ausgelaugt, verspottet, aber immer noch stehend. Beide hätten längst tot sein sollen. Aber irgendwas hielt sie. Sturheit. Wahn. Vielleicht dieselbe beschissene Energie, die auch eine Kakerlake davon abhält, zu sterben, wenn du sie dreimal zertrittst.

Er sattelte das Tier mit einem Gestell, das schon bei der letzten Generation auseinanderfallen wollte. Leder, das stank wie eine Mischung aus Schweiß und toten Träumen. Er zog die Gurte fest, und Rocinante machte keinen Laut. Kein Protest, kein Zucken. Einfach ein müdes Stehen. Er nahm es hin, so wie alte Männer hinnehmen, dass ihre Frauen sie anschreien oder dass der Wirt das Bier streckt. Resignation als Haltung.

Aber für Don Quijote war es keine Resignation. Es war Treue. Er sah in dem stummen Tier einen Freund, der ihn verstand, weil er selbst zu kaputt war, um Nein zu sagen. „Wir beide, alter Freund“, murmelte er, „wir beide gegen die Welt.“ Und das Vieh blinzelte nur, als wolle es sagen: „Mach, was du willst, solange du mich nicht frisst.“

Die Kinder schrien wieder. „Sieh mal, Ritter und Skelett!“, rief einer und trommelte auf seinen Bauch, bis es klang wie hohle Knochen. Das Lachen peitschte durch die Straße, aber irgendwas im Blick des alten Pferdes ließ das Gelächter abebben. Da war eine Traurigkeit, die selbst Kinder verstanden. Ein Tier, das längst hätte tot sein sollen, aber das trotzdem noch atmete. Und plötzlich war das Lachen nicht mehr so laut.

Don Quijote aber hörte es gar nicht mehr. Für ihn war Rocinante das schönste Tier der Welt. Er sprach mit ihm, als säße er an einem Königshof, murmelte Pläne, schwor Eide, strich ihm über den Hals, als streichele er eine Königin. Rocinante antwortete nicht. Aber er stand da. Und manchmal ist Stehen alles, was ein Held tun muss.

Im Staub dieses armseligen Hofes standen zwei Schatten: ein Mann mit einem Topf auf dem Kopf und ein Pferd, das aussah, als wäre es auf dem Weg ins Jenseits. Aber in seiner Fantasie waren sie größer als jedes Heer. Und vielleicht, ganz vielleicht, war das genug.

Sancho Panza war kein Held. Er war ein Bauch mit Beinen, der auf dieser Welt spazieren ging, weil irgendjemand beschlossen hatte, dass es Bauern geben muss, damit Ritter ihre Scheiße wichtiger finden konnten. Er hatte ein Gesicht, das nach Knoblauch roch, und Hände, die mehr Hornhaut hatten als Gefühl. Ein Mann, der wusste, wie ein Pflug funktioniert, aber keine Ahnung, was „Ehre“ außer als Fluchwort bedeutete. Er kannte die Preise von Bohnen, wusste, welche Kühe wann kalben, und konnte einen Krug Wein schneller leeren, als du „Verdammte Scheiße“ sagen konntest. Das war sein Leben. Und ehrlich gesagt: Er kam damit klar.

Bis Don Quijote auftauchte, mit seiner Pfanne auf dem Kopf, dem Besenstiel in der Hand und diesem Blick, der dir das Gefühl gab, du stehst gerade im falschen Stück.

„Sancho“, rief er, und es klang wie ein Priester, der zum Gebet ruft, nur dass es hier nicht um Gott ging, sondern um einen verdammten Wahn. „Ich brauche einen Knappe.“

Sancho stand da, die Hände voller Mist – und ich meine das wörtlich. Er hatte gerade im Stall gearbeitet, zog die Finger durch die Scheiße, als wäre es Butter, und schaute auf diesen abgeranzten Vogel mit der Pfanne. „Einen Knappe?“, fragte er, und seine Stimme klang, als würde er in einen leeren Krug furzen. „Und was soll ich dann machen? Deinen Arsch abwischen, wenn du dich vor lauter Ehre einscheißt?“

Don Quijote lächelte, als hätte er ein Orakel gehört. „Nein, Sancho. Du wirst meine Taten bezeugen. Du wirst die Welt sehen. Du wirst reich werden, ein Herr, vielleicht ein König!“

Sancho lachte. Nicht dieses laute, dreckige Lachen, das man in der Schenke hört, sondern ein dumpfes, bitteres Lachen, das nach leerem Magen klingt. „König? Ich? Ich bin froh, wenn ich am Ende der Woche mehr Brot hab als Flöhe.“

Aber Don Quijote hörte gar nicht richtig hin. Er war schon unterwegs in seiner Rede, als hätte ihm jemand den Hahn aufgedreht. „Ich schwöre dir, Sancho, bei

Dulcinea, die schöner ist als der Morgenstern, du wirst eine Insel regieren! Eine ganze Insel, Sancho! Dein eigener Thron, dein eigener Hofstaat!“

Sancho kratzte sich am Bauch, der grollte wie ein Hund. „Eine Insel? Ich kann nicht mal schwimmen, verdammt.“

„Das brauchst du nicht!“, rief Don Quijote, und sein Blick brannte wie ein billiges Feuerwerk, das zu früh gezündet wurde. „Ich werde sie dir erkämpfen! Du wirst sitzen wie ein König, während die Leute dir Wein bringen, den du nicht mal bezahlen musst.“

Und da, da flackerte etwas in Sanchos Augen. Kein Glaube, kein Vertrauen – nur die nackte Gier eines Mannes, der so oft gefickt wurde vom Leben, dass er irgendwann denkt: Scheiß drauf, vielleicht ficke ich einmal zurück. „Eine Insel, hm?“, murmelte er. „Und Wein?“

„Ja!“, schrie Don Quijote. „Und Mädchen, die dir die Füße waschen!“

„Die Füße?“, grinste Sancho. „Die sollen mir was anderes waschen.“

Don Quijote tat, als hätte er es nicht gehört. In seiner Welt gab's keine dreckigen Sprüche. Aber Sancho grinste weiter, und das Grinsen war echt. Er wusste, der Alte war verrückt. Aber er wusste auch: Verrückte bringen dich manchmal an Orte, wo die Normalen nie hinkommen.

Also nickte er. Langsam. Bedächtig. Mit dem Gesichtsausdruck eines Mannes, der weiß, er verkauft gerade seine letzte Gehirnzelle – aber vielleicht kriegt er dafür ein Bier mehr als sonst.

„Na schön“, sagte Sancho. „Ich geh mit dir. Aber nur, wenn du schwörst, dass am Ende für mich auch was abfällt. Keine Ehre, keine Tugend, keine Scheiße – ich will was, das man essen kann.“

„Du wirst mehr haben, als du je geträumt hast!“, rief Don Quijote, und in diesem Moment glaubte er es wirklich. Er sah Sancho nicht als Bauern, nicht als fetten, stinkenden Sack, sondern als Schildträger, als Bruder im Geiste, als Zeugen seiner Größe.

Und Sancho? Der sah nur den Topf auf seinem Kopf und dachte: Wenn schon, dann mit diesem Idioten. Wenigstens bringt er Abwechslung in die Langeweile.

So begann es. Ein Ritter mit Knochen wie Zahnstochern und ein Bauer mit einem Bauch wie ein Sack Kartoffeln. Ein Wahn, der die Welt retten wollte, und

ein Mann, der bloß satt werden wollte. Zwei Idioten, die zusammen mehr Wahrheit hatten als das ganze verdammte Dorf.

Die Sonne hing tief, ein rotglühender, aufgeplatzter Apfel am Himmel, und das Dorf roch nach Schweiß, altem Bier und Schweinepisse. Perfekte Kulisse für einen Abgang, der größer wirken sollte, als er war. Don Quijote stand im Hof, die Blechrüstung schepperte, wenn er sich bewegte, als wäre er eine wandelnde Küche. Die Pfanne auf seinem Kopf glänzte, weil er sie vorher mit Spucke poliert hatte, und er schwor, sie sei ein Helm, der selbst Höllefeuer abwehrte. Neben ihm Rocinante, das klapprige Gestell, das schon beim Atmen wirkte, als würde es gleich auseinanderfallen. Und neben diesem Gaul stand Sancho, der dicke Hund, der gerade noch im Stall gewühlt hatte und jetzt so tat, als wäre er Teil von irgendwas Bedeutendem.

Sancho trug keine Rüstung. Er trug dieselben abgetragenen Lappen, die nach Arbeit und Knoblauch stanken. Aber er hatte einen Strickbeutel bei sich, in dem ein Stück Brot lag, hart wie Stein, und eine Flasche Wein, die er irgendwo hergezaubert hatte. Er war kein Narr. Wenn die Welt schon verrückt spielte, wollte er zumindest nicht mit leerem Magen untergehen.

„Knappe!“, rief Don Quijote, so laut, dass ein paar Tauben von den Dächern aufflatterten. „Bist du bereit?“

Sancho kratzte sich am Bauch und gähnte. „Bereit wofür? Für den Tod? Für Blasen am Arsch? Für eine Nacht im Graben? Ja, klar, bin ich bereit.“

„Wir ziehen hinaus, Sancho!“, schmetterte der Ritter. „Die Welt wartet auf uns, auf unsere Taten, auf die Gerechtigkeit, die wir ihr bringen!“

Sancho schüttelte den Kopf, grinste schief und murmelte: „Die Welt wartet auf gar nichts, mein Herr. Aber gehen wir, bevor sie uns noch Steine hinterherwirft.“

Das Dorf hatte sich versammelt. Nicht, weil sie an ihn glaubten, sondern weil sie lachen wollten. Sie standen in Gruppen, redeten, spotteten, stießen einander an, als wären sie auf einem Jahrmarkt, und tatsächlich: Es sah aus wie eine Show. Ein Mann mit einer Pfanne auf dem Kopf, ein Gaul kurz vor dem Zusammenbruch, und ein Bauer, der aussah, als wäre er bloß dabei, um zu gucken, wie weit der Wahnsinn gehen kann.

„Da reitet er!“, rief einer. „Unser Held! Unser Narr!“
„Bring uns ein Schwein mit, Ritter, und nenn es Drache!“

„Vergiss die Insel nicht, Sancho! Vielleicht kriegst du eine mit zwei Hütten und einem Misthaufen!“

Gelächter, das durch die Straße rollte, dick und fett wie Rauch. Aber Don Quijote hörte es nicht. Er saß auf Rocinante, zog die Zügel an, reckte die Lanze, und in seinem Kopf hallten Trompeten. Er sah kein Dorf mehr, keine Spötter, keine Fliegen. Er sah Burgen, die in der Ferne glänzten. Er sah Schlachten, die gewonnen werden wollten. Er sah Dulcinea, die auf ihn wartete, lächelnd, schön, unerreichbar.

Sancho sah nur die Sonne, die runterging, und dachte: Gleich wird's kalt, und ich hab nur das Brot.

Und dann ritt er los. Schritt für Schritt, das klapprige Pferd stolperte fast bei jedem Tritt, die Rüstung klirrte wie ein Sack voller Blech, und Sancho stapfte hinterher, den Beutel über der Schulter, die Flasche unterm Arm.

Die Leute lachten, sie schrien, sie riefen ihnen hinterher. Aber irgendwann wurde das Lachen leiser, weil Staub zwischen ihnen und der Welt der Zurückgebliebenen stieg. Zwei Silhouetten im Abendlicht, so verdammt erbärmlich, dass sie wieder groß wirkten. Ein Ritter, der nichts hatte außer Wahn, und ein Bauer, der nichts wollte außer Wein und Brot. Zwei Idioten, die die Welt verändern wollten. Oder sich selbst. Oder gar nichts.

Die Sonne fraß sich tiefer ins Land. Schatten wurden länger. Der Staub blieb in den Kehlen zurück, auch in denen der Dorfbewohner. Das Lachen blieb ihnen stecken, während sie den beiden nachsahen. Einer hustete. Einer schwieg. Einer dachte kurz: Vielleicht haben sie mehr Mut als wir alle zusammen.

Und draußen, im offenen Land, begann der Wahnsinn.

Sancho Panza tritt in Erscheinung

Sancho Panza war die Sorte Mann, die morgens mit einem Seufzer aufsteht, als hätte die Nacht auf seinem Rücken geschlafen. Er hatte Hüften, mit denen du Türen aufmachen konntest, und Hände, die aussahen wie zwei abgestumpfte Werkzeuge, als hätte das Leben sie jahrelang als Hammer benutzt. Sein Bauch – ein eigenständiger Charakter – kam grundsätzlich drei Sekunden vor ihm durch die Tür, egal, wie eng die war. Aber in den Augen lag etwas, das du in diesem Kaff selten sahst: ein glimmender Rest von Verstand, den der Hunger noch

nicht gefressen hatte. Er war kein Held, kein Heiliger, kein Dichter – er war ein Mann, der sich mit Brot, Wein und Witzen am Leben hielt, und manchmal war das mehr, als die Frommen vorweisen konnten.

Sein Haus war niedrig und müde, ein Geduckter unter Geduckten. Das Dach hielt, weil es nicht wusste, wie man einstürzt. Die Wände hielten, weil sie zu stolz waren, um umzufallen, solange Kinderhände daran entlangglitten und Mütterhände sie abwischten. Drinnen roch es nach dem, was das Leben wirklich ist, wenn keiner hinschaut: nach Zwiebeln, Zweifel, Ziegen, nach dem Schnarchen eines Mannes, der jeden Abend schwört, morgen weniger zu trinken, und am nächsten Abend denselben Schwur in dieselbe Flasche gießt. Auf dem Tisch lag ein Messer, stumpf wie ein Kirchentag, daneben Brot mit der Textur eines Schuhs. Wer noch Zähne hatte, nannte das „knusprig“. Wer keine mehr hatte, nannte es „Gnade, Herr“.

Teresa, seine Frau, war eine Frau aus Holz und Eisen. Nicht schön nach dem Maß der Maler – schön nach dem Maß der Felder: Sie brach nicht, sie bog sich. In ihren Armen wohnten die Jahreszeiten, in ihrem Blick das Inventar des Mangels. Wenn sie lachte, rutschte der Himmel ein Stück tiefer, als wolle er mithören. Wenn sie schwieg, wurde das Haus eine Mausefalle für Ausreden. Sie liebte Sancho nicht wie in Liedern, sondern wie man einen Eimer liebt: Er ist da, er ist nützlich, er ist manchmal im Weg, aber wenn er fehlt, merkst du's sofort. Und sie konnte reden. Verdammt, sie konnte reden. Worte wie Wetzsteine. Sätze, die dich abziehen bis auf den Knochen.

An diesem Morgen – die Sonne roch noch nach Nacht, die Hühner noch nach Feigheit – stand Sancho im Hof und kratzte das Stroh zusammen wie ein Mann, der versucht, seine Gedanken zu ordnen und nur Fetzen findet. Er hatte geträumt, dass jemand seinen Namen rief und eine Krone aus Brot hochhielt. Er wachte auf mit Speichel am Kinn und einem Hunger, der ihm vom Magen bis in die Knie keuchte. Er spuckte zur Seite, sah sich sein Reich an: ein Esel, der aussah, als hätte er erst gestern begriffen, dass es kein Himmelreich für Esel gibt; ein paar Hühner, die jedes Korn ansahen, als sei es eine beleidigende Geste; ein Regenfass, das den Regen hasste. Dann roch er aus Gewohnheit an seinem Hemd, und das Hemd roch zurück: Arbeit, Stall, der kleine Tod des Alltags.

„Sancho!“ Teresas Stimme kam aus der Küche, als hätte jemand die Wand aufgerissen. „Wenn du heute arbeitest wie gestern, kriegen wir morgen die Hälfte von nichts!“ Er grinste. Er mochte ihre Art von Arithmetik: Sie stimmte immer, egal, was rauskam. Er stapfte rein, griff nach dem Brot, brach ein Stück ab, probierte, gab auf, tauchte es in Wasser, kaute. Das Wasser schmeckte, als

hätte es gestern jemand benutzt, um die Sünden darin zu waschen, aber es machte das Brot milde. Er kaute wie ein Mann, der weiß, wie lang ein Tag ist.

„Was starrst du?“ fragte Teresa, ohne hinzusehen. Sie knetete Teig, der aussah, als hätte er miese Laune. „Ich starre auf die Zukunft“, sagte er. „Siehst du sie?“ – „Ich seh dich“, meinte sie, „und das reicht.“ Sie wischte sich die Hände am Schürzenrand ab, der aussah, als hätte er längst eigene Pläne. „Der Pfarrer war gestern da“, sagte sie, beiläufig wie ein Hieb. „Und der Barbier. Sie flüsterten was von Büchern und einem alten Narren, dessen Kopf brennt.“ Sancho nickte langsam, als ob er einem Lied zustimmte, dessen Melodie er nicht mochte. „Ich hab ihn gesehen“, sagte er. „Den mit der Pfanne.“ – „Pfanne?“ Sie lachte kurz auf, aber das Lachen war ohne Spaß. „Dass Gott uns vor Pfannen schützt, die denken, sie seien Helme.“

Er nahm die Flasche – der Wein war dünn wie eine Ausrede – und trank. Es brannte nicht; es erinnerte bloß daran, wie es wäre, wenn es brennen würde. „Er hat mich gestern gerufen“, sagte Sancho, und das Wort „gerufen“ ließ Teresa innehalten, als hätte es ihr in die Kniekehle gegriffen. „Gerufen?“ – „Knappe.“ – „Ach, Jesus und die sieben Ziegen.“ Sie setzte sich, ohne es zu wollen. „Knappe? In deinem Alter?“ – „Mein Alter ist ein guter Zeitpunkt, um weniger zu denken“, sagte er, und jetzt grinste er, weil er wusste, wie sehr sie diesen Satz hassen würde. „Er sprach von Inseln.“

Teresa schnaubte. „Inseln sind nur Felder mit Wasser drumrum. Was willst du mit Wasser? Du ersäufst ja schon im Wein.“ – „Er sagt, ich werde regieren.“ – „Wen? Die Flöhe in deiner Hose?“ Ihr Blick war die Sorte Messer, die nicht schneidet, sondern einfach durchgeht. „Sancho, du bist kein Regierender. Du bist ein Träger. Ein Schleppender. Einer, der hält, wenn was fällt. Und hier fällt ständig was.“ – „Vielleicht fällt endlich mal was auf mich“, murmelte er, mehr zu seinem Bauch als zu ihr. Der Bauch antwortete mit einem Geräusch, das hieß: Wir nehmen, was wir kriegen.

Er trat wieder hinaus, weil Männer in solchen Momenten immer hinaus treten, als würde die Luft vorm Haus weniger beurteilen. Der Morgen stieg über die Kante des Dorfes, und das Dorf gähnte zurück. Weit entfernt sah er eine Silhouette: lang, dünn, stolpernd erhoben – der Pfannenmann auf seinem Knochenpferd, der Besenstiel wie ein Fingerzeig in den Himmel. Sancho blinzelte. In seinem Kopf rannten zwei Hunde gegeneinander an: der Hund, der Vernunft hieß, und der Hund, der Hoffnung hieß. Vernunft hatte dickere Pfoten. Hoffnung biss härter.

Er dachte an seine Kinder – Gesichter wie kleine Spiegel, in denen du entweder dein Bestes oder dein Versagen sehen konntest, je nachdem, wie wach du warst. Er dachte an die Jahre, die kamen, schnupperte daran wie an einem Stück Fleisch, von dem du nicht weißt, ob es noch gut ist. Er dachte an die Männer in der Schenke, die jeden Abend dieselben Sätze sagten und am nächsten Abend wieder dieselben Sätze sagten, als wären sie Schauspieler in einem Stück, das nie endet und nie Applaus bekommt. Und er dachte an das Gefühl, das du kriegst, wenn einer den Mut hat, lächerlich zu sein. Das Gefühl, das dich wütend macht, weil du's nicht bist.

Teresa trat in die Tür, die Arme verschränkt, das Gesicht nicht. „Sag's“, sagte sie. „Sag, was du sagen willst, und dann setzt du dich hin und isst.“ Sancho atmete. „Ich glaube, ich gehe mit ihm.“ Es war still danach, als hätte jemand einen Löffel fallen lassen, der nie aufkam. Die Hühner scharrten plötzlich sehr höflich. Der Esel tat so, als wäre er ein Busch. Teresa schaute ihn an, nicht überrascht, eher müde auf eine neue Art. „Natürlich gehst du“, sagte sie. „Du bist ein Mann.“ Das klang nicht wie ein Kompliment. „Männer gehen, wenn ihnen die Wände zu ehrlich werden.“

„Er hat eine Insel erwähnt“, wagte Sancho, weil Männer in der Not gerne das größte Stück Lüge zeigen, das sie haben. „Dann bring mir eine mit Weinreben“, sagte sie. „Und mit Brot, das nicht zerspringt, wenn man es anschaut. Und mit Schuhen für die Kinder.“ – „Schuhe sind keine Inseln“, murmelte Sancho, und sofort schämte er sich für den Satz, weil er klüger klang, als er fühlte. Teresa trat näher, legte ihm die Hand auf den Bauch, als wollte sie wissen, ob da drin auch ein Herz arbeitet. „Wenn du gehst, Sancho, dann gehst du nicht wegen ihm“, sagte sie leise. „Du gehst, weil du nicht erträgst, wie ordentlich unser Elend geworden ist.“

Er wollte sie küssen – nicht wie in Liedern, sondern so, dass beide den Tag aushalten. Aber er küsste sie nicht. Stattdessen griff er nach dem Strickbeutel, legte Brot hinein, das die Zähne testen würde, und eine Zwiebel, die Versprechen spürbar machte. Er stopfte die Flasche dazu, die zu früh leer sein würde, und einen Lappen, mit dem man Blut oder Schweiß oder beides abwischen kann. Kein Schwert. Sancho nahm keine Schwerter. Schwerter sind für Männer, die glauben, dass die Welt zuhört. Sancho glaubte, dass sie kaut.

„Gib mir den alten Mantel“, sagte er. „Den mit den Löchern.“ – „Warum?“, fragte Teresa. – „Damit der Wind was zum Durchgehen hat“, sagte er und grinste schief. Sie gab ihm den Mantel. Er roch nach Regen, der nie pünktlich kam. Dann griff er nach seinem Hut, der an den Rändern ausfranste wie ein

Satz ohne Ende. Er setzte ihn auf, sehr ernst, als würde er ein Amt antreten, das nur er kannte. Draußen wurde die Pfannensilhouette größer.

„Wenn du gehst“, sagte Teresa, „nimm den Esel. Das Pferd von dem da ist ein Knochen mit Haaren. Wenn du zu Fuß gehst, bist du heute Abend alt.“ – „Der Esel ist unser“, sagte Sancho schwach. – „Du bist auch unser“, sagte sie, „und trotzdem gehst du. Nimm ihn.“ Er nickte. Der Esel drehte den Kopf so langsam, als müsse er erst nachfragen, ob er wirklich gemeint ist. „Wir zwei“, flüsterte Sancho dem Tier zu, „wir machen Urlaub von der Armut.“ Der Esel blinzelte. Esel haben die Augen von Richtern und das Herz von Knechten.

„Sag den Kindern ...“, begann er, und vergaß, was danach kommt. Teresa half ihm. „Sag ihnen gar nichts“, sagte sie. „Sie sehen, was du tust. Und später, wenn sie groß sind, werden sie entweder sagen: Mein Vater war mutig. Oder: Mein Vater war ein Idiot. Beides ist besser als: Mein Vater hat immer nur gekuckt.“ Er nickte. Es tat weh, weil es stimmte.

Die Sonne war jetzt ein goldener Brief, den keiner lesen konnte. Sancho legte den Strickbeutel über die Schulter, nahm den Esel am Halfter, trat auf die Straße, die genug Füße gesehen hatte, um alle Geschichten zu kennen und keine zu erzählen. Teresa blieb im Türrahmen stehen, die Hände am Rand, als würde sie das Haus festhalten, damit es nicht mitging. „Bring irgendwas zurück“, sagte sie. „Zur Not ein Witz.“ – „Witze hab ich“, sagte Sancho, und es klang traurig. „Ich bring dir einen anderen Himmel mit.“ – „Der Himmel bleibt, wo er ist“, sagte sie. „Bring mir was, das man essen kann.“

Er ging los. Jeder Schritt war ein kleiner Verrat und eine kleine Hoffnung. Das Dorf schaute, wie Dörfer schauen: neugierig, buttermilchböse, bereit, die Geschichte zu klauen, wenn sie gut wird, und sie zu begraben, wenn sie schlecht ausgeht. Er hob die Hand, winkte niemandem, und doch winkte er allen, die das gleiche Problem hatten wie er: zu viel Tag, zu wenig Geld, zu viele Gründe, zu bleiben, und dieser eine kleine Grund, der flüstert: Vielleicht nicht.

Als Don Quijote nah genug war, sah Sancho die Details: die Pfanne, die unter der Sonne glitzerte, als wäre sie ein Orden; die Rüstung, die klirrte wie eine Erinnerung an etwas, das nie passiert ist; das Pferd, das den Tod vertagt hatte; die Augen, die brannten wie eine Kerze in einer Kirche, in der keiner mehr betet. Der Ritter hob den Besenstiel, als sei er eine Fahne. „Sancho!“, rief er, „bist du bereit, die Welt zu sehen?“ – „Ich bin bereit, sie zu hören, wenn sie endlich was Neues sagt“, gab Sancho zurück. „Und wenn sie nichts Neues hat?“ – „Dann reden wir, bis sie zuhört.“

Hinter ihm stand Teresa, nicht winkend, nicht weinend, nur da. Ihre Anwesenheit war ein Dach über seinem Rücken. „Komm heil wieder“, sagte sie, ohne die Lippen zu bewegen. Sancho nickte, ohne den Kopf zu drehen. Manche Versprechen sagt man mit dem Nacken.

Er stieg auf den Esel, dessen Rücken unter ihm knarzte wie ein alter Witz, der trotzdem funktioniert. Der Ritter sah zufrieden aus, als hätte das Schicksal endlich den Stempel gesetzt. „Knappe“, sagte Don Quijote feierlich. „Herr“, sagte Sancho trocken. „Sag mir, wo’s langgeht, und ich sag dir, wo’s klemmt.“

Und so ritt ein Bauch neben einem Knochengerüst los, beide von einer Idee gehalten, die im Licht anders aussah als im Schatten. Sancho spürte, wie der Tag etwas von ihm nahm und etwas anderes hinlegte: eine Erwartung, die wie ein Stein im Schuh drückte, aber dafür sorgte, dass er nicht einschlief. Er dachte an Wein, an Brot, an eine Insel, die vielleicht nur ein größerer Tisch war, an Teresa, die das Haus zusammenhielt wie ein Gürtel, der nie nachgibt.

Er dachte auch an Angst – nicht diese große, schreiende, sondern an die kleine, die wie ein Tier an deinem Hosenbein nagt: Was, wenn alles nur lächerlich wird? Und dann lachte er, leise, warm, gemein zu sich selbst. „Lächerlich“, murmelte er. „Das ist immerhin was. Lächerlich ist Bewegung.“ Der Esel setzte die Hufe, als nicke er. Don Quijote hob die Lanze zur Begrüßung einer Welt, die keinen Gruß bestellt hatte.

Sancho drehte sich ein einziges Mal um. Teresa stand noch da. Er hob zwei Finger an den Hut. Mehr gab’s nicht zu sagen. Dann zog er die Schultern hoch, damit der Wind nicht an seinen Zweifeln zupfte, und ließ den Esel in den Tag hinein trotten, an der Seite eines Mannes, der zu viel glaubte. Manchmal ist das die einzige Sorte Glauben, die zwei braucht: einer, der zu viel glaubt – und einer, der genug hungert, um mitzugehen.

Sie trafen sich am Dorfrand, dort, wo der Staub schwerer lag als die Hoffnung. Don Quijote, hoch zu Knochen auf Rocinante, die Lanze gen Himmel gestreckt, als hätte er gerade einen Platz im Theater Gottes reserviert. Sancho auf seinem Esel, das Tier mit dem Blick eines Beamten, der alles schon gesehen hat und nie dafür bezahlt wurde. Zwischen ihnen die Hitze, das Summen der Fliegen, und dieser unausgesprochene Vertrag, der wie ein Kartenstapel auf dem Tisch lag.

„Sancho“, begann Don Quijote, und seine Stimme schwoll an, als würde er zu tausend Männern sprechen und nicht zu einem Bauern, der noch Brotkrumen am Hemd hatte. „Ich habe dich auserwählt.“

„Auserwählt?“, fragte Sancho, zog an seiner Unterlippe, als wolle er sehen, ob da noch ein Rest Wein drin steckt. „Ich seh hier keinen Altar und keinen Gott. Nur dich mit deinem Suppentopf auf der Birne.“

„Nicht Suppentopf! Helm! Helm der Ehre!“ Don Quijote richtete sich auf, und Rocinante tat so, als hätte er verstanden, streckte den Hals, der mehr an ein Galgenseil erinnerte als an Kraft. „Du sollst mein Knappe sein, Sancho. Mein Begleiter. Der Mann, der Zeuge ist, wenn wir Unrecht zerschlagen und Ehre aufrichten.“

Sancho rülpste leise. „Ehre stopft mir kein Loch im Bauch. Und Unrecht hab ich genug gesehen, ohne dass einer mit 'nem Besenstiel draufhauen musste.“

Don Quijote sah ihn an, als würde er ein Kind sehen, das noch nichts von der Welt weiß. „Sancho, hör mir zu: Ich verspreche dir Ruhm. Und nicht nur Ruhm – Reichtum! Länder! Inseln!“

„Inseln“, wiederholte Sancho, und das Wort rollte in seinem Mund wie eine Olive im Dreck. „Das hat er mir gestern auch gesagt. Inseln. Ich frag dich: Was weißt du überhaupt von Inseln? Du bist nie weiter gereist als bis zur Schenke.“

„Eine Insel, Sancho!“, rief Don Quijote, der Blick brannte, als wolle er das Wort in die Luft nageln. „Deine Insel, die du regieren wirst, wie ein König! Diener werden dir zu Füßen liegen. Du wirst trinken, essen, befehlen. Du wirst über dich hinauswachsen, Sancho.“

Sancho schnaubte, kratzte sich am Nacken. „Ich wach höchstens noch in die Breite. Und was soll ich machen, wenn ich die Insel hab? Die Hühner melken?“

„Du wirst herrschen!“, schrie Don Quijote, und ein paar Krähen flatterten erschrocken aus einem Baum, als hätten sie die Pointe verstanden. „Herrschen, Sancho, über Menschen, die dir gehorchen, weil du mein Knappe warst!“

Sancho ließ die Zügel los, der Esel stand still, als hätte er schon lange beschlossen, sich hier niederzulassen. „Also... ich geh mit dir, halt dir den Rücken frei, trag deinen Mist, krieg dafür ein Stück Land mitten im Wasser? Ist das der Deal?“

„Ja!“, rief Don Quijote. „Ein Stück Land, das die Welt beneiden wird! Dein Name wird in Liedern besungen werden, Sancho Panza, Herr einer Insel, Freund eines Ritters!“

Sancho grinste. Breit, schief, mit Zahnresten, die aussahen wie eine schlechte Baustelle. „Freund eines Ritters? Ich dachte, ich wär bloß der Trottel, der hinter dir herläuft.“

Don Quijote legte eine Hand aufs Herz. „Nein, Sancho. Ein Ritter ist nichts ohne seinen Knappe. So wie ein Vogel nichts ist ohne Flügel. So wie der Wein nichts ist ohne das Glas.“

Sancho kicherte. „Der Wein ist auch ohne Glas was. Frag mich.“

Ein Moment Stille. Dann dieses Glühen in Don Quijotes Augen, das wie ein Fieber aussah. „Also? Kommst du mit, Sancho?“

Sancho dachte an Teresa. An die Kinder. An das Brot, das so hart war, dass man es hätte als Waffe benutzen können. Er dachte an den Esel, an die Abende in der Schenke, an das Gelächter über Männer wie ihn, die nie über den Dorfrand hinaus kamen. Und er dachte an die Insel. Nicht an die echte – er wusste nicht mal, wie die aussah. Aber an die Idee: eine Insel, wo er nicht immer den Kopf einziehen musste.

„Scheiß drauf“, murmelte er schließlich. „Ich geh mit dir. Aber ich will Wein, Brot und am Ende meine Insel. Wenn ich schon sterbe, dann wenigstens nicht mit leerem Magen.“

Don Quijote streckte die Hand aus, blechklirrend, heilig, lächerlich. Sancho schlug ein, seine Hand schwitzig, grob, ehrlich. Zwei Hände, die sich fanden im Staub, eine voller Wahn, die andere voller Hunger.

Und so war der Handel besiegelt: ein Ritter, der nur Luft zu bieten hatte, und ein Bauer, der dumm genug war, sie zu kaufen.

Das Haus der Panzas war kein Heim, sondern ein Boxring mit Dach. Die Wände aus Lehm hielten weniger Hitze ab als eine alte Decke, und wenn der Wind kam, blies er durch die Ritzen wie ein betrunkenen Onkel, der nicht versteht, wann er heimgehen soll. Drinnen klapperten Schüsseln, die mehr Risse hatten als Versprechen, und irgendwo schrie ein Kind, weil Kinder schreien, ob sie nun einen Grund haben oder nicht.

Teresa stand am Tisch, die Hände im Teig, die Augen im Krieg. Sie war kein hübsches Bild, das man malen konnte – sie war Realität mit Haaren im Zopf und Muskeln in den Armen. Sie war das Gegenteil von Illusion. Sie roch nach Arbeit, nach Zwiebeln, nach Schweiß, nach Überleben. Wenn sie redete, hörte selbst der Hahn kurz auf zu krähen, weil er wusste: Ihre Stimme pickt härter.

„Sancho!“, brüllte sie, als er reinkam, mit diesem Gesicht, das immer aussah, als hätte er gerade beim Würfeln verloren, obwohl er nie genug Geld hatte, um zu spielen. „Willst du mir jetzt wirklich erzählen, dass du mit diesem Narren losziehst?“

Sancho hielt den Strickbeutel in der Hand, in den er schon Brot, Zwiebeln und die letzte halbe Flasche Wein gesteckt hatte. „Er hat’s versprochen, Teresa. Eine Insel. Für uns. Für die Kinder.“

Teresa lachte. Kein Lachen, das wärmt – ein Lachen, das schneidet. „Eine Insel! Gott steh mir bei, Sancho. Weißt du überhaupt, was ’ne Insel ist? Das ist Land im Wasser. Wasser, verstehst du? Dieses nasse Zeug, in dem du untergehst, weil du zu fett bist, um zu schwimmen. Insel! Du kannst froh sein, wenn du bei ihm nicht als Köder endest!“

Sancho senkte den Kopf, aber nicht aus Scham – eher, weil er wusste, dass man einer Frau wie Teresa nie direkt in die Augen schauen sollte, wenn sie brannte. „Er meint es ernst. Er ist verrückt, ja, aber er meint es ernst. Und ernst reicht manchmal.“

„Ernst reicht?“, wiederholte sie, und jetzt flogen ihre Hände durch die Luft, als kneteten sie die Worte. „Was reicht dir noch? Ein leerer Magen? Ein lächerlicher Tod? Ein Grab, in das man nicht mal ein ordentliches Kreuz stellt, weil alle lachen? Sancho, hör zu: Wenn du gehst, gehst du nicht als Held. Du gehst als Dorftrottel Nummer zwei, hinter dem alten Besenstielritter.“

Sancho seufzte, zog die Flasche aus dem Beutel, nahm einen Schluck, ließ den Wein über die Zunge laufen, als würde er prüfen, ob es noch Mut darin gab. „Vielleicht bin ich ein Trottel“, murmelte er. „Aber ich bin lieber ein Trottel, der unterwegs ist, als einer, der hier sitzt und stirbt, während er den Hühnern beim Scheißen zusieht.“

Teresa trat näher, der Teig klebte noch an ihren Fingern, sie packte ihn am Ohr wie einen Bengel. „Unterwegs! Unterwegs wohin? In den Tod? In die Armut? In den Witz, den das Dorf sich noch hundert Jahre erzählt?“

Sancho wand sich, grinste trotz des Schmerzes. „Wenn sie über mich lachen, reden sie immerhin von mir. Jetzt redet keiner. Ich bin nur Bauch, Teresa. Bauch und Mist. Aber vielleicht bin ich morgen Bauch mit Insel.“

Sie ließ ihn los, warf die Hände hoch, als wollte sie den Himmel verklagen. „Eine Insel! Du bist so dumm, Sancho, dass ich dich fast bewundere. Aber wenn du

gehst, dann gehst du nicht allein. Du nimmst den Esel. Der isst wenigstens nicht alles weg und bringt dich schneller zurück, wenn der Narr dich verhungern lässt.“

Sancho nickte. Der Esel hatte mehr Verstand als er beide zusammen.

Die Kinder lugten aus der Ecke, große Augen, dreckige Gesichter. „Vater“, sagte eines, „bringst du uns was?“ – „Ja“, sagte er, „ich bring euch Geschichten.“ – „Geschichten machen nicht satt“, murmelte das andere. Teresa drehte sich zu ihnen. „Seid still. Lasst ihn gehen. Vielleicht bringt er uns wirklich was. Vielleicht bringt er uns gar nichts. Aber bringt er was, dann verdanken wir es nicht ihm, sondern dem Glück, das sich verirrt hat.“

Sie setzte sich wieder an den Tisch, knetete weiter, als sei der Teig ein Ersatz für den Kopf ihres Mannes. Sancho stand da, den Beutel auf der Schulter, den Hut in der Hand, den Blick auf die Tür. „Ich komme zurück, Teresa“, sagte er leise.

„Natürlich kommst du zurück“, knurrte sie. „Die Welt ist zu faul, um dich zu behalten.“

Er grinste, dieses schiefe, müde Grinsen, das gleichzeitig Entschuldigung und Trotz war. Dann ging er hinaus, ins Licht, ins Staubige, ins Absurde.

Und Teresa, die Frau, die ihn durchschaute wie ein kaputtes Fenster, sah ihm nach, als wüsste sie schon: Er geht, weil er sonst hier stirbt. Und sterben kann er auch draußen. Aber wenigstens lacht er dabei.

Sancho packte. Wenn du das Wort „packen“ für einen Bauern benutzt, heißt das nicht, er schiebt Kisten voll Gold in eine Truhe. Es heißt: Er stopft den letzten Rest seines armseligen Lebens in einen Strickbeutel, damit er unterwegs nicht verhungert. Er hatte kein Schwert, keine glänzenden Stiefel, keine Wappen. Er hatte Brot, das härter war als der Boden vor der Tür, Zwiebeln, die so streng rochen, dass selbst die Fliegen kurz zögerten, und eine Flasche Wein, die ihn bis mittags bringen musste, wenn er sparsam war – was er nie war.

Er legte das Brot hinein, klopfte es wie ein Stück Metall, das standhalten sollte. Dann die Zwiebeln, drei Stück, groß, fett, jede eine Granate gegen den Hunger. Schließlich die Flasche. Dünnes Zeug, fast Essig, aber genug, um den Kopf zu benebeln, wenn die Wirklichkeit zu laut wurde. Dazu ein altes Stück Speck, das mehr Salz als Fleisch hatte. Er schnürte den Beutel zu, als sei er jetzt gerüstet für die Schlacht.

Don Quijote stand daneben, glänzte im Topfhelm, das Blech klirrte wie ein leerer Mülleimer. Er sah Sanchos Ausrüstung und nickte ernst. „Ein Ritter braucht mehr als Waffen. Er braucht Stärke im Magen.“

Sancho grinste schief. „Genau das hab ich immer gesagt. Nur dass du bei ‚Stärke im Magen‘ an Ehre denkst und ich an Wein.“

Er kramte noch in der Ecke nach einem alten Lappen, der mal ein Mantel war. Löcher überall, Ränder zerfranst, aber er war warm genug, wenn du ihn doppelt legtest. Er stopfte ihn über den Beutel, als wolle er sich selbst vorm Winter verstecken. Kein Glanz, kein Ruhm. Nur Flicker, Brot, Alkohol.

Der Esel schnaubte, als Sancho ihm den Strick überwarf. Kein Protest, nur dieses müde „Na gut“, das Tiere haben, die schon zu viel mitgemacht haben. Don Quijote sah das Tier an, als sei es ein göttlicher Bote. „Ein edles Maultier für einen edlen Mann“, sprach er pathetisch. Sancho lachte und tätschelte das Fell. „Edler Mann? Esel für Esel, mein Herr.“

Das Dorf hatte sich wieder versammelt. Die Leute sahen den Ritter mit seiner Blechküche und den Bauern mit seinem Beutel voller Essen. Einer rief: „Seht! Der eine trägt Waffen, der andere trägt die Vesper!“ Ein anderer: „Wenigstens verhungert der Dicke nicht!“ – „Aber erstickt er nicht am Knoblauch?“ Gelächter.

Sancho zog an seiner Flasche, spuckte den ersten Schluck in den Staub, trank dann den Rest. „Auf Dulcinea“, murmelte er, mehr aus Spott als aus Glauben. Don Quijote nickte ehrfürchtig, als wäre das ein Gebet.

Und so standen sie da: Der eine mit einem Strickbeutel voller Hunger, der andere mit einer Pfanne voller Wahn. Zwei Soldaten, die nicht wussten, gegen wen sie kämpfen würden.

Sie gingen los, wenn man das so nennen konnte. Don Quijote saß auf Rocinante, dem wandelnden Knochengerüst, das bei jedem Schritt ächzte wie ein alter Schrank, der zu viele Male auf- und zugemacht wurde. Sancho trottete auf seinem Esel daneben, den Strickbeutel am Sattel, die Flasche unter dem Arm. Der Ritter reckte die Lanze in den Himmel, als könne er damit den Mond aufspießen, Sancho reckte bloß seinen Rücken, der knarrte, weil er gestern schon zu viel gearbeitet hatte.

„Sancho,“ begann Don Quijote, seine Stimme war groß wie ein Echo in einer leeren Kirche, „du musst wissen: Wir ziehen hinaus, um Unrecht zu vernichten und die Ehre zu retten.“

Sancho schmatzte an einem Stück Brot, das er mit den Zähnen fast nicht kleinbekam. „Die Ehre? Soll die auch satt machen? Wenn ja, gib mir zwei Portionen. Ich nehm noch Zwiebeln dazu.“

Don Quijote tat, als hätte er den Kommentar nicht gehört. „Wir werden Jungfrauen retten, die in Ketten liegen! Wir werden Drachen töten, die Feuer speien!“

Sancho trank einen Schluck Wein, wischte sich den Mund am Ärmel. „Jungfrauen? In diesem Kaff? Die letzte Jungfrau, die ich gesehen hab, war die Ziege vom Nachbarn, und selbst die hat schon genug erlebt.“

„Sancho!“, donnerte der Ritter, und Rocinante stolperte, weil er das Donnern nicht gewohnt war. „Du musst glauben! Ohne Glauben kein Ruhm!“

„Ruhm.“ Sancho grinste, zog eine Zwiebel aus dem Beutel, biss rein, Tränen schossen ihm in die Augen. „Ich glaub an Zwiebeln. Die sind ehrlich. Die tun dir weh, und sie geben’s wenigstens zu. Ruhm stinkt nur, wenn du ihn verlierst.“

Don Quijote seufzte, aber in diesem Seufzen lag mehr Predigt als Müdigkeit. „Du wirst es sehen, Sancho. Die Welt braucht Ritter. Sie braucht uns!“

„Die Welt braucht Wein“, murmelte Sancho, „und Würstchen. Und einen warmen Arsch im Bett. Alles andere ist Bonus.“

Sie ritten weiter, der Staub stieg hoch wie eine graue Wolke, die sie verfolgte. Das Dorf verschwand im Rücken, und mit jedem Schritt wurden sie lächerlicher – und gleichzeitig größer. Einer mit Vision, der andere mit Hunger. Einer, der nur noch in Büchern lebte, der andere, der Bücher höchstens als Brennholz verstand.

Sancho sah ihn an, diesen hageren Vogel mit dem Topfhelm, und grinste. „Weißt du was, Herr? Wir beide sind das perfekte Paar. Du bist verrückt, und ich bin hungrig. Zusammen ergeben wir fast einen normalen Menschen.“

Don Quijote nickte ernst, als wäre das eine heilige Wahrheit. „Genau, Sancho. Zusammen sind wir stärker.“

Sancho lachte so laut, dass der Esel erschrak und einen Schritt zur Seite machte. „Stärker? Wir zwei? Einer, der mit dem Wind redet, und einer, der mit dem Bauch verhandelt? Wenn das Stärke ist, dann ist die Welt schwächer, als ich dachte.“

Doch tief drin, zwischen Brotkrumen und Wein, spürte Sancho ein Kribbeln. So, als hätte er tatsächlich mehr verdient als nur Staub und Zwiebeln.

Die Straße raus aus dem Dorf war nicht mehr als ein Riss im Boden, Staub auf Staub, Spuren von Karren, die nie reich zurückkamen. Links die Felder, rechts der Misthaufen der Welt, und mittendrin das Gespann: der Ritter auf dem Knochengaul, der Bauer auf dem Esel. Ein Bild so schief, dass man es an die Wand hängen wollte, bloß um sich zu erinnern, wie lächerlich Hoffnung aussehen kann.

Und die Leute sahen zu. Natürlich sahen sie zu. Wenn einer aus dem Trott ausbricht, dann glotzen alle, wie Hunde, die einen Fremden wittern. Die Kinder riefen zuerst, schrien wie Spatzen im Chor: „Der Narr geht jagen! Der Dicke trägt den Sack! Bring uns Drachenfleisch mit, Ritter!“ Steine flogen, kleine, ungefährliche, eher aus Langeweile als aus Hass. Don Quijote sah sie nicht, Sancho duckte sich nicht. Beide hatten gelernt, dass Steine selten treffen, wenn sie aus Spott geworfen werden.

Die Frauen am Brunnen hörten auf zu schwatzen und folgten den beiden mit Blicken. Eine lachte schrill: „Sancho, bring deiner Frau einen König mit, wenn du zurückkommst!“ – „Oder wenigstens Schuhe für die Kinder!“ – „Oder einen Krug, der nicht leckt!“ Das Lachen klirrte durch die Straße wie zerbrochenes Glas. Aber eine von ihnen, die Älteste, schwieg. Sie sah Sancho an, ihren Mund zu einem Strich gepresst, und dachte: Wenigstens geht er. Wenigstens versucht er, den Staub zu verlassen.

Die Männer vor der Schenke hatten ihre Krüge in der Hand, als hielten sie die Welt fest. „Seht sie euch an!“, rief einer, ein Sack voll Bauch mit mehr Schulden als Haare. „Der Idiot mit der Pfanne und der Fresser mit dem Beutel! Zwei Könige auf dem Weg ins Nichts!“ Gelächter, laut, fett, biergetränkt. Einer hustete, spuckte, wischte sich den Mund und brüllte: „Sancho! Wenn du deine Insel findest, schick uns eine Schenke mit! Wir regieren hier den Durst, du regierst den Rest!“ Wieder Gelächter, diesmal schärfer, bissiger.

Doch hinter dem Gelächter war was anderes. Dieses kleine Ziehen, das keiner zugab. Dieses Flüstern im Kopf: Was, wenn der Verrückte es schafft? Was,

wenn der Dicke wirklich mit einer Insel zurückkommt? Was, wenn aus ihrem Gelächter plötzlich Neid wird? Sie lachten lauter, um das Flüstern zu ersticken.

Don Quijote hörte nichts. Sein Kopf war voller Trompeten, sein Blick auf den Horizont genagelt. Sancho hörte alles. Jedes „Narr“, jedes „Trottel“, jedes „Arsch“. Aber er grinste. Weil er wusste, Gelächter ist billig. Gehen ist teuer. Und er zahlte gerade.

Die Tiere sahen auch. Der Hund, der sich sonst im Schatten kratzte, hob den Kopf, folgte ihnen mit den Augen. Die Katze auf der Mauer zuckte mit dem Schwanz. Selbst der Hahn hielt kurz den Schnabel, als er die beiden sah. Tiere kennen Lächerlichkeit – und sie wissen, dass Lächerlichkeit manchmal der Anfang von Größe ist.

Und so zogen sie hinaus: der Ritter, der nichts hatte als Wahn, und der Bauer, der nichts wollte außer Wein. Hinter ihnen das Gelächter, das immer leiser wurde. Vor ihnen das Feld, die Mühlen, die Zukunft.

Sie waren schon ein paar hundert Schritte draußen, die Sonne fraß den Rücken, und der Staub klebte am Hals wie eine miese Erinnerung. Hinter ihnen noch das Gelächter, das schwächer wurde, vor ihnen die Felder, die so leer waren, dass sie fast schreien wollten. Sancho ritt auf seinem Esel, der Kopf wippte, der Beutel schlug ihm rhythmisch gegen die Hüfte, Brot, Zwiebeln, Wein – das Arsenal eines echten Helden des Elends. Don Quijote saß auf Rocinante, den Besenstiel wie eine Fahne hoch erhoben, als würde er die Welt schon besitzen.

Sancho schaute rüber zu ihm. Dieser hagere Kerl mit den hohlen Wangen, die Augen brennend, der Topfhelm glänzte wie billiges Messing. Ein Narr. Ein gottverdammter Narr. Aber einer, der ging. Und das war mehr, als das ganze Dorf jemals tat.

Er dachte an Teresa, wie sie in der Tür stand, die Hände voll Teig, die Augen voll Wahrheit. Sie hatte recht. Natürlich hatte sie recht. Aber Recht bringt dir keinen Krug Wein. Recht bringt dir keine Insel. Recht bringt dir bloß eine Nacht mehr im gleichen Bett mit dem gleichen Hunger.

Er dachte an die Kinder, ihre Stimmen dünn, ihre Blicke groß. „Bring uns was, Vater.“ Was? Geschichten? Brot? Schuhe? Er hatte nichts. Gar nichts. Aber er hatte jetzt diesen verrückten Ritter, und vielleicht, ganz vielleicht, hatte er durch ihn eine Chance auf mehr als gar nichts.

„Sancho,“ sagte Don Quijote, die Stimme vibrierte wie ein schlecht gestimmter Bass, „fühlst du es? Das Abenteuer liegt vor uns!“

Sancho kratzte sich am Bart, grinste schief. „Was ich fühle, ist Hunger. Und mein Arsch fühlt den Esel. Das ist mein Abenteuer.“

Don Quijote nickte ernst, als hätte Sancho gerade ein tiefes Mysterium ausgesprochen. „Genau! Wir spüren schon den Anfang!“

Sancho lachte, ein dreckiges, warmes Lachen, das in der Luft hing. „Weißt du was, Herr? Scheiß drauf. Ich bleib dabei. Ich geh mit dir. Besser lach ich über dich, während ich unterwegs bin, als dass sie im Dorf über mich lachen, während ich im Dreck sterbe.“

Er nahm die Flasche, trank, reichte sie rüber. Don Quijote nahm sie ehrfürchtig, als wäre es ein heiliger Kelch, trank, hustete, grinste. „Auf Dulcinea“, murmelte er.

„Auf die Insel“, antwortete Sancho.

Und da war's entschieden. Kein Zurück, kein Zaudern. Ein Ritter im Wahn, ein Bauer im Hunger, zwei Idioten auf dem Weg in eine Welt, die weder nach ihnen gefragt hatte noch Platz für sie machen wollte. Aber scheiß drauf.

Hinter ihnen das Dorf, satt im Spott. Vor ihnen das offene Land, voller Staub und Versprechen. Sancho zog den Beutel enger, schlug dem Esel auf die Seite und grinste. „Lieber mit einem Verrückten ins Chaos, als im Dorf verrotten.“

Die Sonne glühte, der Staub stieg, und das Abenteuer roch nach Schweiß, Wein und dummen Ideen.

Ein Esel und ein Pferd – Gefährten wider Willen

Rocinante war kein Pferd, er war ein Gerippe mit Haut, das zu stolz war, um umzufallen. Jeder Schritt klang wie ein altes Möbelstück, das man noch nicht weggeworfen hat, weil man zu faul ist, es rauszutragen. Die Rippen standen hervor wie ein verdammtes Geländer, über das man fast seine Jacke hängen konnte. Seine Mähne hing runter wie die Haare einer Nutte nach einer Woche ohne Schlaf, stumpf, verfilzt, voller Staub. Seine Augen – groß, dunkel, müde – hatten diesen Blick: „Warum? Warum immer noch?“

Und trotzdem: Da war etwas in seinem Gang. Nicht Kraft, nicht Stolz – eher Trotz. Das Tier war so kaputt, dass es längst hätte tot sein müssen, aber es lief weiter. Als würde es der Welt beweisen wollen: „Ihr kriegt mich nicht klein. Ich zerfall lieber Stück für Stück, damit ihr länger was zum Glotzen habt.“

Daneben der Esel. Kein Held, kein Narr, einfach ein Esel. Dickbäuchig, stur, mit einem Maul, das ständig kaute, egal ob was drin war oder nicht. Er hatte Fell wie ein alter Teppich, der schon drei Mal im Regen vergessen wurde, und er roch nach allem, was du nicht in der Nähe deiner Suppe haben willst: Stall, Mist, Urin, Schweiß, Leben. Seine Augen waren halb geschlossen, so, als wollte er die Welt möglichst wenig sehen. Aber wenn du genau hinsahst, sie hatten diesen trockenen Humor. Den Blick von jemandem, der denkt: „Ihr seid alle Idioten, aber ich trag euch halt trotzdem.“

Sancho liebte seinen Esel. Nicht so wie Dichter Pferde lieben – er liebte ihn, weil er ihn kannte. Der Esel war ehrlich. Er tat, was er wollte: fressen, laufen, stehen bleiben, furzen. Kein Heldentum, kein Pathos. Nur Realität. Wenn er nicht weiterging, ging er nicht weiter. Keine großen Reden. Kein „Ehre, Sancho“. Einfach stehen, Maul auf, Ohren wackeln: Ende.

Don Quijote dagegen sah in Rocinante einen göttlichen Begleiter. „Edles Ross“, nannte er ihn, während der Gaul gerade einen Haufen legte, der mehr nach Aufgabe aussah als nach Triumph. Er sprach mit ihm wie mit einem Bruder im Krieg: „Wir beide, Rocinante, wir tragen die Fahne der Gerechtigkeit!“ – und das Pferd schnaubte, schleuderte Rotz auf den Boden, und das war seine Antwort. Ehrlicher als jedes „Ja, Herr“.

Die Dorfbewohner, die die Truppe sahen, kicherten mehr über die Tiere als über die Männer. „Sieh dir den Gaul an! Ein Knochenhaufen mit Läusen!“ – „Und der Esel? Der hat mehr Würde im Schwanz als die beiden zusammen!“ Gelächter, das durch die Straße zog wie Rauch aus billigem Öl. Aber die Tiere kümmerte das nicht. Die Tiere wussten nichts von Ehre oder Scham. Sie wussten nur: laufen, fressen, überleben.

Und so begann die Reise: ein Ritter auf einem Pferd, das längst zur Suppe hätte verkocht sein sollen, und ein Bauer auf einem Esel, der alles verstand und trotzdem schwieg. Zwei Tiere, die klüger waren als ihre Herren – weil sie keine Illusionen hatten.

Die Sonne hing wie ein fauler Gott über der Landstraße, und schon nach den ersten paar hundert Metern war klar: Die Reise war ein Witz, und zwar keiner, bei dem einer lacht. Rocinante schleppte sich vorwärts, jeder Schritt ein

Quietschen von Gelenken, die dringend Öl gebraucht hätten – oder einen schnellen Tod. Das Pferd stolperte über Steine, die gar nicht da waren, setzte die Hufe auf, als würde es erst überlegen, ob es sich lohnt, und zog dann die Beine weiter wie ein alter Mann, der seine Zähne sucht.

Sancho hinterher auf seinem Esel. Der Esel war stur, stur wie ein Kneipenbesitzer, der sein letztes Bier nicht rausrückt. Mal blieb er einfach stehen, als wollte er sagen: „Und jetzt?“ Mal ging er quer über den Weg, als würde er sich sein eigenes Schachbrett aufmalen. Sancho fluchte, riss an den Zügeln, trat mit der Ferse in die Flanken. Der Esel bewegte sich irgendwann, aber nicht schneller – nur aus Langeweile.

„Sancho!“, rief Don Quijote von vorne, die Lanze gen Himmel, der Topf funkelte in der Sonne, als hätte er gerade den Segen Gottes persönlich abgeholt. „Fühlst du den Atem des Abenteurers?“

Sancho wischte sich den Schweiß vom Nacken, der stank wie ein alter Fisch, und knurrte: „Ich fühl den Atem vom Arsch meines Esels. Und der riecht auch nach Abenteuer, aber nicht nach dem, das du meinst.“

Don Quijote lachte, ein hysterisches, helles Lachen, das in der Luft zersprang wie Glas. „Dein Spott wird vergehen, Sancho. Bald wirst du verstehen, dass wir auserwählt sind.“

„Auserwählt von wem?“, schimpfte Sancho, während der Esel wieder stehenblieb und sich kratzte, als hätte er alle Zeit der Welt. „Vom Teufel höchstens. Kein normaler Mensch zieht freiwillig in die Hitze, ohne Wasser, ohne Ziel, mit 'nem Gaul, der gleich umfällt.“

Don Quijote wandte sich im Sattel um, sah seinen Knappen mit diesem Blick an, der glühte wie eine schlechte Predigt. „Sancho, du musst vertrauen. Der Weg prüft uns. Jeder Schritt ist eine Prüfung.“

Sancho griff in den Beutel, holte eine Zwiebel raus, biss rein, Tränen liefen ihm übers Gesicht. „Prüfung bestanden“, murmelte er. „Ich heul schon von selbst.“

Rocinante stolperte plötzlich, fast fiel Don Quijote aus dem Sattel, klammerte sich fest, schrie: „Ein Hinterhalt!“ – „Hinterhalt, mein Arsch“, rief Sancho zurück, „dein Pferd ist bloß ein wandelnder Unfall!“

Die Straße zog sich wie eine Narbe durch die Landschaft. Staub klebte an Haut, an Klamotten, sogar an den Gedanken. Fliegen summteten um die Köpfe der

Tiere, als hätten sie Eintritt gezahlt. Der Esel furzte laut, Rocinante schnaufte trocken, Sancho schwitzte, Don Quijote schwärmte.

„Bald, Sancho!“, rief der Ritter, die Lanze schwankte wie ein betrunkenes Versprechen. „Bald werden wir auf Gegner stoßen, die uns Ruhm bringen!“

Sancho spuckte in den Staub. „Wenn ich noch einen Gegner treffe, dann hoffentlich 'ne Taverne.“

Und so zog die Karawane des Elends weiter: zwei Tiere, die keinen Bock hatten, ein Ritter, der in Wolken sprach, und ein Bauer, der in Knoblauch fluchte. Der Weg war schon Strafe genug.

„Sancho!“ Don Quijotes Stimme schnitt durch die Hitze wie ein rostiges Messer. Er hob den Besenstiel, als wäre es eine Lanze, die gleich den Himmel aufreißt. „Siehst du nicht? Jeder Schritt bringt uns näher zur Gerechtigkeit!“

Sancho zog an der Zügel, sein Esel blieb stur stehen und kaute auf etwas Unsichtbarem herum, vielleicht Luft, vielleicht Langeweile. „Jeder Schritt bringt mich näher zum Hitzschlag, Herr. Und wenn die Gerechtigkeit aussieht wie mein Arsch nach diesem Ritt, dann gute Nacht.“

Rocinante stolperte über einen Schatten, schnaubte beleidigt, als sei der Schatten schuld. Don Quijote klopfte ihm den Hals. „Mut, Rocinante! Dein Huf ist stärker als die Mächte des Bösen.“ Das Pferd schnaufte trocken, drehte den Kopf und rotzte eine Ladung Schleim auf den Weg.

Sancho lachte krumm. „Ja, stark. Dein Ross kämpft schon gegen seinen eigenen Auswurf.“ Er schüttelte den Kopf, der Schweiß lief ihm ins Auge, er wischte es weg, schmierte sich Dreck ins Gesicht. „Herr, hör zu: Ehre füllt keinen Bauch. Wenn du mir die Wahl gibst zwischen einem Rittersitel und 'ner Schüssel Linsen – ich fress die Linsen.“

„Sancho, Sancho“, säuselte Don Quijote, die Stimme brüchig und trotzdem feierlich, „du bist geblendet von irdischen Bedürfnissen. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.“

Sancho rülpste, das Brot von vorhin immer noch im Hals. „Stimmt. Er lebt auch von Wein. Und Wurst. Und wenn ich keine Wurst krieg, dreh ich um.“

Der Esel blieb wieder stehen. Sancho fluchte, riss an den Zügeln. „Verdammtes Vieh! Beweg dich, sonst mach ich Eintopf aus dir.“ Der Esel drehte langsam den Kopf, sah ihn an mit diesem kalten, überlegenen Blick, der sagte: „Mach doch.“

Du hast nicht mal Feuerholz.“ Sancho starrte zurück, lachte bitter. „Siehst du, Herr? Mein Esel nimmt mich ernster als du.“

Don Quijote war unbeeindruckt. Er hob die Lanze, die im Abendlicht glitzerte, obwohl sie bloß verrostet war. „Wir tragen die Fahne der Tugend, Sancho! Wir sind auserwählt, die Schwachen zu retten, die Witwen, die Kinder ...“

Sancho fuhr ihm ins Wort, knurrte: „Die Witwen? Die Kinder? Herr, ich hab selbst Kinder. Die warten auf Brot, nicht auf Geschichten.“

Stille für einen Moment. Sogar Rocinante hielt inne. Don Quijote sah seinen Knappen an, als hätte er ein Sakrileg begangen. „Aber ... Geschichten sind Brot für die Seele.“

Sancho schüttelte den Kopf, spuckte in den Staub. „Seele frisst nicht. Seele schießt nicht. Seele bringt keine Schuhe für meine Kleinen. Brot ist Brot. Wein ist Wein. Der Rest ist für Narren mit Töpfen auf'm Kopf.“

Ein kurzer Windstoß. Staub stieg auf, biss in den Hals. Don Quijote atmete tief ein, als wäre es Weihrauch. Sancho hustete, als hätte er den Dreck der Welt geschluckt.

Die Tiere liefen wieder an, weil sie es wollten, nicht weil die Männer es befahlen. Rocinante schleppte Knochen über Erde, der Esel trottete mit dem Gleichmut eines Mannes, der schon alles gesehen hat. Und so zog die Karawane weiter: ein Ritter, der redete, ein Bauer, der fluchte, und zwei Tiere, die beide ignorierten.

Sie hatten den Staub schon in den Zähnen, als die ersten Stimmen kamen. Bauern, die von den Feldern zurückschlichen, Körbe auf den Rücken, Gesichter so müde wie alte Schuhe. Frauen mit Schürzen, die mehr Flecken trugen als Hoffnung. Kinder, barfuß, die Knie aufgerissen, Augen wach. Alle blieben stehen, als sie das Gespann sahen. Nicht wegen der Lanze. Nicht wegen des Topfhelms. Nein – alle starrten auf die Tiere.

„Heilige Scheiße“, rief einer und zeigte auf Rocinante, „das Pferd sieht aus, als hätte es die Pest zweimal überlebt!“ Gelächter. Rocinante senkte den Kopf, schnaubte müde, als wollte er sagen: „Genau. Und ihr schaut immer noch zu.“

Ein anderes Kind quietschte, zeigte auf den Esel. „Guckt mal! Der ist fatter als sein Herr!“ Noch mehr Gelächter. Sancho rieb sich den Bauch, grinste schief. „Seht ihr? Wenigstens einer in dieser Truppe, der gut aussieht.“

Die Frauen kicherten, aber nicht freundlich. „Der eine schwankt auf seinem Gerippe, der andere sitzt auf einem Vieh, das gleich einschläft. Was für Helden!“ Eine andere legte den Kopf schief: „Oder was für Idioten.“

Don Quijote hob die Lanze, die Sonne spiegelte sich auf der rostigen Spitze. „Schweig, o Volk! Ihr seht nicht, was ihr vor Augen habt: edle Gefährten, die den Kampf gegen das Böse tragen werden!“

Die Männer brüllten vor Lachen. „Böses? Das Einzige Böse hier sind die Flöhe in deinem Pferd!“ – „Und der Gestank von dem Esel!“ Ein Junge hielt sich die Nase zu, tat, als würde er ohnmächtig umfallen. Das Gelächter rollte wie ein Betrunkener über den Platz.

Sancho, satt von den Sprüchen, zog die Flasche aus dem Beutel, nahm einen großen Schluck und brüllte zurück: „Ihr lacht jetzt, aber wartet ab – wenn ich meine Insel kriege, dann kommt ihr alle angekrochen und wollt mitfressen!“

Das Lachen verstummte für eine Sekunde. Dann brach es wieder los, doppelt so laut. „Insel! Insel!“, riefen die Kinder im Chor, „Sancho König von der Kackinsel!“ Sie tanzten im Kreis, klatschten, stampften, bis der Staub hochstieg.

Rocinante stolperte, fast fiel Don Quijote aus dem Sattel. „Ein Angriff!“, rief er, „ein listiger Zauber!“ Die Menge gröhlte, als hätten sie ein Schauspiel bekommen. Der Esel legte mitten im Trubel einen Haufen hin, dampfend, ehrlich, endgültig. Noch mehr Gelächter.

Sancho grinste, schlug seinem Esel auf den Rücken. „Seht ihr? Mein Tier zeigt mehr Charakter als ihr alle zusammen.“ Don Quijote nickte ernst, als wäre das ein Beweis für göttliche Vorsehung.

Und so zogen sie weiter, begleitet vom johlen, johlenden Dorf. Doch als der Staub sie schluckte, blieb in ein paar Augen dieser kleine Stich: Vielleicht sind sie verrückt, aber sie sind wenigstens unterwegs.

Die Sonne war endlich ersoffen hinter den Feldern, und die Dunkelheit kam wie ein alter Kredithai: langsam, sicher, gnadenlos. Kein Gasthaus, kein Dach, nur ein Fleck aus hartem Boden und ein paar krumme Bäume, die aussahen, als hätten sie den Krieg gegen den Wind verloren. Hier also schlugen sie ihr erstes Lager. Lager – das heißt: Sancho warf sich ins Gras, das mehr Staub als Gras war, und Don Quijote stellte sich hin, als müsse er die Sterne begrüßen.

Sancho packte den Beutel aus. Brot, so hart, dass du Nägel damit in die Wand schlagen konntest. Zwiebeln, deren Schärfe wie kleine Messer die Augen

aufschlitzte. Und die Flasche. Er riss den Korken raus, trank, seufzte. Dann brach er das Brot, hielt ein Stück dem Esel hin. Das Tier kaute, als sei es nichts Neues, dass Menschen sich ihre Mahlzeiten mit ihm teilten. Sancho grinste, stopfte sich selbst ein Stück in den Mund. „Wir zwei, mein Junge. Du und ich. Der Dicke und der Sture. Wenn die Welt uns verarscht, verarschen wir sie zurück, indem wir einfach weiterfressen.“ Der Esel furzte leise. Antwort genug.

Don Quijote dagegen saß bei Rocinante. Kein Brot, kein Wein. Nur seine Stimme. „Mein edler Freund,“ begann er, und das Pferd blinzelte langsam, müde, als hätte es gerade alles gehört, was er sagen würde. „Wir sind heute aufgebrochen. Und bald, bald schon werden unsere Namen in allen Tavernen besungen.“ Er legte die Hand auf den Hals, fühlte die Knochen darunter. „Man lacht über uns, aber sie werden sehen, Rocinante. Sie werden sehen.“

Das Pferd schnaufte, legte sich hin, die Knochen knackten, als hätte man ein Bündel Stöcke fallen lassen. Don Quijote nahm das als Zeichen. „Genau. Ruh dich aus. Morgen erwarten uns Prüfungen.“

Sancho lachte vom anderen Feuer – eigentlich war's nur ein Haufen Glut, den er aus ein paar trockenen Zweigen rausgequetscht hatte. „Prüfungen? Herr, die einzige Prüfung morgen wird sein, ob dein Gaul noch lebt und ob mein Esel noch Bock hat, aufzustehen.“

„Spotte nur, Sancho“, murmelte Quijote, seine Augen funkelten im Dunkeln, „aber eines Tages wirst du verstehen.“

„Vielleicht“, sagte Sancho, nahm einen weiteren Schluck Wein und reichte die Flasche dem Esel. Das Vieh schnupperte, verzog die Nüstern, wandte den Kopf ab. „Siehst du, Herr? Mein Tier ist klüger als ich. Es weiß, dass der Wein scheiße ist.“

Die Nacht sumgte von Insekten, das Feuer knackte, die Tiere schnaubten. Zwei Männer, zwei Tiere, vier verdammte Gestalten im Staub. Keiner hatte mehr als den anderen. Und irgendwie war das genug.

Das Feuer war fast nichts, nur ein paar Äste, die mehr Rauch machten als Licht. Sancho hockte davor, die Beine gespreizt, die Zwiebel in der Hand, und kaute so laut, dass selbst die Grillen beleidigt schwiegen. Don Quijote saß aufrecht wie ein verdammter König im Staub, die Pfanne noch auf dem Kopf, als würde er selbst im Schlaf keinen Zentimeter Würde riskieren.

Die Tiere lagen dicht bei ihnen. Rocinante ausgestreckt, als hätte er sein Testament gemacht und warte nur noch auf die Vollstreckung. Der Esel zusammengerollt, warm, schwer atmend, zufrieden, solange das Maul beschäftigt blieb. Sie gaben keinen Laut, keine Predigt, keine Flüche. Sie atmeten, sie ruhten. Ehrlich, schlicht, ohne Theater.

Sancho stieß mit dem Brot ins Feuer, hielt es kurz über die Glut, biss rein, verzog das Gesicht. „Schmeckt wie verbrannte Erde.“ Er spuckte ein Stück aus, das im Staub verschwand. „Weißt du was, Herr? Dein Pferd und mein Esel haben's besser drauf als wir. Die fressen, wenn sie Hunger haben, sie pennen, wenn sie müde sind, und sie geben einen Scheiß auf Ehre und Ruhm. Vielleicht sind die beiden die eigentlichen Ritter.“

Don Quijote richtete sich noch gerader auf, als wolle er dem Satz nicht mal Platz im Staub lassen. „Unsinn, Sancho. Tiere sind Kreaturen ohne Verstand.“

„Verstand?“, Sancho lachte trocken, zog an der Weinflasche, die fast leer war. „Mein Esel hat mehr Verstand als das ganze Dorf. Er frisst, wenn er kann, und wenn er nicht mehr will, bleibt er stehen. Ich kenn keinen Menschen, der das so konsequent macht. Alle fressen, bis sie platzen, und laufen weiter, bis sie krepieren.“

Rocinante schnaubte im Schlaf, trat leicht mit dem Huf, als würde er gerade von einer besseren Wiese träumen. Don Quijote hörte das Schnauben, nickte und flüsterte: „Er träumt von Siegen, Sancho. Er sieht die Schlachtfelder, die wir erobern.“

Sancho grunzte. „Der träumt höchstens von einem Haufen Heu, den du ihm nie geben kannst.“

Eine Weile schwiegen sie. Das Feuer knackte, die Nacht roch nach Mist, Rauch und einem Hauch von Hoffnung, der mehr nach Illusion schmeckte. Dann murmelte Sancho: „Vielleicht sind wir die Tiere. Und die Tiere sind die Menschen.“

Don Quijote legte die Hand aufs Herz, als hätte Sancho ihn verflucht. „Nein, Sancho. Wir sind die Träumenden. Die Tiere können das nicht.“

„Träumen, ja“, sagte Sancho, legte sich zurück, den Bauch voll billiger Zwiebeln. „Aber wer wird hier wirklich wach? Wir oder sie?“

Die Antwort kam nicht von Don Quijote. Sie kam vom Esel, der im Schlaf einen lauten Furz ließ, sich dann zufrieden räkelte und weiterschlieft. Sancho lachte so

sehr, dass ihm die Tränen liefen. „Siehst du, Herr? Das nenn ich Weisheit. Einfach rauslassen, was drückt.“

Rocinante drehte sich schwerfällig auf die andere Seite. Don Quijote sah ihn an, ehrfurchtsvoll, und flüsterte: „Er versteht mich.“

Sancho sah ihn an, schüttelte den Kopf und dachte: *Vielleicht tut er das. Und vielleicht ist das das Problem.*

Der Morgen kam wie immer: nicht als Geschenk, sondern wie eine Faust im Gesicht. Kein goldener Sonnenaufgang, kein Vogelgesang aus Märchenbüchern – nur ein graues Licht, das jede Falte, jede Schramme, jedes Loch in den Klamotten bloßstellte. Sancho wachte auf mit einem Mund, der schmeckte wie alte Stiefel. Er griff nach der Flasche, fand nur noch einen Tropfen, den er runterschluckte wie Medizin, die nichts heilt.

Der Esel schüttelte sich, das Fell voller Staub, und nieste so heftig, dass Sancho gleich mit erwischt wurde. „Danke, mein Junge“, murmelte er, „jetzt hab ich wenigstens ein Bad gehabt.“ Er brach ein Stück Brot ab, hart wie ein Pflasterstein, warf es dem Tier hin. Der Esel kaute, ohne Mimik, ohne Dank, einfach nur: fressen. Sancho nickte. „So soll man’s machen.“

Don Quijote dagegen hatte die Nacht fast im Sitzen verbracht, die Lanze neben sich, die Pfanne auf dem Kopf. Er sah aus, als hätte er gewacht, als wäre er der Hüter eines Heeres, dabei war es bloß ein knurrender Bauch und ein Pferd, das sich über Nacht fast in den Staub eingegraben hatte. „Sancho“, begann er mit trockener Stimme, „der Tag ruft uns. Die Abenteuer warten.“

„Der Tag ruft mich zum Scheißen“, knurrte Sancho und stapfte ins Gebüsch. Der Esel blinzelte, als wollte er sagen: „Geh ruhig, ich bewach hier den Ritter.“ Rocinante stand auf, Knochen knackten, Gelenke ächzten, als wolle er gleich auseinanderfallen. Aber er stand. Immer noch.

Eine halbe Stunde später waren sie unterwegs. Don Quijote vorneweg, hoch auf Rocinante, als würde er eine Armee führen. Sancho hinterher auf dem Esel, den Strickbeutel über der Schulter, der Bauch wackelte bei jedem Schritt. Von weitem mussten sie aussehen wie ein schlechter Scherz: ein Gerippe auf Beinen, das einen Topf trug, daneben ein Sack auf einem Esel, der kaum schneller lief als der Tod selbst.

Und doch: Irgendwas hing in der Luft. Kein Ruhm, keine Heiligkeit – aber Bewegung. Staub stieg auf hinter ihnen, als seien sie wirklich jemand, als

hätten sie Gewicht. Zwei Menschen, zwei Tiere, vier armselige Silhouetten im Morgen. Lächerlich, erbärmlich, komisch. Aber auch – Aufbruch.

Die Bauern, die sie aus der Ferne sahen, lachten. „Seht sie euch an, die Rittertruppe! Ein wandelnder Haufen Knochen und ein Bauch auf vier Beinen!“ Gelächter, das durch die Felder rollte. Aber tief drin, zwischen Korn und Schweiß, dachte mancher: *Immerhin gehen sie. Immerhin probieren sie es.*

Sancho spürte es auch. Er wusste, er war immer noch ein Bauer mit einem Beutel voller Zwiebeln und einem Esel, der sturer war als das Schicksal. Aber er war jetzt unterwegs. Und das war mehr, als die meisten je von sich behaupten konnten.

Don Quijote hob die Lanze, die Sonne blendete sie wie ein billiger Trick. „Vorwärts, Sancho! Die Welt erwartet uns!“

Sancho grinste, halb müde, halb trotzig. „Dann hoffen wir mal, sie hat Frühstück.“

Und so marschierte die kleine Armee weiter, vier Elende gegen den Rest der Welt.

Der Schwur auf Dulcinea

Die Sonne stand hoch wie ein aufgeblasener Sheriff, der alles im Blick behalten wollte. Don Quijote stoppte Rocinante mitten auf dem Weg, hob die Lanze, die im Licht funkelte, als sei sie Gold, obwohl jeder Blinde sah, dass es bloß rostiger Schrott war. Er drehte sich zu Sancho, der auf seinem Esel wippte und gerade eine Zwiebel aus dem Beutel zog.

„Sancho!“, rief Quijote, als würde er das Evangelium verkünden. „Es ist Zeit, dass du weißt, wem wir dienen! Jede Tat, die wir vollbringen, jeder Kampf, den wir wagen, jeder Sieg, den wir erringen – all das geschieht im Namen der unvergleichlichen, der erhabenen, der göttlichen Dulcinea!“

Sancho biss in die Zwiebel, die Schärfe schoss ihm sofort in die Augen. Tränen liefen ihm übers Gesicht, aber er lachte dabei, ein tiefes, dreckiges Lachen. „Dulcinea? Wer zum Teufel ist das? Noch nie gehört, Herr. Ist das eine Heilige, die Wein ausschenkt?“

Don Quijote reckte das Kinn, seine Stimme bebte. „Nicht lachen, Sancho! Dulcinea ist die schönste Frau, die je gelebt hat, die Krone aller Tugend, das Licht, das selbst die Sonne erblassen lässt!“

Sancho hustete vor Lachen, spuckte ein Stück Zwiebel in den Staub. „Das Licht, was? Ich kenn nur eine Frau, die du so nennst. Und die riecht eher nach Knoblauch und Kuhstall. Wenn das deine Sonne ist, dann gute Nacht.“

Quijotes Augen funkelten, als hätte man ihm eine Ohrfeige gegeben. „Halt ein, Sancho! Wag es nicht, den Namen meiner Herrin zu schänden. Dulcinea del Toboso ist die Königin meines Herzens, der Grund meines Daseins!“

Sancho rieb sich die Augen, wischte die Tränen von der Zwiebel weg. „Del Toboso? Ich kenn Toboso. Da gibt's mehr Fliegen als Frauen. Und wenn du von der redest, die ich im Kopf hab – Herr, die ist nicht mal Königin ihres eigenen Schweinestalls.“

Don Quijote knallte die Lanze in den Boden, der Staub flog auf. Er hob die rechte Hand zum Himmel, als würde er Gott einen Schwur aufzwingen. „Bei meinem Blut und bei meinem Leben, ich schwöre: Alles, was ich tue, tue ich für Dulcinea! Sie ist der Grund, dass ich atme, dass ich kämpfe, dass ich ...“

„... dass du den Verstand verloren hast“, fiel Sancho ihm ins Wort, kaute weiter und grinste fett.

Don Quijote schloss die Augen, als könne er so den Spott ertränken. Seine Stimme sank, fast zärtlich: „Sancho, ohne Dulcinea ist alles Staub. Mit ihr ist alles möglich.“

Sancho sah ihn an, schüttelte den Kopf, biss noch mal in die Zwiebel und murmelte: „Mit ihr ist alles möglich, ja – sogar Bauchschmerzen.“

Und so begann der Schwur: ein Mann im Dreck, der eine Göttin beschwor, die es nicht gab, und ein Knappe, der wusste, dass der Wahn vielleicht der einzige Grund war, warum sie überhaupt unterwegs waren.

Sancho wischte sich den Zwiebel-Saft aus dem Bart, spuckte in den Staub und sah Don Quijote an, der da auf seinem Gaul thronte wie ein verdammter König, der nichts besaß außer einer rostigen Stange und einem rostigen Hirn. „Also, Herr“, begann Sancho, mit diesem Grinsen, das schon allein nach Ärger roch, „diese Dulcinea ... hast du sie überhaupt mal gesehen, oder nur besoffen in den Sternen?“

Don Quijote holte Luft, als wolle er eine Predigt loslassen, aber Sancho ließ ihn nicht. „Weil ich kenn die Weiber in Toboso. Glaub mir, ich kenn sie. Die eine hat mehr Haare auf den Armen als ich auf'm Kopf. Die andere stinkt so sehr nach Knoblauch, dass du denkst, sie hat sich direkt im Suppentopf gewälzt. Und dann gibt's die, die du meinst ... diese Bauersfrau, die Kühe treibt und aussieht, als könnte sie mich mit einem Finger umwerfen.“

„Halt den Mund, Sancho!“ Quijote hob die Lanze, als könne er damit Sanchos Worte aufspießen. „Wie kannst du es wagen, die Herrin meines Herzens so zu beschmutzen!“

„Herrin deines Herzens?“ Sancho prustete los, schob sich das Brot in den Mund, sprach mit vollem Maul weiter. „Die einzige Herrin, die ich in ihr seh, ist die Herrin der Mistgabel. Wenn die dich ansieht, dann nicht, weil sie verzaubert ist – sondern weil sie überlegt, ob du taugst, den Stall auszumisten.“

Don Quijote schloss die Augen, presste die Hand auf die Brust, als müsste er sein Herz vor den Beleidigungen retten. „Sancho, du bist blind. Sie ist nicht das, was sie scheint. Sie ist, was ich in ihr sehe: die Königin der Welt, die Reinheit in Person, die Blume aller Frauen!“

Sancho kicherte, schob die Zwiebel in die Luft wie ein Zepter. „Die einzige Blume, die sie hat, ist das Kraut, das sie auf'm Feld rupft. Und Reinheit? Herr, die wäscht sich die Füße im gleichen Trog wie die Schweine. Ich hab's gesehen. Rein war da nur der Gestank – rein und tödlich.“

Don Quijote riss die Augen auf, als wäre er verflucht worden. „Genug, Sancho! Dein Maul ist schlimmer als jeder Feind! Ich sage dir: Dulcinea ist makellos, unberührt, erhaben über jede Frau, die je lebte!“

Sancho beugte sich vor, grinste, seine Zähne wie ein kaputtes Gebiss voller Geschichten. „Makellos, ja. Unberührt, sicher. Weil sich keiner traut, sie anzufassen, Herr. Die hat 'nen Blick, der dir das Blut gefrieren lässt, wenn sie dich beim Furzen erwischt. Und du nennst sie eine Göttin? Na, viel Spaß mit deiner Göttin, die ihre Unterhosen wahrscheinlich drei Wochen am Stück trägt.“

Don Quijote hob die Arme, sah in den Himmel, als wolle er Gott persönlich anrufen: „Vergib ihm, Dulcinea! Er weiß nicht, was er sagt!“

Sancho kicherte, biss ins Brot und murmelte: „Doch, ich weiß genau, was ich sag. Nur du weißt nicht, wen du liebst.“

Und so ritt der Schwur weiter – ein Ritter, der sich eine Königin aus Staub malte, und ein Knappe, der die Königin zurück in den Dreck schleifte, wo sie herkam.

Dulcinea del Toboso. Der Name rollte Don Quijote über die Zunge wie Honig, den es nie gegeben hatte. Er sprach ihn, als hätte er ein Juwel im Mund, das glänzt und heiligt. Aber wer Toboso kannte, wusste: Juwelen gibt's da nicht. Da gibt's Dreck, Felder, Misthaufen, Frauen mit Armen so breit wie Baumstämme, weil sie Kühe treiben und Wasserfässer schleppen.

Die wahre Dulcinea hieß eigentlich Aldonza Lorenzo. Ein Weib, das die Mistgabel führte, als sei es ein Schwert. Sie war nicht schön, nicht im Sinn der Lieder. Sie war derb, grob, mit Händen wie Holz, die dich packen konnten, bis dir das Blut stockte. Ihre Haut war braun vom Staub und der Sonne, ihr Nacken dick, ihre Stimme tief. Wenn sie lachte, klang es, als würdest du einen Eimer fallen lassen. Wenn sie fluchte, zuckten selbst die Schweine zusammen.

Und sie stank. Gott, sie stank. Nicht weil sie wollte, sondern weil das Leben sie so machte: nach Schweiß, nach Kuhdung, nach Knoblauch, nach dem verdammten Überleben. Ein Geruch, der klebte, der mitging, der sich in deine Kleider fraß. Jeder im Dorf kannte diesen Geruch. Er gehörte zu Toboso wie Staub und Armut.

Aber Don Quijote sah sie nicht so. Für ihn war sie ein Licht, das in jeder Finsternis brannte. Er sah in ihren schwieligen Händen die Zärtlichkeit einer Königin, in ihrer Stimme das Lied der Engel, in ihrem Schweiß den Duft der Unschuld. Er hatte sie einmal gesehen, wie sie am Brunnen stand, das Wasser schöpfte, die Ärmel hochgekrempt. Andere sahen nur eine Frau, die schwitzte wie ein Ochse. Er sah eine Göttin, die den Himmel befahl.

„Sie ist die Sonne selbst“, murmelte er, während Sancho mit einem Grinsen in den Bart furtzte. „Sie ist die Blume aller Frauen, die Königin meines Herzens. Ihre Schönheit übertrifft alles, was du dir vorstellen kannst.“

Sancho lachte so laut, dass der Esel mit den Ohren zuckte. „Blume? Herr, die einzige Blume, die sie kennt, ist die, die sie rupft, um sie in die Suppe zu werfen. Und wenn sie Sonne ist, dann die, die dich verbrennt, bis dir der Arsch blutet.“

Don Quijote hörte ihn nicht. In seinem Kopf leuchtete Dulcinea, eine Frau aus Licht und Glanz, makellos, rein, das Herz der Welt. Er sah sie in jedem Staubkorn, das die Sonne traf, er hörte sie in jedem Windstoß, der die Blätter

bewegte. Für ihn war sie kein Dorfweib. Sie war die heilige Ursache seines Wahnsinns.

Und da lag der Unterschied: Für Sancho war sie eine Frau, die ihm im Stall mal den Rücken zugekehrt hatte, während sie sich die Unterröcke zurechtzog. Für Quijote war sie der Grund, warum er lebte, warum er kämpfte, warum er nicht längst im Staub verreckt war.

Die eine war real. Die andere war eine Göttin. Und beide hießen Dulcinea.

Die Sonne brannte, die Luft stand, und der Staub klebte an allem, als wolle er selbst zuhören. Don Quijote stieg von Rocinante, stellte sich mitten auf den Weg, die Lanze in der Hand, und hob sie zum Himmel, als könnte er das Firmament aufschlitzen. Der Topf auf seinem Kopf glänzte, als wär's ein heiliger Helm, und seine Augen loderten, als hätte er gerade Gott persönlich die Hand geschüttelt.

„Oh Dulcinea!“, rief er, die Stimme zitterte vor Ekstase, „bei meinem Blut, bei meinem Leben, bei jedem Atemzug, schwöre ich, dass alles, was ich tue, in deinem Namen geschieht! Kein Schlag, kein Sieg, kein Wort, das nicht dir geweiht ist!“

Sancho saß derweil auf seinem Esel, zog ein Stück Brot aus dem Beutel, biss ab und kaute langsam. Er sah seinem Herrn zu, wie der im Staub schwitzte und brüllte, als spräche er zu einem Heer. Dann grinste er und sagte mit vollem Mund: „Bei deinem Blut? Herr, dein Blut ist dünner als der Wein von gestern. Wenn du das versprichst, fällt sie vor Lachen von der Kuh.“

Don Quijote fiel auf die Knie, stützte die Lanze vor sich wie ein Kreuz. Der Staub wehte um ihn herum, als wäre er auf einem Altar. „Dulcinea, Königin meines Herzens! Dein Name sei das Schild, das mich schützt, dein Bild die Waffe, die mich siegen lässt!“

Sancho schluckte das Brot, nahm die Flasche, trank und rülpste laut. „Wenn dein Bild eine Waffe ist, dann gute Nacht. Damit jagst du höchstens die Fliegen von deinem Gaul.“

Don Quijote breitete die Arme aus, schaute gen Himmel, als würde er dort ein Zeichen erwarten. „Engel selbst sollen Zeugen sein!“

„Engel?“ Sancho wischte sich den Mund. „Das Einzige, was hier Zeuge ist, ist mein Esel, und der furzt gleich. Wenn das reicht, dann hast du deinen Schwur.“

Richtig: Der Esel hob den Schwanz, ließ einen langen, nassen Furz, der selbst die Grillen kurz verstummen ließ. Sancho klopfte ihm auf den Rücken. „Na, hörst du’s, Herr? Dulcinea ist gerührt.“

Aber Don Quijote ließ sich nicht stören. Er kniete da, schwitzte, schwor, redete, als hätte er die Welt in der Faust. Und der Staub legte sich auf ihn wie eine Decke, als wolle er sagen: *Schrei nur, Narr. Am Ende bleibt alles bei mir.*

Sancho nahm die Flasche, trank den Rest, schüttelte sie aus, als könne er noch einen Tropfen finden. Dann lehnte er sich zurück, rieb sich den Bauch und grinste, während Don Quijote immer noch kniete wie ein Priester im Staub.

„Weißt du, Herr,“ begann Sancho, „du redest von Frauen, als wären sie Sterne, die vom Himmel fallen. Aber für mich sind sie Brot. Frisch gebacken sind sie warm, weich, riechen gut. Du beißt rein, und du denkst: Das ist das Paradies. Aber Brot bleibt nicht frisch. Gib ihm ein paar Tage, und es wird hart. Du brauchst Zähne wie Nägel, um es kleinzukriegen. Und trotzdem, verdammt, du isst es. Weil Hunger schlimmer ist als Hartbrot.“

Don Quijote hob den Kopf, sah ihn an, entsetzt wie ein Mönch, der einen Ketzer predigen hört. „Sancho! Das ist Gotteslästerung!“

„Nein, Herr“, Sancho grinste, „das ist Erfahrung. Frag jeden Bauern. Frauen sind wie Brot: Mal gibt’s keins, dann verreckst du vor Hunger. Mal gibt’s zu viel, dann stopfst du dich voll und kotzt später. Aber egal was, du kommst immer wieder zurück, weil dein Bauch stärker ist als dein Kopf.“

Der Esel schnaubte, als hätte er verstanden, und Sancho streichelte ihm über die Ohren. „Und weißt du was? Die klügsten Männer sind die, die’s wissen. Nicht die, die Schwüre schreien. Nicht die, die Göttinnen erfinden. Sondern die, die fressen, wenn’s da ist, und ruhig sind, wenn’s fehlt.“

Don Quijote stand langsam auf, die Lanze zitterte in seiner Hand. „Sancho, du beleidigst die Reinheit der Frau! Dulcinea ist kein Brot, sie ist Wein, sie ist Honig, sie ist ...“

Sancho lachte so laut, dass selbst die Krähen aufflogen. „Wein? Honig? Herr, sei ehrlich: Sie ist Knoblauch und Schweiß. Und das ist auch was. Aber mach keine Göttin draus. Sonst erstickst du am Gestank.“

Er biss in das letzte Stück Brot, kaute laut, redete weiter mit vollem Mund: „Ich sag dir was, Herr. Frauen sind wie Brot, Männer sind wie hungrige Hunde. Und du bist der einzige Hund, der glaubt, das Brot singt, während er es frisst.“

Don Quijote drehte sich weg, hielt die Lanze fest, als müsse er sie gegen Sanchos Zunge verteidigen. Sancho grinste und dachte: *So ist's besser. Er träumt, ich kaue. Irgendwer muss ja wach bleiben.*

Der Weg zog sich wie ein ausgetrockneter Rachen durch die Landschaft, als sie sie sahen: ein Mädchen, vielleicht siebzehn, vielleicht dreißig – in Toboso siehst du das nie so genau, weil die Sonne die Gesichter schneller faltet als die Zeit. Sie trug einen Krug auf der Schulter, die Füße nackt, die Schürze voller Flecken, die nichts von Rosen erzählten. Ihr Rücken glänzte vor Schweiß, der Geruch kam ihnen entgegen, noch bevor sie nah genug waren.

Don Quijote riss die Lanze hoch, sein Blick entflammte. „Sancho! Siehst du es? Ein Zeichen! Dulcinea sendet uns ihre Erscheinung, um uns den Weg zu weisen!“

Sancho zog die Augenbrauen hoch, biss ins Brot, kaute und lachte. „Ein Zeichen? Herr, das ist ein Mädchen mit stinkendem Wasserkrug und Blasen an den Füßen. Wenn das ein Zeichen ist, dann zeigt's höchstens, dass das Leben scheiße ist.“

„Nein!“, rief Quijote, schnaubte wie ein Gaul vor der Schlacht. „Sieh genauer hin, Sancho. Sieh die Anmut, mit der sie schreitet, den Glanz auf ihrer Haut, den Glanz des Himmels selbst!“

Sancho hustete fast an seinem Bissen. „Glanz? Das ist Schweiß, Herr. Schweiß! Glanz ist, wenn du die Sonne in Wein spiegelst, nicht wenn dir der Gestank schon aus zehn Metern ins Gesicht schlägt.“

Das Mädchen sah die beiden, blieb stehen, starrte. Zwei Verrückte, einer mit Pfanne auf dem Kopf, der andere mit Brot im Maul. Sie runzelte die Stirn, drehte sich wortlos um und ging weiter, den Krug schwankend, als sei das ganze Schauspiel gar nicht passiert.

Don Quijote rief ihr nach: „Dulcinea! Göttin! Dein Ritter dient dir!“ Rocinante setzte sich in Bewegung, stolperte, hob die Beine zu hoch, als wolle er Ballett tanzen und gleichzeitig sterben.

Sancho hielt sich den Bauch, lachte so laut, dass der Esel erschrocken wieherte. „Herr, sie hat dich nicht mal angesehen. Deine Göttin hat dich behandelt wie 'nen verdammten Bettler. Und du nennst das Liebe?“

Quijote sah ihn mit feuchten Augen an, als hätte er den heiligen Gral gesehen. „Sancho, sie prüft uns. Sie schweigt, um uns Stärke zu lehren. Ihre Verachtung ist ihr größter Liebesbeweis.“

Sancho wischte sich die Tränen vom Lachen aus dem Gesicht. „Herr, wenn Verachtung Liebe ist, dann war meine Schwiegermutter Cupido persönlich.“

Doch Quijote sah weiter ins Nichts, als hätte er gerade einen Schwur erneuert. Und Sancho schüttelte nur den Kopf: Ein Mann, der im Staub Göttinnen findet, und ein Knappe, der den Staub schluckt.

Der Abend kam runter wie eine nasse Decke, schwer und stickig. Der Himmel war kein Gemälde, sondern ein graues Tuch voller Löcher, durch das die Sterne schauten wie müde Augen. Don Quijote hielt Rocinante an, sprang vom Sattel, kniete wieder in den Staub. Sancho stöhnte, als hätte er Zahnschmerzen, und ließ sich von seinem Esel rutschen.

„Sancho,“ begann der Ritter, die Lanze hoch wie ein Kreuz, „heute wurde es mir bestätigt. Jede Tat, jeder Schlag, jeder Atemzug – sie alle gehören Dulcinea. Sie ist mein Morgen, mein Abend, mein Blut.“

Sancho setzte sich auf einen Stein, zog eine Zwiebel aus dem Beutel und biss rein. „Dein Blut? Herr, dein Blut ist dünner als mein Wein. Wenn du das alles für sie tust, dann tu’s wenigstens so, dass wir unterwegs was zu fressen haben.“

Quijote beachtete ihn nicht. Seine Stimme wuchs, schwoll an wie ein Chor in einer leeren Kirche: „Oh Dulcinea, du Blume der Reinheit! Ich, dein Ritter, schwöre dir Treue, bis mein Leib im Staub vergeht! Mein Schwert – dein Schwert! Mein Herz – dein Herz! Mein Leben – dein Leben!“

Sancho lachte, biss die Zwiebel kleiner, sprach mit vollem Mund: „Schwert? Herz? Leben? Herr, wenn sie dich so sieht, dann lacht sie lauter als ich. Und glaub mir, ich lache schon genug.“

Der Esel furzte, Rocinante schnaufte. Beide Tiere klangen ehrlicher als jeder Schwur. Sancho sah sie an, schüttelte den Kopf, und da war dieser Moment, wo er dachte: *Vielleicht sind die Viecher die Vernünftigsten von uns.*

Quijote aber stand auf, erhob die Lanze, blickte in den Himmel, als hätte er gerade die Welt erobert. „Sancho, von nun an gilt: Alles für Dulcinea!“

Sancho schnaubte, spuckte den Zwiebelrest in den Staub, grinste schief. „Alles für Dulcinea. Klar. Und alles für meinen Bauch. Wir zwei haben unsere Göttinnen, Herr. Deine heißt Dulcinea – meine heißt Abendessen.“

Und während Quijote mit glühenden Augen weiter in den Himmel schwor, legte Sancho sich ins Gras, den Bauch voll billiger Nahrung, den Kopf voller Zweifel – und blieb. Weil Wahnsinn, so dreckig er auch war, besser schmeckte als die Langeweile im Dorf.

Die erste Begegnung mit Räubern

Der Weg war leer, aber nicht leer genug. Die Sonne hing noch immer wie eine rostige Pfanne am Himmel, und der Staub brannte den beiden in die Augen. Rocinante schleppte sich vorwärts, als zählte er jeden Schritt wie eine alte Kasse, die bald pleitegeht. Der Esel trottete daneben, stoisch, gleichmütig, die Ohren zuckten nur, wenn eine Fliege zu gierig wurde.

Sancho schwitzte, wischte sich den Schweiß mit dem Ärmel ab, roch an sich selbst und verzog das Gesicht. „Herr,“ murmelte er, „wenn wir noch einen Tag so laufen, dann halten uns die Geier für Aas.“

Don Quijote aber war in Hochstimmung. Er reckte die Lanze, als wolle er die Wolken kitzeln, und rief: „Sancho, spürst du es? Die Luft ist geladen! Ein Abenteuer naht!“

„Geladen?“, keuchte Sancho, zog an der Weinflasche, die längst leer war. „Das Einzige, was geladen ist, bin ich – mit Durst, Hunger und Blasen am Arsch.“

Da – ein Knacken im Gebüsch. Ein Ast brach, trocken, hart. Sancho hielt sofort an, der Esel spitzte die Ohren. „Was war das?“

Don Quijote ritt unbeirrt weiter, als hätte er den Donner selbst bestellt. „Nur die Vorboten, Sancho. Feige Seelen, die im Schatten lauern, während wahre Ritter im Licht stehen.“

Sancho kniff die Augen zusammen, starrte ins Gebüsch. Da bewegte sich was. Zwei, drei Silhouetten, schwerfällig, grob. Stimmen, tief, das Lachen von

Männern, die nie ohne Messer lachen. Er spürte, wie sich sein Bauch zusammenzog – und das war nicht von den Zwiebeln.

„Herr,“ flüsterte er, „das sind keine Vorboten. Das sind Kerle. Dicke Kerle. Mit Stöcken. Und ich wette, die lachen nicht, weil sie über Gedichte reden.“

Rocinante schnaubte, als ahne er, dass bald mehr Staub fliegen würde. Der Esel scharfte, als würde er am liebsten jetzt schon umdrehen.

Don Quijote aber lächelte, die Augen glühten. „Dann ist es soweit, Sancho. Endlich – der Kampf, der uns Ruhm bringt!“

Sancho schluckte trocken, sah noch mal ins Gebüsch, hörte ein Messer an einer Scheide kratzen. Er dachte: *Ruhm, ja. Aber nicht für uns.*

Don Quijote zügelte Rocinante, richtete sich hoch im Sattel, die Lanze in der Hand, die Pfanne auf dem Kopf, als sei er der Richter über Leben und Tod. Sein Blick brannte in das Gebüsch, wo sich die Schatten bewegten. „Sancho!“, rief er mit Donner in der Stimme, „merk dir eins: Nur Feiglinge lauern im Dunkeln! Nur Schurken und Verräter verstecken sich im Busch wie räudige Hunde! Ein wahrer Ritter tritt ins Licht, stolz, offen, furchtlos!“

Sancho blinzelte, wischte sich den Schweiß von der Stirn, kaute nervös an einem Stück Brot, das schon so hart war, dass er es fast als Waffe benutzen konnte. „Herr, ich weiß nicht, ob die da drin Feiglinge sind. Aber sie haben sicher was, was wir nicht haben: Messer. Und wenn sie Messer haben, dann steh ich lieber im Busch als im Licht. Im Licht siehst du nämlich besser, wie sie dir den Bauch aufschlitzen.“

„Unsinn, Sancho!“ Quijote hob die Lanze, das Holz vibrierte, als hätte es Angst. „Unsere Ehre ist unser Schild! Unsere Tugend unsere Rüstung!“

Sancho lachte trocken, spuckte Brotkrümel in den Staub. „Meine Tugend hält keinen Schlag ab. Meine Tugend hat nicht mal genug Fett, um 'ne Pfanne einzureiben. Und mein Bauch ist kein Schild, Herr – auch wenn er so aussieht.“

Ein Rascheln, ein Kichern aus dem Gebüsch. Schwerer Atem, Stiefel, die auf Äste traten. Sancho zog den Kopf ein, murmelte: „Sie kommen raus. Ich hör's. Herr, können wir nicht einmal ausnahmsweise feige sein? Nur heute?“

Doch Don Quijote spannte sich, stolz wie ein Hahn, der gleich in die Suppe kommt. „Nein, Sancho! Heute tritt das Böse ans Licht – und wir werden es zerschmettern!“

Sancho rollte die Augen, griff nach der fast leeren Weinflasche und murmelte: „Wenn’s uns zerschmettert, sag wenigstens vorher: Ich hab’s dir gesagt.“

Dann knackte es laut. Drei Gestalten lösten sich aus dem Gebüsch. Breite Schultern, Bärte voller Dreck, Messer und Knüppel in den Händen. Sie grinsten, nicht freundlich. Sancho flüsterte: „Da sind sie. Feiglinge im Schatten, Herr. Aber jetzt im Licht. Und sie sehen nicht schwächer aus.“

Don Quijote legte die Lanze an, die Augen funkelten. „Dann ist es Zeit.“

Sancho seufzte, griff seinen Beutel, als wäre er ein Schild, und dachte: *Scheiße. Schon wieder kein Witz, den ich überleben kann.*

Sie kamen raus wie die Hunde, die sie waren: drei Stück, breit wie Scheunentore, das Fleisch voll Narben, die Zähne halb weggefault, die Augen rot von zu viel Wein und zu wenig Schlaf. Einer trug ein Messer, so lang wie ein Unterarm, der zweite hatte einen Knüppel, an dem noch getrocknetes Blut klebte, und der dritte grinste so breit, dass man die Lücken im Gebiss wie Fenster zum Nichts sehen konnte.

Sie stanken. Nicht nach Abenteuer, nicht nach Ruhm – nach altem Schweiß, billigem Brantwein und der Art Dreck, die du nicht mal mehr abwäscht. Fliegen summteten um sie, als gehörten sie zur Bande.

„Na, was haben wir denn hier?“, knurrte der mit dem Messer, die Stimme tief wie ein Brunnen, in den man lieber nicht fällt. „Ein Hampelmann mit ’nem Topf auf’m Kopf und sein fetter Knappe mit der Brotzeit.“

Der mit dem Knüppel lachte, ein Ton wie ein Stein, der einen Schädel trifft. „Und die Viecher dazu. Ein Knochenhaufen und ein Esel. Jungs, das ist unser Glückstag.“

Sancho zog den Kopf ein, presste den Beutel an sich wie eine Mutter ihr Kind. „Herr,“ flüsterte er, „die wollen uns nicht zum Abendessen einladen. Die wollen uns zum Abendessen machen.“

Don Quijote aber richtete sich stolz auf, hob die Lanze, und die Sonne glitzerte darauf, als wollte sie den Witz noch heller machen. „Haltet ein, Unholde! Ihr steht vor Don Quijote de la Mancha, Ritter ohne Furcht und Tadel! Weicht zurück, oder ihr werdet die Klinge der Gerechtigkeit spüren!“

Die Räuber glotzten. Dann brach das Gelächter los, dreckig, laut, so roh, dass selbst die Krähen verstummten. Der mit dem Messer wischte sich die Augen. „Klinge? Welche Klinge? Ich seh nur 'nen Stock in der Hand eines Verrückten.“

Sancho seufzte, murmelte: „Genau das seh ich auch.“

Rocinante schnaubte, trat einen Schritt zurück. Der Esel drehte den Kopf, als wollte er fragen, ob's noch nicht reicht.

Die Räuber kamen näher, Messer blitzte, Knüppel schwang, und Sancho spürte, wie sein Bauch sich verkrampfte. Don Quijote aber glühte, als stünde er kurz davor, die Welt zu retten.

Und Sancho dachte: *Scheiße, jetzt gibt's Prügel.*

Don Quijote stieß die Hacken in Rocinantes mageren Leib, und das arme Tier stolperte los, als wüsste es, dass das hier keine gute Idee war. Die Lanze senkte sich, klirrte, wackelte, als wäre sie zu schwer für den Mann, der sie hielt. „Für Dulcinea!“, brüllte Quijote, und die Räuber lachten schon, bevor er sie erreichte.

Sancho blieb zurück, klammerte sich an den Esel, der keinen Schritt machen wollte. „Für Dulcinea, mein Arsch“, murmelte er, „für die Prügel, die wir gleich kassieren, trifft's eher.“ Er sah sich um, suchte einen Ausweg, einen Graben, einen Busch, irgendwas. Aber da war nur Feld, Staub und drei Kerle, die sich freuten, dass das Abendprogramm zu ihnen kam.

Rocinante kam auf den ersten Räuber zu, aber statt zu galoppieren, stolperte er, blieb fast stehen, wie ein alter Karren mit gebrochener Achse. Don Quijote riss trotzdem die Lanze nach vorne, traf den Kerl mit der flachen Seite, mehr ein Stoß als ein Schlag. Der Räuber taumelte zurück, starrte ihn an – und dann schoss das Gelächter raus, dreckig und laut.

„Der Hampelmann will kämpfen!“, brüllte er, griff die Lanze mit bloßen Händen, riss daran, und Quijote fiel fast vom Sattel.

Der zweite Räuber mit dem Knüppel sprang vor, schwang das Ding durch die Luft, traf Rocinante am Hals. Das Pferd wieherte jämmerlich, knickte ein, und Quijote purzelte runter wie ein Sack voller Nägel. Der Topf auf seinem Kopf flog im Staub herum, klirrend, jämmerlich.

„Herr!“, rief Sancho, aber nicht aus Sorge – mehr, weil er wusste: wenn der fällt, bin ich als Nächster dran.

Quijote sprang auf, den Staub am Leib, die Augen glühten. „Feige Hunde! Ihr seid nichts gegen die Kraft der Ehre!“

„Ehre?“ Der dritte Räuber spuckte in den Dreck, zog sein Messer. „Ich seh nur zwei Idioten, die unser Abendessen mitbringen.“

Sancho schluckte, rieb sich den Bauch, der knurrte lauter als Rocinante. „Wenn ich jetzt wegreiß, erwischen sie mich. Wenn ich bleib, hauen sie mich. Scheiße. Das ist kein Abenteuer, das ist Mathe.“

Doch Don Quijote hörte nichts. Er griff nach der Lanze, stürmte blindlings wieder vor, die Stimme voller Pathos, der Körper voller Staub.

Und Sancho dachte nur: *Wenn er schon stirbt, soll er wenigstens zuerst sterben. Vielleicht haben sie danach keinen Bock mehr auf mich.*

Der erste Schlag kam schnell. Der mit dem Knüppel schwang durch die Luft, ein Geräusch wie ein Ast, der bricht, und er traf Don Quijote direkt über die Schulter. Der Ritter fiel in den Staub, röchelte, versuchte, wieder hochzukommen. „Ha!“, rief er, „ist das alles? Ein wahrer Ritter spürt keinen Schmerz!“ Doch er lag da, keuchend, die Rüstung klirrte wie ein Sack voller Töpfe, und jeder im Umkreis wusste: Er spürte verdammt viel.

Sancho zog den Kopf ein, rief: „Halt, halt, Freunde! Kein Grund für Gewalt! Wir sind bloß zwei arme Idioten auf'm Weg! Seht meinen Bauch – das ist alles, was wir haben!“ Er klopfte auf sich, lachte nervös, wie einer, der weiß, dass gleich die Zähne fliegen.

Der mit dem Messer grinste breit, die Lücken im Gebiss blitzten wie schwarze Löcher. „Dein Bauch gefällt mir. Vielleicht steckt Wein drin.“ Er griff nach Sanchos Beutel, riss daran. Sancho schrie, zog zurück, stolperte, fiel vom Esel wie ein Sack Mehl.

„Das Brot!“, schrie Sancho, „lasst wenigstens das Brot! Ich schwör, ohne Brot bin ich nicht mehr als Haut, Fett und Furz!“

Der dritte Räuber trat ihn in die Seite, und Sancho rollte sich im Staub, keuchte, lachte halb, weinte halb. „Na schön, nehmt's, nehmt alles, aber lasst mir den Esel! Der frisst wenigstens mit mir!“

Don Quijote rappelte sich hoch, das Gesicht rot, die Augen voller Wahn. Er stürmte erneut, die Lanze halb gebrochen, schrie: „Feige Hunde! Ich kämpfe für Dulcinea!“

Der mit dem Knüppel schlug wieder zu, diesmal quer durchs Gesicht, und Quijote flog rückwärts in den Staub. Der Topf auf seinem Kopf schepperte, drehte sich, rollte davon, als hätte selbst er keinen Bock mehr auf das Theater.

Sancho versuchte es noch mal mit Reden. Er hob die Hände, hustete den Staub aus der Lunge. „Hört mal, Freunde. Ihr wollt unser Zeug, nehmt’s. Ihr wollt die Pferde – gut, der Gaul stirbt eh morgen. Aber ihr wollt uns doch nicht verprügeln, oder? Was habt ihr davon? Wir sind schon arm. Wenn ihr Arme schlagt, macht euch das nicht reich – macht euch bloß müde!“

Der mit dem Messer packte ihn am Kragen, zog ihn hoch, bis sie Auge in Auge waren. Sein Atem roch nach verfaulenden Zähnen und billigem Branntwein. „Weißt du, was ich davon hab? Spaß.“

Dann boxte er Sancho so fest in den Magen, dass der dicke Mann sich zusammenfaltete wie ein nasses Handtuch. Er fiel in den Staub, röchelte, und alles Brot, das er eben gegessen hatte, lag wie ein Kloß in der Kehle.

„Herr“, keuchte Sancho, „wenn das hier Ruhm ist – ich verzichte.“

Don Quijote lag neben ihm, blutend, lächelte trotzdem. „Nein, Sancho ... das ist nur die Prüfung. Die Belohnung kommt noch.“

„Die Belohnung“, japste Sancho, „wird wohl noch ein Tritt in die Eier sein.“

Und die Räuber lachten, während sie ihnen die letzten Krümel aus den Taschen zogen.

Die Räuber packten zu wie Metzger. Einer riss Sancho den Beutel aus der Hand, schüttelte ihn aus: Brot, Zwiebeln, ein Rest Speck – alles fiel in den Staub. Der mit dem Messer hob das Stück Speck hoch, schnupperte, grinste. „Stinkt wie ihr, passt also.“ Dann steckte er es ein.

„He!“, keuchte Sancho, noch immer am Boden, „das ist mein Speck! Das ist mein verdammtes Abendessen!“

„Nicht mehr“, lachte der Knüppelmann und trat das Brot beiseite, bevor er es in die Tasche steckte.

Don Quijote rappelte sich wieder hoch, Blut tropfte von seiner Lippe, aber seine Stimme bebte voller Stolz. „Nehmt, was ihr wollt, Schurken! Ihr könnt uns berauben, aber niemals unsere Ehre! Denn wir kämpfen für Dulcinea!“

Die Räuber lachten so laut, dass selbst der Himmel sich schämte. „Für wen?“, brüllte einer. „Für eine Nutte? Für ein Schwein im Kleid?“

Sancho zischte: „Sag das nicht, sonst predigt er noch drei Stunden.“

Die Männer griffen nach den Zügeln. Rocinante zitterte, schwankte, als hätte er schon aufgegeben. Der Esel starrte stur auf den Boden, als wüsste er: Diskussion zwecklos.

„Nicht die Tiere!“, kreischte Sancho, rollte sich auf die Knie, seine Stimme hoch wie ein sterbender Hahn. „Lasst mir wenigstens den Esel, verdammt! Ohne den bin ich nichts! Ich schwör, der frisst weniger als ich!“

Der Messerkerl grinste, ließ den Zügel los, klopfte dem Esel auf den Hintern. „Behalt ihn. Ist sowieso wertlos.“

„Danke“, murmelte Sancho, „du stinkst zwar, aber Gott segne dich trotzdem.“

Die Räuber zogen ab, Brot, Speck, die Flasche Wein. Zurück blieben Staub, Blut, Hunger. Don Quijote stand krumm, stützte sich auf die halbe Lanze, die mehr Stock als Waffe war. Sein Blick war nicht gebrochen – im Gegenteil, er brannte.

„Sancho“, flüsterte er, „wir haben gesiegt.“

Sancho drehte sich zu ihm, das Gesicht voller Staub, die Augen rot, die Lippen blutig. „Gesiegt? Herr, die haben uns verprügelt, uns das Brot geklaut, den Speck, den Wein – das Einzige, was wir noch haben, ist mein Furz.“

Don Quijote nickte ernst, als habe Sancho gerade ein Gebet gesprochen. „Genau. Wir haben ihnen alles gegeben, und doch sind wir frei. Sie haben uns verletzt, aber nicht unseren Glauben. Sie haben uns beraubt, aber nicht unsere Ehre. Der Sieg ist moralisch – und der ist größer als jeder Beutel.“

Sancho lachte bitter, hustete, spuckte Blut. „Moralisch, ja. Versuch mal, moralisch zu essen. Versuch, moralisch betrunken zu werden. Moralisch kackt dir kein Brot in den Magen.“

Aber Don Quijote sah nach oben, die Sterne begannen zu flackern, als würden sie ihm Recht geben. „Sancho, wir sind unbesiegt.“

Sancho legte sich zurück in den Staub, die Hände auf dem Bauch, und murmelte: „Wenn das unbesiegt ist, dann will ich nicht wissen, wie verlieren aussieht.“

Die Räuber verschwanden in der Ferne, ihre Stimmen hallten noch, ein Lachen, das härter schnitt als jeder Knüppel. Dann war's still. Nur der Staub hing noch in der Luft, wie eine Erinnerung an die Prügel.

Don Quijote lag auf dem Rücken, die Lanze halb zerbrochen neben ihm, das Gesicht verbeult, die Lippen blutig. Und trotzdem grinste er, dieses irre, glühende Grinsen. „Sancho ... wir haben standgehalten. Wir sind gefallen, doch wir sind aufgestanden. Das ist der wahre Sieg.“

Sancho rollte sich auf die Seite, spuckte ein Stück Blut und Brotkrümel aus, die irgendwo zwischen Zähnen und Kehle geklemmt hatten. „Sieg, ja. Ich hab so gesiegt, dass mein Arsch blau ist. Ich hab so gesiegt, dass mein Magen leerer ist als deine Pfanne da oben.“

Rocinante stand zitternd da, wie ein Möbelstück, das gleich auseinanderbricht. Der Esel graste seelenruhig am Wegesrand, als hätte er alles schon hundert Mal gesehen. Die Tiere wirkten weniger mitgenommen als ihre Herren – weil sie nie so blöd waren, Ehre in den Staub zu legen.

Don Quijote rappelte sich hoch, schwankte, hielt die Lanze wie ein Zepter. „Sancho, schau mich an: Sie haben uns nicht gebrochen. Wir sind frei, weil wir Dulcinea dienen. Ihr Name hat uns getragen.“

Sancho blieb liegen, den Bauch im Staub, die Augen geschlossen. „Getragen? Mich hat höchstens dein Gaul halb tot getrampelt, als er gefallen ist. Und Dulcinea ... wenn die uns jetzt sehen könnte, würde sie höchstens lachen, bevor sie uns 'nen Eimer Wasser überkippt.“

„Du verstehst nicht, Sancho“, keuchte Quijote, und seine Stimme bebte vor Erregung. „Wir haben mehr gewonnen, als sie je begreifen. Sie haben uns beraubt – doch wir haben das unsichtbare Banner der Ehre erhoben!“

Sancho drehte den Kopf, blinzelte ihn müde an, die Lippe aufgeplatzt. „Herr, das einzige Banner, das ich grad seh, ist mein Hemd, das im Dreck hängt. Und das stinkt.“

Ein kurzer Moment Stille. Der Wind wehte, brachte den Geruch von Blut, Staub und altem Schweiß. Dann lachte Sancho plötzlich, trocken, heiser, wie einer, der nicht mehr weiß, ob er lebt oder schon tot ist. „Weißt du was? Scheiß drauf. Wenn du sagst, wir haben gewonnen – gut. Dann haben wir eben gewonnen. Aber wehe, es gibt keinen Sieg mit Abendessen. Dann kündige ich.“

Don Quijote nickte feierlich, als sei das ein heiliges Gelübde. „Es wird Abendessen geben, Sancho. Der Himmel selbst sorgt dafür.“

Sancho schloss die Augen, murmelte: „Himmel, ja. Wenn der Himmel Brot bäckt. Sonst fress ich deinen Helm.“

Und so endete die erste Begegnung mit den Räubern: Zwei Männer verbeult im Staub, ein Pferd kurz vorm Zusammenbruch, ein Esel, der sein Gras bekam. Der eine schwor, sie hätten gesiegt. Der andere schwieg – weil Hunger lauter war als jedes Wort.

Das erste Wirtshaus – ein Palast der Illusionen

Die Sonne hing schon tief, als die beiden auf ein Gebäude stießen. Von weitem sah es nach einem Palast aus – wenn man blind war, ein Fiebertraum hatte und dazu noch einen Helm aus Blech trug. Don Quijote riss die Lanze hoch, seine Augen glühten. „Sancho! Siehst du es? Unser Schicksal führt uns zu einer Burg! Ein Palast, strahlend in der Abendsonne, die Türme ragen gen Himmel!“

Sancho blinzelte, wischte sich den Schweiß von der Stirn, und was er sah, war ein windschiefer Kasten aus Lehm und Holz, das Dach halb eingebrochen, die Fenster so schief wie ein besoffener Zahnarzt. Der Geruch schlug ihnen entgegen, noch bevor sie die Tür erreicht hatten: Urin, Branntwein, angebranntes Fleisch und Schweiß von hundert ungewaschenen Körpern. „Palast?“, knurrte Sancho, „Herr, wenn das ein Palast ist, dann ist mein Arsch der Thron.“

Don Quijote hörte ihn nicht. Er sah Mauern, wo keine waren, sah Banner, wo nur Lumpen hingen, sah Ritter, wo nur Fliegen tanzten. „Endlich! Gastfreundschaft, Ehre, ein Mahl für Helden!“

Sancho zog die Nase kraus, hustete. „Ein Mahl kriegst du. Aber es wird dir hinten schneller rauslaufen, als du Dulcinea sagen kannst.“

Die Tiere blieben stehen, als hätten sie mehr Verstand. Rocinante schnaubte müde, der Esel legte die Ohren an, als wollten sie beide sagen: *Nicht da rein. Lieber im Staub verrecken.*

Doch Don Quijote hob den Arm, pathetisch wie ein Prediger. „Vorwärts, Sancho! Das Schloss erwartet uns!“

Sancho fluchte, griff den Beutel fester und murmelte: „Wenn das ein Schloss ist, dann bin ich der König von der Latrine.“

Und so traten sie hinein: der Narr mit der Lanze, die Augen voller Glanz, und der Knappe, der sofort das Kotzen in der Nase hatte.

Sie traten ein, und die Luft war sofort eine Ohrfeige. Rauch, billigster Branntwein, der süßlich im Hals brannte, Schweiß, Urin und der Duft von Fleisch, das schon gestern tot war. Sancho hielt sich fast den Magen. Don Quijote dagegen strahlte, als hätte er gerade die Himmelstore betreten.

Hinter der Schenke stand die Wirtin, eine breite Frau mit Armen wie Schinkenkeulen, Schürze voller Fettflecken, Zähne wie Grabsteine – halb da, halb weg. Für Sancho war sie eine Frau, die dir das Bier hinstellte und gleich danach deine Börse nahm. Für Don Quijote aber war sie eine Königin, die ihr Schloss regierte. „Seht, Sancho“, flüsterte er ehrfürchtig, „die Herrin des Palastes selbst!“

Sancho grinste krumm. „Ja, Herrin des Palastes. Wenn Palast heißt: ein Loch, wo der Pisseimer voller ist als der Weinkrug.“

In der Ecke hockten die Gäste. Drei Weiber, geschminkt, aber die Farbe bröckelte im Schweiß, die Röcke hochgeschoben, die Beine offen, als wär's Einladung oder Drohung – schwer zu sagen. Don Quijote verneigte sich tief, die Lanze über der Brust. „Edle Damen! Welch Ehre, in eurem erhabenen Kreise weilen zu dürfen!“

Die Weiber kicherten, eine zog an seiner Pfanne auf dem Kopf, klopfte drauf wie auf 'ne Trommel. „Edler Herr? Hörst du das? Edler Herr trägt 'nen Kochtopf als Krone!“ Gelächter, dreckig, laut, mit Zähnen, die mehr Geschichten erzählten als Gedichte.

Sancho dagegen sah sie so, wie sie waren: Huren, die schon den halben Landstrich bedient hatten, Frauen mit Augen, die mehr Kälte kannten als Wärme. „Damen, Herr?“, flüsterte er, „die haben mehr Arsch gesehen, als du Bücher gelesen hast.“

Am Tisch hockten Männer, Gesichter rot, Nasen gebrochen, Hände voller Schwielen vom Schwert oder vom Knüppel, keiner konnte mehr unterscheiden. Sie starteten die beiden an, die Blicke halb Neugier, halb Lust, halb Ärger – zu viele Hälften, aber so ist das, wenn einer betrunken ist.

Don Quijote sah Ritter in Rüstung, Brüder im Geiste, Gefährten der Ehre. Sancho sah Halunken, die sich gleich entscheiden mussten: prügeln oder besaufen.

Und so standen sie da: Der Narr sah einen Hof, der Knappe sah den Abschaum, und beide hatten irgendwie recht.

Don Quijote marschierte geradewegs auf die Schenke zu, als hätte er eine Audienz bei Gott. Er warf die Lanze unter den Arm, zog den Rücken gerade, kniete fast im Dreck vor der Wirtin. „Edle Herrin,“ rief er, „wir, erschöpfte Ritter, suchen Herberge in eurem glorreichen Palast. Ich, Don Quijote de la Mancha, Ritter von Ehre und Tugend, verneige mich vor euch!“

Die Wirtin starrte ihn an, als hätte er gerade seine Hose runtergelassen. Dann lachte sie schallend, drehte sich zu den Nutten. „Habt ihr das gehört? Palast! Ich bin 'ne Königin!“ Die Weiber kreischten vor Lachen, klopfen sich die Schenkel, eine hustete so stark, dass sie fast den Zahn ausspuckte.

Sancho rollte die Augen, ließ sich auf die Bank fallen, die mehr wackelte als stand. „Herrin, ja. Wenn die eine Königin ist, dann bin ich der verdammte Papst.“ Er schnappte sich den Krug, den einer der Gäste stehen gelassen hatte, roch dran, verzog das Gesicht, trank trotzdem. Es schmeckte dünn, säuerlich, fast wie Wasser, durch das einer geschwitzt hatte. Er spuckte einen Teil zurück in den Krug. „Herr, das ist kein Wein. Das ist Pisse, die jemand durch ein altes Fass gefiltert hat.“

„Sancho!“, fuhr ihn Don Quijote an, „achte deine Zunge im Beisein erhabener Damen!“

Eine der Weiber setzte sich neben ihn, legte ihm die Hand auf den Helm, grinste mit schwarzen Zähnen. „Oh, ich fühl mich schon erhaben. Er will uns Damen nennen, während er aus der Gosse säuft.“

Sancho lachte laut, der Bauch wackelte. „Damen, jawohl! Damen der Nacht, die das Licht meiden, weil sie bei Tag keiner sehen will.“

Die Männer am Tisch warfen die Köpfe zurück, brüllten vor Lachen. Einer stieß Sancho den Becher zu: „Hier, Bauer, trink. Vielleicht wirst du dann höfisch.“ Sancho nahm den Becher, kippte ihn runter, verzog das Gesicht noch mehr. „Höfisch? Wenn höfisch heißt, dünne Scheiße saufen, dann bin ich schon der verdammte König.“

Don Quijote hörte nichts. Er sah nur Hofdamen, hörte nur Engelslachen, roch nur Rosen, wo Urin dampfte. Er verneigte sich tief, legte die Hand aufs Herz, und schwor: „Eure Schönheit, edle Herrinnen, ist nur von Dulcinea selbst übertroffen.“

Sancho stieß auf, wischte sich den Mund und murmelte: „Wenn Schönheit so riecht, dann bleib ich lieber hässlich.“

Die Wirtin knallte den Krug auf den Tisch, das Bier schwappte über wie Urin aus 'nem vollen Nachttopf. Dazu stellte sie zwei Schüsseln hin: eine mit Brot, hart wie Pflastersteine, die andere mit Fleisch, das schon so lange tot war, dass es Geschichten erzählen konnte. Fett schwamm in der Brühe, ranzig, glänzend wie das Gesicht eines Zuhälters.

Don Quijote richtete sich auf, die Hände über der Brust verschränkt, die Augen leuchteten. „Sancho! Welch Festmahl! Welch königliche Gaben! Schau, der Tisch biegt sich unter der Last der Herrlichkeit!“

Sancho schob die Schüssel zu sich, biss ins Brot, und es knackte wie Knochen. Er zog eine Grimasse, biss noch mal, und murmelte mit vollem Mund: „Wenn das hier Herrlichkeit ist, dann hat der Himmel scheiß Zähne.“

Er probierte vom Fleisch, kaute, verzog das Gesicht, würgte fast. „Das Vieh war so alt, als man's geschlachtet hat, dass es schon Witwe war. Und jetzt will's mich umbringen.“ Er nahm einen großen Schluck Brantwein, der nach Feuer und Tod schmeckte, hustete, schlug sich auf die Brust. „Herr, das ist kein Trinken – das ist ein Selbstmord auf Raten.“

Don Quijote hob den Becher hoch, als sei es ein goldener Kelch. „Dulcinea selbst sendet uns diesen Trank! Möge er unsere Stärke nähren!“ Er kippte den Brantwein runter, verschluckte sich, hustete minutenlang, die Augen tränten – doch er lächelte. „Ah! Göttlich!“

Sancho schnaubte, biss wieder ins Brot, riss sich einen Zahn am harten Rand fast locker. „Göttlich, ja. Göttlich beschissen.“

Die Weiber lachten aus der Ecke, einer fiel fast das Dekolleté raus. „Na, Helden, schmeckt euch unser Fest?“ Ein Mann am Tisch rief: „Die Hunde fressen besser als ihr!“

Don Quijote aber nickte, ernst, voller Würde. „Es ist ein Privileg, am Tisch der Könige zu sitzen.“

Sancho schlug die Faust auf den Tisch, dass die Brühe spritzte. „Könige? Herr, ich sitz hier wie ein Schwein im Trog, und das Schwein hat wenigstens frisches Futter!“

Doch Don Quijote lächelte weiter, als sei er am Hof des Kaisers.

Don Quijote stand vom Tisch auf, erhob seinen Becher, als sei er aus purem Gold und nicht aus billigem Blech. „Edle Herren!“, rief er, „ihr seht vor euch einen Ritter, der einzig für die Tugend lebt! Ich schwöre, mein Leben gehört Dulcinea, meiner Herrin, der Königin aller Frauen!“

Die Männer am Nebentisch starrten ihn an, erst einen Moment still, dann platzte es los: Gelächter, dreckig, schwer, ein Gelächter, das in der Kehle gurgelte wie Branntwein. Einer klopfte sich so fest auf die Brust, dass er sich fast verschluckte. „Dulcinea? Wer ist das? Eine Sau mit Krone?“

Don Quijote legte die Hand auf die Brust, als hätte man ihm ins Herz gestochen. „Hütet eure Zungen! Sie ist Reinheit selbst!“

Sancho kaute noch am Brot, grinste mit vollem Mund. „Reinheit, ja. Rein wie die Socke eines Müllers nach ’ner Woche.“

Die Gäste gröhlten, ein anderer brüllte: „Dein Knappe hat mehr Verstand als du, Ritter Pfanne!“

Don Quijote ignorierte sie, hob die Stimme noch höher, predigte weiter. „Wir sind hier nicht zum Spott, sondern als Brüder im Geiste, um Ehre und Wahrheit zu verteidigen!“

Sancho schüttelte den Kopf, schluckte das harte Brot runter wie einen Stein. „Ehre und Wahrheit? Herr, die Wahrheit ist: der Wein hier ist dünn, das Fleisch alt, und die Damen sind Huren. Mehr Wahrheit gibt’s nicht.“

Eine der Weiber lachte laut, schlug Sancho auf den Hintern. „Na, wenigstens hat der Kleine Humor.“

Sancho drehte sich, grinste schief. „Humor ja – aber auch Hände. Und ich zahl nicht für Schenkelklopfen.“

Das brachte Gelächter, aber ein Mann am Tisch knallte die Faust auf den Holzbalken, das Bier schwappte. „He, Bauer! Halt dein Maul, sonst halt ich’s dir!“

Sancho hob die Hände, lachte nervös. „Beruhig dich, Freund. Ich hab bloß Hunger und ein loses Maul.“

„Genau das Maul brech ich dir gleich“, knurrte der Mann, stand halb auf.

Rocinante wieherte draußen, der Esel scharrte, als hätten selbst die Tiere gespürt, dass gleich die Fäuste fliegen.

Don Quijote aber streckte die Arme aus, als wäre er ein Prediger mitten im Wunder. „Frieden, Brüder! Lasst uns die Tugend preisen, nicht die Gewalt!“

Sancho murmelte leise: „Wenn die Tugend uns gleich die Zähne ersetzt, dann bitte sehr.“

Die Spannung hing in der Luft – Wein, Schweiß, Gewalt, alles im gleichen Glas.

Die Wirtin wies sie in den Stall, und das war kein Stall, das war ein Loch. Stroh, das mehr Dreck war als Stroh, Wände voller Ritzen, aus denen alles kroch, was Beine hatte. Der Gestank von Mist, Pisse und totem Rattenfleisch hing so dick in der Luft, dass Sancho sofort würgte.

„Ein königliches Gemach!“, hauchte Don Quijote, warf die Arme aus, als hätte man ihn in Seide gebettet. „Hier ruhten schon Helden vor uns, Sancho!“

Sancho kratzte sich am Hals, noch bevor er sich hingelegt hatte. „Helden, ja. Helden der Flöhe. Wenn ich morgen wach werde, hab ich mehr Bisse am Arsch als Brot im Bauch.“

Sie legten sich ins Stroh. Rocinante stand in der Ecke, knickte fast ein vor Müdigkeit, der Esel rollte sich zusammen, zufrieden, als wär's ein verdammter Palast. Sancho versuchte, ein Stück Stoff als Kissen zu nehmen, fühlte sofort, wie etwas über seinen Rücken kroch. Er sprang hoch, schlug nach sich selbst, fluchte. „Scheiß Flöhe! Scheiß Stall! Scheiß Leben!“

Don Quijote lag längst ausgestreckt, die Hände gefaltet wie ein Mönch, die Augen geschlossen, das Gesicht verklärt. „Dulcinea ... meine Königin ... deine Hand streicht durch mein Haar ...“

Sancho starrte ihn an, fassungslos. „Deine Königin? Herr, das sind Läuse, keine Hände. Die streichen dir nicht durch's Haar, die fressen's dir vom Kopf.“

Doch Quijote lächelte im Schlaf, murmelte weiter von Schönheit, Rosen, Liebkosungen. Sancho dagegen schlug sich im Dunkeln, kratzte, keuchte. „Ich

will nicht Rosen, ich will Ruhe. Ich will nicht Liebkosung, ich will keinen verflochtenen Floh mehr in meiner Unterhose.“

Er drehte sich, rollte sich, fand keinen Frieden. Jeder Atemzug roch nach Mist. Jedes Rascheln war ein Biest, das ihn stach. Quijote aber lag da wie ein Heiliger, der in einem Tempel schlief.

„Scheiß Heilige“, murmelte Sancho, „die merken nie, wie’s wirklich ist. Die träumen, während wir bluten.“

Und er kratzte sich, bis seine Haut brannte, während Don Quijote seelenruhig in Dulcineas Armen schlief – die nie da war.

Der Morgen kam wie ein Prügel. Kein Vogelgezwitscher, kein sanftes Licht – nur ein grauer Himmel und der Gestank von altem Mist, der sich im Stall noch verdichtet hatte. Sancho wachte auf, zerstoichen, verbeult, verschwitzt. Er sah aus wie ein Sack Fleisch, den Ratten über Nacht als Spielplatz benutzt hatten. Die Augen rot, der Hals voller roter Punkte, der Bauch knurrte.

„Bei allen Heiligen,“ fluchte er, „ich hab weniger geschlafen als die Flöhe, die sich an mir fettgefressen haben.“ Er kratzte sich, so heftig, dass er blutete. „Wenn das ein Palast war, dann will ich wieder in der Gosse pennen.“

Don Quijote stand schon, die Lanze in der Hand, die Pfanne auf dem Kopf, die Brust voller Pathos. „Sancho! Welch erhabene Nacht! Ich fühl mich gestählt, bereit für jedes Abenteuer! Dulcinea hat mich im Traum besucht und mir Stärke geschenkt.“

Sancho starrte ihn an, rieb sich die Augen. „Im Traum hat sie dich besucht? Herr, was dich besucht hat, war ein Floh, der deine Eier angeknabbert hat.“

Quijote grinste selig. „Du spottest, Sancho. Aber meine Seele ist rein, meine Kraft erneuert. Vorwärts, die Welt wartet!“

Sancho schleppte sich zum Esel, der im Dreck lag und zufrieden kaute. Er klopfte ihm auf den Rücken. „Siehst du, mein Junge? Er träumt von Königinnen, wir kratzen uns die Eier wund. So läuft’s.“

Rocinante wankte raus, knochig, taumelnd, aber er stand. Quijote sah ihn an, nickte feierlich. „Selbst mein Ross weiß, dass wir gesegnet sind.“

Sancho stieg auf den Esel, stöhnte. „Gesegnet. Ja. Gesegnet mit Hunger, Durst, und einem Arsch, der wie Feuer brennt.“

Sie ritten los, der Staub wirbelte. Hinter ihnen das Wirtshaus, das in Quijotes Kopf ein Palast bleiben würde. Vor ihnen der nächste Albtraum auf der Straße.

Und so zogen sie weiter: der Ritter voller Illusionen, der Knappe voller Zweifel, die Tiere voller Gleichgültigkeit. Vier Gestalten, ein endloser Weg.

Der Kampf mit den Windmühlen

Die Straße zog sich endlos, bis der Horizont sie fraß. Staub, Sonne, kein Wasser. Don Quijote hing auf Rocinante, halb tot vor Hunger, aber in seinem Kopf brannte das Feuer. Plötzlich riss er die Lanze hoch, die Augen glühten wie ein Wahnsinniger, der gerade Gott entdeckt hat. „Sancho! Sieh dort! Endlich – die Ungeheuer, die das Land verheeren!“

Sancho schob den Strohhut tiefer ins Gesicht, wischte sich den Schweiß vom Nacken und sah dahin, wo der Alte zeigte. Zwanzig, dreißig Windmühlen, riesige Holzgestelle mit Flügeln, die sich langsam drehten, ächzend, knarrend. Kein Zauber, kein Ungeheuer. Nur Maschinen, die den Wind fraßen und ihn wieder ausspuckten.

„Ungeheuer?“, fragte Sancho trocken. „Herr, das sind Windmühlen. Dinger, die Korn mahlen. Riesen sind das nicht – höchstens Riesen im Mahlen. Wenn du die angreifst, kriegst du Mehl im Maul.“

Don Quijote zitterte vor Erregung, seine Stimme bebte. „Nein, Sancho! Schau nur, wie sie die Arme schwingen! Sie strecken ihre Glieder aus, bereit, das Land zu vernichten! Endlich, endlich habe ich die Riesen gefunden, die es zu stürzen gilt!“

Sancho starrte ihn an, als sei er endgültig verloren. „Herr, ich seh Bretter, Schrauben, Staub. Und ich riech nichts als Schafsscheiße. Wenn das Riesen sind, dann bin ich Jesus Christus.“

Don Quijote reckte die Lanze, die Spitze zitterte in der Sonne. „Sancho, begreifst du nicht? Unser Schicksal liegt vor uns! Ruhm, Ehre, Sieg – alles steht dort, bereit, von uns ergriffen zu werden!“

Sancho spuckte in den Staub, griff nach dem Weinschlauch, der schon leer war, und murmelte: „Alles, was da steht, ist ein Haufen Holz, der dich gleich in Stücke hackt. Aber was weiß ich schon – ich bin ja nur der Dumme auf'm Esel.“

Don Quijote aber hob die Lanze gen Himmel, die Pfanne funkelte auf seinem Kopf wie eine Krone aus Müll, und er schrie: „Vorwärts, Sancho! Der Kampf gegen die Riesen beginnt!“

Sancho schlug die Hand vors Gesicht, schüttelte den Kopf. „Scheiße. Jetzt dreht er völlig durch.“

Don Quijote stand in den Steigbügeln, reckte die Lanze wie ein Prediger sein Kreuz. Seine Stimme bebte, als hätte er gerade ein Heer vor sich: „Sancho, dies ist die Stunde! Dies ist der Kampf, für den Ritter geboren wurden! Unsere Namen werden in Liedern erklingen, wenn wir diese Ungeheuer stürzen!“

Sancho glotzte ihn an, als hätte er Scheiße im Mund. „Lieder? Herr, das einzige Lied, das hier gleich erklingt, ist dein Jaulen, wenn dir der Windflügel die Knochen bricht.“

Don Quijote hörte ihn nicht, die Augen glänzten. „Ich seh schon, wie sie fallen! Giganten, die Jahrhunderte lang das Volk gequält haben! Ihre Häupter werden rollen, ihre Körper zerfallen, und wir werden siegreich über den Leibern stehen!“

Sancho sprang vom Esel, packte Rocinantes Zügel, zog verzweifelt. „Herr, bei allen Heiligen, das sind Windmühlen! Bretter! Holz! Wenn du die angreifst, dann bist du nicht siegreich – dann bist du Hackfleisch!“

Quijote stieß ihn weg, die Lanze zitterte, die Pfanne funkelte, als wär's eine Krone. „Du verstehst nicht, Sancho! Feigheit hat dich im Griff! Aber Ehre – Ehre kennt keine Furcht!“

Sancho schrie ihn an, die Stimme voller Verzweiflung und Wut: „Ehre, Ehre, Ehre! Dein verdammtes Lieblingswort! Ich hab mehr Hunger als Ehre! Ich will Brot, keinen Ruhm! Und wenn du dich da reinreitest, dann reitest du allein!“

Doch Rocinante stampfte, als hätte er den Wahnsinn im Blut, und Don Quijote schwang sich hoch in den Sattel, die Lanze nach vorne. „Dann sei es so! Ich kämpfe allein, im Namen Dulcineas!“

Sancho ließ den Zügel los, rauft sich die Haare, trat in den Staub. „Scheiße, Herr, wenn du das überlebst, fress ich 'nen ganzen Sack Flöhe. Aber ich sag's dir: das hier wird kein Sieg, das wird 'ne verdammte Beerdigung.“

Doch Don Quijote hörte nichts. Sein Blick war fixiert, seine Hände fest umklammerten die Lanze. Vor ihm drehten sich die Flügel langsam, knarrend, wie Riesenarme, die ihn verhöhnen.

Der Wind blies über die Ebene, heiß und trocken, ein Atem, der Staub in jede Falte trieb. Vor ihnen ragten die Windmühlen – hoch, knarrend, die Flügel drehten sich langsam, schmatzten die Luft, quietschten wie alte Türen. Sancho sah Maschinen, Arbeitstiere aus Holz, gebaut von Menschen, um Korn zu zermahlen. Er roch das Öl in den Achsen, hörte das ständige Kreischen der Zahnräder, spürte die Trostlosigkeit von Arbeit, die nie endet.

„Da, Herr“, sagte er und wischte sich den Schweiß ab, „siehst du’s? Holz. Seile. Bretter. Arbeit, keine Magie. Wenn du die angreifst, wirst du nicht zum Helden, sondern zum Idioten, den alle auslachen.“

Doch Don Quijote starrte die Windmühlen an, und in seinen Augen war es eine andere Welt. Die Flügel waren keine Flügel – sie waren Arme, die nach ihm griffen. Das Knarren war kein Holz – es war das Brüllen von Giganten. Das Quietschen war kein Seil – es war das Lachen von Ungeheuern, die über Jahrhunderte die Menschheit verhöhnt hatten.

„Siehst du nicht, Sancho?“, rief er mit bebender Stimme. „Sie recken ihre Arme gen Himmel, um das Volk zu zerquetschen! Sie spotten, sie fordern mich heraus! Diese Bestien atmen, ihre Körper ragen wie Berge, ihre Seelen sind schwarz wie die Hölle!“

Sancho lachte bitter, kratzte sich am Bauch. „Atmen? Das Einzige, was hier atmet, sind deine Halluzinationen. Das sind verdammte Maschinen, Herr. Wenn die Seelen haben, dann sind’s Seelen von Bauern, die dich gleich auslachen, wenn du dich in den Staub legst.“

Die Windmühlen drehten sich weiter, ihre Flügel zogen den Himmel in Stücken vorbei. Quijote sah Schwertarme, die bereit waren, ihn niederzuschmettern. Sancho sah Holz, das gleich Don Quijotes Rippen zerbricht.

„Sancho, ich hör sie!“, flüsterte Quijote, die Lanze fest umklammert, die Stimme bebend vor Ekstase. „Sie rufen meinen Namen. Sie fordern mich zum Kampf.“

Sancho starrte ihn an, entsetzt, müde, wütend. „Sie rufen keinen Namen, Herr. Sie knarren im Wind. Und wenn du’s nicht glaubst, warte, bis du knarrst, wenn sie dir die Knochen brechen.“

Doch Quijote war schon halb im Sattel, die Augen glühten, als hätte er den Teufel selbst gesehen.

Don Quijote schwang sich auf Rocinante, riss die Lanze hoch, die Pfanne auf dem Kopf funkelte in der Sonne wie eine beschissene Krone aus Schrott. Seine Augen glühten, seine Lippen bebten, und er brüllte: „Dulcinea! Heute stürzen die Riesen!“

Rocinante stampfte los, erst widerwillig, dann in diesem lahmen Galopp, der mehr nach Stolpern aussah als nach Angriff. Staub stieg auf, die Lanze senkte sich, und Quijote war der König der Welt – für eine Sekunde.

Sancho sprang auf, die Hände fuchtelten, die Stimme überschlug sich: „Herr! Verdammt, Herr! Das sind Windmühlen! WINDMÜHLEN! Keine Riesen! BRETTEN! HÖLZER! Hör auf, du brichst dir gleich den verdammten Hals!“

Doch Quijote hörte nichts. In seinem Kopf donnerte Schlachtmusik, Trompeten, Engel, Ruhm. Vor ihm die Flügel, die sich drehten, riesige Arme, die ihn höhnten. Er spornte Rocinante an, der Gaul schnaufte, stolperte, keuchte – aber er rannte, so gut es ging.

Sancho rannte hinterher, keuchend, schwer atmend, fluchend. „Scheiße, Herr, bleib stehen! Das ist kein Kampf, das ist Selbstmord! Wenn du stirbst, wem soll ich dann meinen Bauch zeigen? Wen soll ich dann verfluchen, wenn ich Hunger hab?“

Quijote lachte – ein irrsinniges, gieriges Lachen, das den Staub schnitt. „Der Ruhm gehört uns, Sancho! Die Welt wird unseren Namen kennen!“

Sancho stolperte fast, rief heiser: „Ja, die Welt kennt uns – als die Idioten, die sich mit Brettern geprügelt haben!“

Doch da war es schon zu spät. Rocinante bäumte sich auf, die Lanze zitterte, der Flügel der ersten Mühle kam kreischend auf sie zu – ein Riese, ein Monster, oder eben nur Holz im Wind.

Und Don Quijote brüllte, als wollte er die ganze Erde zum Zeugen machen: „Für Dulcinea!“

Der Wind nahm den Flügel, drehte ihn langsam, bedächtig, und dann kam er runter wie die Faust eines Gottes, der Langeweile hatte. Don Quijote ramnte mit voller Wucht die Lanze in das Holz – und das Holz lachte. Der Flügel erwischte ihn seitlich, schleuderte ihn hoch wie ein lächerliches Stück Stoff.

Rocinante stürzte, die Beine weggezogen, ein jämmerliches Wiehern, und Don Quijote flog. Nicht wie ein Held, nicht wie ein Engel – wie ein Sack Knochen mit einer Blechpfanne am Kopf. Er segelte durch die Luft, die Lanze brach, der Helm schepperte, Staub wirbelte. Dann knallte er auf den Boden, mit einer Wucht, die Sancho selbst im Bauch spürte.

„Heilige Scheiße!“ Sancho rannte los, der Esel trottete hinterher, als wüsste er schon, dass er wieder die Reste aufsammeln musste. Sancho keuchte, rief: „Herr! Herr! Lebst du noch? Oder soll ich schon das Loch graben?“

Quijote lag ausgestreckt, Arme von sich, die Pfanne schief über'm Gesicht, Blut an der Lippe. Und dann – er lachte. Ein heiseres, irrsinniges Lachen, das wie ein Husten klang. „Sancho ... ich ... hab ihn ... fast erwischt ...“

Sancho bückte sich, hob ihn hoch, so gut er konnte, und brüllte vor Lachen, Tränen in den Augen. „Fast erwischt? Herr, du bist geflogen! Geflogen wie ein nasser Sack! Wenn das Sieg ist, dann will ich nie verlieren.“

Rocinante rappelte sich hoch, wankte, fiel fast wieder um. Der Esel stand daneben, kaute trockenes Gras, blinzelte träge, als würde er sagen: *Ihr seid die größten Idioten, die ich je gesehen hab.*

Sancho setzte sich neben Quijote, klopfte sich den Bauch, immer noch lachend. „Herr, du kämpfst gegen Bretter. Gegen Bretter! Und die Bretter haben gewonnen. Weißt du, was das heißt? Das heißt, die ganze Welt lacht über uns. Und sie haben recht!“

Doch Quijote hob die Hand, blutverschmiert, zitternd, und murmelte: „Nein, Sancho ... es war Zauberei. Ein Zauberer ... hat die Riesen in Windmühlen verwandelt. Sonst hätte ich gesiegt ... bei Dulcinea ... ich hätte gesiegt ...“

Sancho fiel fast vom Lachen um. „Zauberer! Klar. Immer die Zauberer. Nie bist du einfach nur ein Idiot. Es sind immer die verdammten Zauberer.“

Und die Mühlen drehten sich weiter, gleichgültig, knarrend, wie Maschinen, die sich nicht für Helden interessieren.

Don Quijote lag halb im Dreck, das Gesicht blutig, die Pfanne schief, als hätte sie selbst aufgegeben. Aber seine Augen funkelten, als hätte er gerade einen Gott geküsst. „Sancho“, röchelte er, „zweifle nicht. Es war ein Zauberer. Er verwandelte die Riesen im letzten Augenblick in Windmühlen. Sonst wären sie gefallen. Sonst wäre der Ruhm unser.“

Sancho kniete neben ihm, riss ein Stück Hemd ab, wischte das Blut aus seinem Bart. „Zauberer, ja. Wenn ich einen Zauberer wär, hätt ich dich längst in 'nen Esel verwandelt. Dann wärst du wenigstens nützlich.“

Quijote griff nach seiner Hand, schwach, aber feierlich. „Du musst verstehen, Sancho. Der Feind fürchtet mich. Deshalb greift er zu Zauberei. Er weiß, dass er mir im ehrlichen Kampf unterlegen wäre.“

Sancho lachte so laut, dass selbst Rocinante die Ohren anlegte. „Unterlegen? Herr, du bist durch die Luft geflogen wie ein Huhn ohne Federn! Der einzige, der dir unterlegen ist, bist du selbst!“

Doch er band ihm notdürftig den Arm ab, drückte die Lippe zu, seufzte. „Verdammt, Herr. Ich lach dich aus, aber ich heb dich trotzdem auf. Warum eigentlich? Weil du mich noch fertiger machst, als ich eh schon bin.“

Quijote schloss die Augen, murmelte: „Weil du mein treuer Knappe bist. Weil Dulcinea uns beide braucht.“

Sancho spuckte in den Staub, wischte sich die Hände ab. „Dulcinea braucht uns? Die braucht höchstens einen Eimer Wasser und 'nen neuen Mann. Aber gut, Herr, bleib bei deinem Zauberer. Wenigstens hast du 'ne Ausrede, wenn du dir den Schädel einschlägst.“

Die Windmühlen drehten sich weiter, ächzten, stöhnten, als hätten sie selbst Spott im Holz. Sancho sah sie an, dann Quijote, der immer noch lächelte, trotz der Schrammen. Und er fluchte leise, aber nicht aus Hass. Aus dem Gefühl, dass er nie mehr wegkommen würde von diesem Irren.

Die Sonne sank, der Wind trieb den Staub wie Gespenster über die Ebene. Don Quijote saß schief auf Rocinante, die Lanze zerbrochen, das Gesicht ein Flickwerk aus Blut und Kratzern. Doch seine Augen brannten, als hätte er die Welt erobert.

„Sancho,“ keuchte er, „das war nur die erste Schlacht. Der Zauberer wollte uns entmutigen, doch er wird scheitern. Ich schwöre dir: Wir kämpfen weiter. Die Welt ist voll von Riesen. Und ich werde sie alle stürzen. Für Dulcinea.“

Sancho hockte daneben auf seinem Esel, die Hände im Schoß, der Bauch knurrte. Er sah seinen Herrn an, diesen mageren, verwirrten, halb kaputten Knochenmann mit der Pfanne auf dem Kopf. Dann blickte er auf die Windmühlen, die sich unbeeindruckt weiterdrehten, gleichgültig, stur, wie die Welt selbst.

Er seufzte, tief, schwer, so, als wolle er all seinen Widerstand ausatmen. „Herr, du bist verrückt. Du bist völlig, hoffnungslos verrückt. Und ich bin der Idiot, der dir hinterherläuft. Weil?“ Er kratzte sich, schüttelte den Kopf. „Weil sonst nichts passiert. Weil mein Leben ohne dich bloß Zwiebeln und Scheiße wär. Wenigstens fliegst du manchmal. Auch wenn’s immer im Dreck endet.“

Don Quijote legte die Hand auf die Brust, als würde er ein Gelöbnis ablegen. „Ich danke dir, Sancho. Dein Herz ist tapferer, als du selbst weißt.“

Sancho grinste müde, halb spöttisch, halb traurig. „Tapfer? Nein, Herr. Bloß zu faul, mir ’nen anderen Trottel zu suchen.“

Die beiden ritten weiter, einer auf einem klapprigen Gaul, der andere auf einem störrischen Esel. Hinter ihnen die Windmühlen, die weiter drehten, gleichgültig, ob jemand sie Riesen nannte oder nicht. Vor ihnen Staub, Hunger, Wahnsinn.

Und Sancho wusste: Er würde bleiben. Nicht aus Glaube. Aus Gewohnheit. Aus dieser verdammten Mischung aus Mitleid und Langeweile, die schlimmer war als jeder Zauberer.

Die Befreiung der Gefangenen

Der Weg zog sich wie immer – trocken, öde, von der Sonne verbrannt. Rocinante trottete vorwärts, jeder Schritt ein halber Zusammenbruch, der Esel hinterher, dickfällig, gleichgültig. Sancho döste fast im Sattel, als er plötzlich Stimmen hörte. Laut, grob, das Klirren von Eisen.

Er blinzelte, sah Staubwolken. Und dann erkannte er sie: eine Kolonne von Männern, ein Dutzend vielleicht. Ketten klirrten an den Handgelenken, Eisenringe schnitten ins Fleisch. Ihre Gesichter waren schmal, verdreht, tätowiert, Augen, die mehr Dunkel kannten als Licht. Um sie herum ritten vier Soldaten, schlecht gelaunt, mit Knüppeln und Speeren bewaffnet.

„Herr,“ murmelte Sancho, „wir sollten den Weg wechseln. Das riecht nach Ärger. Nach richtig viel Ärger.“

Aber Don Quijote richtete sich auf, seine Augen glühten wie bei einem Kind, das eine Jahrmarktsbude sieht. „Sancho! Siehst du? Unglückliche Seelen, in

Ketten geschlagen von Tyrannei! Edle Männer, die Unrecht erlitten haben! Es ist unsere Pflicht, ihnen die Freiheit zu schenken!“

Sancho verzog das Gesicht, schüttelte den Kopf. „Freiheit? Herr, die sehen nicht edel aus. Die sehen aus, als hätten sie mehr Leute abgestochen als Brot gegessen. Wenn du die befreist, dann befreien sie dir die Zähne aus dem Maul.“

Die Kolonne kam näher, das Klirren der Ketten mischte sich mit Flüchen. Einer hustete, spuckte ins Staubige, ein anderer lachte dreckig, ohne Grund. Der Gestank erreichte sie, Schweiß, Urin, altes Blut.

Don Quijote atmete tief, wie Weihrauch. „Sancho, das ist der Ruf der Gerechtigkeit. Heute werden wir Helden sein.“

Sancho starrte ihn an, als hätte er den Verstand endgültig verloren. „Helden? Nein, Herr. Heute werden wir verprügelt. Ich spür’s schon im Bauch.“

Und die Ketten klirrten lauter, als riefen sie tatsächlich nach Ärger.

Don Quijote hielt Rocinante an, stellte die Lanze auf, als wollte er gleich eine Messe lesen. „Sancho! Hörst du das Klirren? Das ist nicht das Geräusch von Ketten – das ist das Wehklagen der Unschuld! Dort marschieren Männer, edel und tapfer, von Tyrannen verschleppt! Sie sind Ritter wie ich, Helden im Herzen, die Opfer eines korrupten Systems wurden!“

Sancho sah ihn an, fassungslos, der Mund offen. „Ritter? Herr, die haben Gesichter wie meine alten Nachbarn im Knast. Ich kenn diesen Blick – das ist nicht Ehre, das ist Mordlust. Wenn einer von denen edel ist, dann bin ich der König von Kastilien.“

Quijote schwang den Arm pathetisch, als dirigierte er ein unsichtbares Orchester. „Du bist verblendet, Sancho! Dein Magen vernebelt dir den Sinn. Sieh genauer hin: Diese Männer sind tapfer, nur die Ungerechtigkeit der Mächtigen hat sie gebrochen. Jeder von ihnen könnte ein Held sein, wenn er frei wäre.“

Sancho rieb sich den Bauch, der knurrte. „Frei? Herr, wenn die frei sind, sind wir sofort ärmer. Die fressen uns bei lebendigem Leib. Ich sag dir: Das sind Diebe, Mörder, Hurensöhne. Nichts weiter. Die gehören an die Kette – sonst hängen wir an der Kette.“

Quijote schnaubte, stolz, voller Glut. „Sancho, ich erkenne Ritter, wenn ich sie sehe. Ihr Blick spricht von Ehre!“

Sancho schnaubte zurück, biss ins trockene Brot, das noch übrig war. „Ehre? Ich seh nur Zahnlücken, Narben und die Art von Augen, die dich nachts im Schlaf aufschlitzen. Herr, wenn du die für Ritter hältst, dann hat dir der Windmühlenflügel das Hirn endgültig zerlegt.“

Doch Quijote ließ sich nicht beirren. „Ehre kennt keine Ketten! Und diese Männer werden bald frei sein – durch unsere Hand!“

Sancho hielt inne, starrte ihn an, blinzelte langsam. Dann sagte er leise: „Scheiße. Das wird blutig.“

Die Kolonne kam näher, das Eisen scheuerte über Haut und Knochen, das Klirren war wie eine kaputte Musik. Sancho kniff die Nase zusammen, der Gestank brannte ihm die Augen: Schweiß, der schon Jahre alt war, Urin, den keiner mehr hielt, Blut, das nie richtig getrocknet war.

Die Männer in den Ketten waren keine Opfer, sie waren Raubtiere, die man angebunden hatte. Der erste war kahl, die Haut voll Narben, einer sah aus, als hätte ihm jemand das Gesicht mit 'nem Messer neu geschrieben. Der zweite war jung, aber seine Augen waren tot, als hätte er schon alles gesehen, was die Hölle zu bieten hat. Ein anderer grinste, Zähne schwarz, Lücken wie Löcher, und er leckte sich die Lippen, während er Sancho ansah.

„Herr,“ flüsterte Sancho, „schau dir die Fratzen an. Die fressen Kinder zum Frühstück. Die brauchen keine Freiheit – die brauchen einen Strick.“

Doch Don Quijote verneigte sich im Sattel, die Hand auf die Brust. „Edle Herren, die das Joch der Tyrannei tragen! Eure Qual ist die Schande der Welt. Doch verzaget nicht – die Stunde der Erlösung naht!“

Die Sträflinge sahen ihn an, erst überrascht, dann lachten einige, tief, dreckig, böse. Einer spuckte in den Staub. „Was labert der Irre mit dem Topf auf'm Kopf?“ Ein anderer rief: „Wenn der uns erlöst, fress ich meinen Kettenring.“

Sancho schüttelte den Kopf, fluchte. „Seht ihr? Das sind keine Ritter. Das sind Schweine. Und du willst Schweine erlösen? Herr, du bist bekloppt.“

Quijote aber sah nur Helden im Dreck, Kronen im Staub, Sterne im Schlamm. „Sancho, sie lachen, weil die Hoffnung ihnen fremd geworden ist. Doch wir werden sie lehren, dass die Freiheit lebt.“

Sancho seufzte, spuckte ins Gras, murmelte: „Freiheit, ja. Freiheit, uns gleich auszurauben.“

Und die Ketten klirrten weiter, lauter, als wüssten sie, was kommt.

Die Soldaten ritten vorneweg, müde, genervt, Speere locker in der Hand. Für sie war das nur Arbeit: die Hunde im Zaum halten, sie von einem Loch ins nächste schleppen. Als sie Don Quijote sahen, der mitten auf dem Weg hielt, die Lanze erhoben, da verzogen sie die Gesichter. „Weg da, alter Spinner“, knurrte einer.

Doch Quijote richtete sich hoch im Sattel, die Pfanne auf seinem Kopf glänzte im Licht, als wär's eine Krone. Seine Stimme donnerte: „Haltet ein, Tyrannen! Ihr habt keine Macht, diese edlen Ritter in Ketten zu führen! Ich, Don Quijote de la Mancha, gebiete euch: Löst sie sofort und übergebt sie der Freiheit!“

Die Soldaten starrten ihn an, dann brach Gelächter los – trocken, böse, voller Spott. Einer spuckte zur Seite. „Hast du das gehört? Der Irre mit dem Stock befiehlt uns.“

Sancho rutschte auf seinem Esel zusammen, zog den Hut tief ins Gesicht, murmelte: „Herr, bei allen Flöhen, halt doch einmal die Fresse. Wir haben schon genug Prügel im Leben. Ich will keinen Speer im Arsch.“

Doch Quijote hörte ihn nicht. Er fuchtelte mit der Lanze, seine Stimme überschlug sich: „Freiheit ist das höchste Gut, das ein Mensch besitzen kann! Und kein Gesetz, kein Herrscher darf sie rauben! Ich schwöre, bei Dulcinea selbst, dass ihr heute fallen werdet, wenn ihr nicht gehorcht!“

Die Sträflinge jubelten plötzlich, gröhlten, piffen. „Jawohl! Lass uns frei, Blechkopf!“ Einer rief: „Der Irre hat Eier, mehr als ihr!“ Sie rissen an den Ketten, rüttelten, die Soldaten fluchten.

Sancho flüsterte, panisch: „Herr, sie jubeln nicht, weil du edel bist. Sie jubeln, weil sie gleich frei sind, um uns abzuschlachten.“

Die Soldaten hoben ihre Speere, ihre Gesichter hart. „Alter, geh zur Seite, oder wir stecken dir die Lanze in den Arsch und rühren um.“

Don Quijote legte die Hand aufs Herz, die Lanze fest in der anderen. „Dann kommt, Tyrannen! Heute stirbt ihr für eure Ungerechtigkeit!“

Sancho schlug die Hände vors Gesicht und dachte: *Scheiße. Schon wieder.*

Don Quijote brüllte, trieb Rocinante an – der Gaul stolperte mehr, als er rannte, aber er rannte. Die Lanze nach vorn, der Staub stieg auf, und die Soldaten sahen es kommen wie ein Witz, den man schon hundert Mal gehört hat. Der erste Speer flog, verfehlte knapp, und Quijote schrie triumphierend, als hätte er eine Armee besiegt.

Dann krachte es: Rocinante rammte in den vordersten Soldaten, die Lanze splitterte, das Holz brach wie morsch. Quijote brüllte weiter, aber der Soldat knallte ihm den Knauf vom Speer mitten ins Gesicht. Blut spritzte, Quijote taumelte, hielt sich aber krampfhaft im Sattel.

„Für die Freiheit!“, röchelte er, während ihm die Nase lief wie ein kaputter Hahn.

Sancho rutschte vom Esel, wollte sich im Staub ducken, doch da stolperte er mitten zwischen die Sträflinge. Einer packte ihn an der Wampe, riss ihn hoch, brüllte: „Mach die Ketten los, fetter Hund!“ Sancho zappelte, trat, fluchte: „Scheiße, lass mich! Ich hab keine Schlüssel, nur Hunger!“

Der Kampf tobte. Die Soldaten schrien, schwangen Knüppel und Speere. Quijote brüllte, als kämpfe er gegen Drachen, und kassierte Tritte, Schläge, Staub. Ein Sträfling warf sich gegen die Wache, biss ihm in die Hand, ein anderer trat so lange gegen das Schloss der Kette, bis es brach.

„Wir sind frei!“, brüllte einer, und das Chaos brach los. Die Ketten klirrten, Eisen riss, Hände packten, Fäuste flogen. Die Soldaten gingen unter im Tumult.

Sancho kroch auf allen Vieren, bekam einen Fuß in den Rücken, ein Knie ins Gesicht. „Herr!“, schrie er, „wenn das Freiheit ist, dann will ich nie frei sein!“

Don Quijote, halb blutig, halb delirierend, lachte wie ein Wahnsinniger. „Siehst du, Sancho! Wir haben gesiegt! Die Freiheit kehrt zurück!“

Ein Sträfling spuckte ihm ins Gesicht, riss ihm den Gürtel weg und lachte. „Danke, Ritter. Jetzt bist du der Nackte im Staub.“

Sancho bekam noch einen Schlag in den Bauch, klappte zusammen und keuchte: „Verdammt. Ich wusste es.“

Und die Ketten fielen – aber nicht wie Erlösung, sondern wie der Anfang eines neuen Albtraums.

Die Ketten lagen im Staub, die Ringe gesprengt, die Eisenbänder verbeult. Die Sträflinge standen frei, atmeten schwer, rieben sich die rohen Handgelenke. Für einen Moment schien es, als könnte es doch so laufen, wie Don Quijote es erträumt hatte – als würden die Männer ihm danken, ihn auf die Schultern heben, ihn „Retter“ nennen.

Dann drehte sich der erste um, ballte die Faust und schlug Quijote so hart ins Gesicht, dass der Ritter samt Pfanne zurück in den Dreck flog. „Das ist für die Zeit in Ketten, Idiot!“

Sancho schrie: „He! Wir haben euch geholfen!“ Er hob die Hände, duckte sich, doch zwei von den Kerlen packten ihn, wuchteten ihn hoch und schüttelten ihn, bis seine letzten Brotkrumen aus dem Beutel fielen. Einer griff sie, kaute, spuckte aus. „Scheiße. Hart wie Stein. Trotzdem meins.“

Don Quijote rappelte sich auf, Blut tropfte von der Stirn, er hob die Arme, die Stimme brüchig, aber voller Pathos: „Brüder! Ich tat es für euch! Für die Freiheit!“

Ein anderer trat ihn in die Rippen, so dass er wieder fiel. „Für uns? Du tust gar nichts für uns. Wir nehmen, was wir wollen, Ritter Trottel.“

Sancho lag am Boden, ein Sträfling zerrte an seinen Stiefeln, ein anderer griff nach seinem Gürtel. „Lasst das!“, jammerte er. „Ich hab schon nichts! Ihr klaut einem Bettler die Flöhe!“

„Dann gib die Flöhe her“, knurrte der Mann, riss ihm den Stiefel von der Ferse und lachte.

Rocinante wieherte jämmerlich, einer der Sträflinge schlug ihm gegen die Flanke, der Gaul torkelte, fast umfallend. Der Esel bekam einen Schlag aufs Ohr, schrie, aber blieb stehen, stur wie immer.

Am Ende waren Don Quijote und Sancho halb nackt im Staub: Gürtel weg, Brot weg, der letzte Rest Branntwein weg, sogar ein paar Knöpfe von Sanchos Wams. Die Sträflinge zogen lachend davon, verfluchten sie, spuckten. Einer drehte sich noch mal um, hob den Mittelfinger und brüllte: „Danke für nix, Idioten!“

Sancho hustete, hielt sich den Bauch, der vor Schmerz und Hunger gleichzeitig krampfte. „Herr ... wenn das Freiheit ist ... dann fick die Freiheit.“

Don Quijote spuckte Blut, lächelte schwach. „Sie sind frei, Sancho. Das ist alles, was zählt.“

Sancho verdrehte die Augen, legte sich zurück in den Staub und murmelte: „Alles, was zählt, ist, dass ich gleich verrecke – und ohne Abendessen.“

Die Straße war wieder still. Nur der Wind fegte über den Staub, trug den Gestank von Blut, Schweiß und Hohn mit sich. Die Sträflinge waren verschwunden, die Soldaten lagen irgendwo im Dreck, und übrig blieben zwei Gestalten, die aussahen wie ausgespuckte Kadaver.

Don Quijote lag auf dem Rücken, die Lanze zerbrochen neben ihm, die Pfanne verbeult wie eine Dose nach einem Streit mit der Straße. Seine Lippen blutig, aber sein Blick strahlte. „Sancho ... sie sind frei. Wir haben getan, was getan werden musste. Heute haben wir die Freiheit verteidigt.“

Sancho stöhnte, hielt sich die Rippen, die Stiefel weg, der Gürtel weg, der Bauch leer. „Freiheit ...“, keuchte er. „Freiheit heißt jetzt: kein Brot, kein Wein, kein Schuh am Fuß, und mein Arsch brennt von Tritten. Herr, wenn das Freiheit ist, dann gebt mich zurück in Ketten – wenigstens kriegt man da was zu essen.“

Quijote setzte sich langsam auf, wankte, seine Stimme vibrierte wie ein alter Prediger. „Sancho, die Freiheit ist das größte Geschenk, das der Mensch besitzen kann. Sie ist kostbarer als Brot, als Wein, als jedes Gut.“

Sancho hustete, lachte heiser, bitter. „Kostbarer als Brot? Herr, mein Magen knurrt lauter als deine Ehre. Versuch mal, Freiheit zu essen. Versuch mal, Freiheit zu saufen. Versuch mal, mit Freiheit deine verbeulten Knochen zusammenzukitten.“

Doch Quijote legte die Hand aufs Herz, als schwöre er vor einem Altar. „Wir werden weiterkämpfen, Sancho. Für die Freiheit, für Dulcinea, für die Menschheit!“

Sancho ließ sich zurückfallen, die Arme ausgestreckt, den Blick in den Himmel, der keine Antwort gab. „Für Dulcinea, für Freiheit, für die Menschheit ... Scheiß drauf. Ich will nur ein Stück Brot und einen ordentlichen Schluck Wein. Wenn das Sünde ist, dann schickt mich in die Hölle – aber schickt mich satt.“

Die Tiere standen stumm daneben, der Esel mit gesenktem Kopf, Rocinante schwankend wie ein gebrochenes Möbel.

Und so endete die große „Befreiung“: zwei geprügelte Narren im Staub, ein leerer Bauch, ein voller Wahn. Die Freiheit zog weiter – mit den Sträflingen, die sie besser zu schätzen wussten.

Die Bauern, die sich rächen

Die Sonne brannte, der Weg zog sich, und die beiden stanken immer noch nach der letzten „Befreiung“. Rocinante humpelte, der Esel trottete stumm, und Quijote hielt die Reste seiner zerbrochenen Lanze so stolz, als wär's immer noch Excalibur.

Am Horizont tauchte ein Bauernhof auf. Ein Hof, der mal gelebt hatte: Felder, Scheune, Hühner, Kühe. Jetzt war da nur noch Staub, zertrampelte Erde, eine kaputte Tür, ein halber Zaun. Federn lagen herum, als hätte ein Sturm die Hühner gesprengt. Ein Schwein lief frei herum, blutig, mit einem Strick am Hals, als wäre es gerade aus der Hölle geflohen.

Sancho blieb stehen, sog die Luft ein, und seine Nase verzog sich sofort. „Herr ... das hier riecht nach Ärger. Nach ganz bestimmtem Ärger. Und ich wette meinen letzten Floh, das waren deine geliebten Sträflinge.“

Don Quijote sah die Ruinen, und in seinem Blick war nichts als Verzückung. „Sancho, siehst du nicht? Das ist das Opfer der Freiheit. Jede Revolution fordert ihren Preis. Doch am Ende triumphiert das Gute.“

Sancho trat gegen einen kaputten Krug, der klirrend zerbrach. „Triumph? Herr, hier triumphiert gar nichts. Hier hat nur jemand gesoffen, gefressen, geprügelt und alles zerschlagen. Genau so, wie ich's gesagt hab.“

Sie gingen über den Hof. Ein Fass lag offen, der Wein war verschüttet, in der Sonne klebrig geworden, voller Fliegen. Ein Sack Korn war aufgerissen, die Körner verstreut, zertreten. Sancho hob eine Handvoll auf, ließ sie wieder fallen, seufzte. „So sieht deine verdammte Freiheit aus. Hunger für die, die arbeiten. Wein für die, die klauen. Und Prügel für die, die im Weg stehen.“

Don Quijote hob die Hand, predigte in die leere Luft: „Sancho, du verstehst es nicht. Dies ist nur die Wunde vor der Heilung. Freiheit gebiert Chaos, bevor sie Ordnung schenkt.“

Sancho spuckte in den Staub, verzog das Gesicht. „Herr, das Einzige, was hier geboren wurde, sind Fliegen. Und die sind zufriedener als wir.“

Don Quijote stand mitten im verwüsteten Hof, die Sonne auf dem Helm, den Staub auf den Lippen, und hob die Hand, als predigte er vor einer unsichtbaren Menge. „Sancho, schau dich um! Ja, es ist zerstört. Ja, es ist verwüstet. Aber dies ist der Schweiß der Freiheit! Man kann kein Reich ohne Blut bauen. Dies hier ist der Anfang – der Preis, den die Menschheit zahlt, um die Ketten zu sprengen.“

Sancho schnaubte, bückte sich nach einem halben Huhn, das im Dreck lag, stinkend, angefressen von Hunden. Er hielt es hoch, sah es an, warf es angewidert wieder weg. „Preis der Freiheit? Herr, das ist kein Preis. Das ist Raub. Das ist die Quittung für deine Idiotie. Du hast die Schweine losgelassen – und die haben gefressen, bis nur Knochen übrig waren.“

„Nein, Sancho“, rief Quijote, der Blick verklärt. „Dies ist der Weg der Helden. Erst Zerstörung, dann Erneuerung. Erst das Feuer, dann die Wiedergeburt.“

Sancho spuckte aus, wischte sich den Mund. „Feuer, ja. Wiedergeburt, nein. Hier stinkt's nach Pisse, Wein und Blut. Wenn das Wiedergeburt ist, dann will ich tot bleiben.“

Rocinante schnaufte, stolperte fast über ein zerbrochenes Rad. Der Esel scharfte im Dreck, zog eine Karotte aus dem Boden, halb verfault, kaute sie zufrieden. Sancho sah ihn an, seufzte. „Siehst du, Herr? Selbst der Esel weiß, was man mit Freiheit macht: fressen, was da ist. Ohne große Reden.“

Don Quijote aber hob die Lanze, die schon längst ein Stock war. „Sancho, ich sage dir: Die Welt wird uns danken. Heute nicht, morgen nicht – aber bald.“

Sancho lachte bitter, schüttelte den Kopf. „Danken? Herr, die Welt wird dir die Fresse polieren. Und das schneller, als du Dulcinea sagen kannst.“

Und genau in diesem Moment hörten sie Stimmen – wütend, laut, näherkommend.

Die Stimmen wurden lauter, Schritte trampelten, Staubwolken stiegen auf. Sancho drehte den Kopf, sah sie kommen: eine Handvoll Bauern, dreckig, schwitzend, Gesichter voll Schrammen. Einer hatte ein Auge blau, der andere blutete am Arm, der dritte schleppte sich humpelnd, als hätte ihn ein Ochse getreten.

Hinter ihnen keine Wagen, keine Ernte, keine Vorräte – alles weg. Nur ihre Wut trugen sie noch bei sich, und die war schwer genug.

„Heilige Scheiße“, murmelte Sancho, „das sind die, die’s abbekommen haben.“ Er zog den Kopf ein, als könnte er im eigenen Bauch verschwinden. „Herr, wir sollten ganz leise wieder verschwinden. Leise wie ein Furz im Wind.“

Doch Don Quijote stand stolz da, die Brust geschwellt, das Gesicht verklärt, als hätte er eine Messe zu halten. „Seht, Sancho! Hier kehren die Opfer zurück. Leid geprüft, aber bald frei im Geiste. Es ist unsere Pflicht, sie zu trösten.“

Die Bauern sahen die beiden, blieben stehen. Erst ein Moment Stille, dann brach’s los. „Da sind sie!“, brüllte einer, die Stimme voller Hass. „Der verdammte Ritter mit der Pfanne und sein fetter Knecht! Das sind die Schweine, die die Sträflinge losgelassen haben!“

Sancho hob sofort die Hände, wedelte wild. „Nein, nein, nein, das war nicht so, wie’s aussieht! Ich schwör’s! Ich wollt gar nichts! Ich bin nur mitgelaufen!“

Der Bauer mit dem blauen Auge spuckte auf den Boden. „Mitgelaufen? Die Bastarde haben uns alles genommen! Brot, Wein, Vieh, sogar die Kleider von meinem Weib! Und du sagst, du bist nur mitgelaufen?“

Ein anderer hob eine Hacke, die er in der Hand trug. „Ihr seid schuld! Ihr habt sie losgelassen, und wir haben’s bezahlt!“

Don Quijote hob die Lanze – den zerbrochenen Stock – und sprach mit Donnerstimme: „Haltet ein! Ihr seid frei, Brüder! Frei von Tyrannei! Ihr sollt stolz sein, den Preis der Freiheit gezahlt zu haben!“

Sancho stöhnte leise, kratzte sich am Nacken. „Oh Gott. Jetzt predigt er auch noch.“

Und die Bauern ballten die Fäuste.

Don Quijote stellte sich breitbeinig in den Staub, hielt die halbe Lanze wie ein Zepter und hob die Stimme, dass sie über den Hof dröhnte. „Edle Männer! Zorn ist blind, doch Freiheit ist ewig! Ihr habt gelitten, ja – aber euer Leid ist der Same, aus dem die Gerechtigkeit wächst! Dankt nicht den Tyrannen, die euch banden, dankt nicht den Mächtigen, die euch beraubten – dankt dem Schicksal, das euch die Freiheit schenkte, durch meine Hand!“

Die Bauern starrten ihn an, und in ihren Gesichtern war kein Funken von Erleuchtung – nur noch mehr Wut. Der mit der Hacke trat einen Schritt vor, das Gesicht rot, die Adern am Hals dick. „Freiheit? Du Dreckskerl! Freiheit hat uns alles genommen! Unser Essen, unser Vieh, unsere Weiber! Deine verdammte Freiheit hat uns ins Loch geworfen!“

Sancho hob die Hände, wackelte nervös mit den Fingern. „Herr, ich sag’s dir: Sie hören nicht. Sie wollen auch nicht hören. Sie wollen hauen. Und ich will laufen.“

Don Quijote schlug mit dem Stock in die Luft, als kämpfe er schon gegen unsichtbare Feinde. „Ihr seid geblendet von eurem Schmerz, doch wahrlich – ich sage euch, dies ist der Weg des Ruhmes! Eure Namen werden erklingen in den Chroniken der Freiheit!“

Da lachten die Bauern, aber es war kein Gelächter – es war ein Knurren, bitter, kalt. Einer spie ins Stroh, ein anderer ballte die Faust so fest, dass die Knöchel weiß wurden.

„Chroniken?“, zischte der mit dem blauen Auge. „Weißt du, wo dein Name gleich erklingt? In meinem Schlag, wenn ich dir die Zähne aus’m Maul hau.“

Sancho keuchte, drehte sich halb zum Esel. „Herr, letzte Chance. Halt dein Maul und lauf. Ich schwör’s, sonst bist du bald zahnloser als ein altes Schwein.“

Doch Quijote sah nur Helden, die ihn nicht verstanden, und Bauern, die er erheben wollte.

Die Bauern sahen nur einen Spinner mit einem Kochtopf auf dem Kopf – und einen dicken Knappe, der mitzitterte.

Und sie spannten die Muskeln.

Der Bauer mit der Hacke schrie: „Genug geredet!“ – und holte aus. Don Quijote hob den halben Stock wie ein Schild, doch das Ding splitterte beim ersten Schlag. Holz knallte, Staub stob, Quijote wankte, aber er grinste, Blut an der Lippe. „Sancho, sie prüfen uns – das ist die Taufe des Ruhmes!“

„Taufe?“, keuchte Sancho, während zwei Bauern ihn packten, ihn am Gürtel hochrissen und in den Dreck warfen. „Herr, das ist keine Taufe – das ist ein Arschbad im Staub!“

Quijote schlug um sich, wild, blind, traf einen Bauer am Ohr, der fluchte, zurücktrat – nur um ihm gleich eine Faust ins Gesicht zu jagen. Die Pfanne auf Quijotes Kopf klirrte, flog halb schief, als wolle sie endlich von diesem Theater runter.

Sancho robbte rückwärts, Hände schützend vor dem Gesicht. „Wartet, wartet! Ich hab nix gemacht! Ich wollt gar nix! Ich wollt nur essen!“ Doch einer der Bauern trat ihm in den Bauch, dass er wie ein Sack zusammenklappte.

„Essen?“, schrie der Mann. „Unsere Hühner hast du gefressen, fetter Hund!“

„Ich?“, japste Sancho, „ich hab nur Brot! Hartes Brot! Fragt meinen Arsch, der weiß, wie’s da wieder rauskommt!“

Doch die Bauern hörten nicht. Sie prügeln, schlugen, traten. Quijote taumelte, immer wieder aufstehend, predigend, kämpfend. „Für Dulcinea! Für die Freiheit!“ – und jedes Mal kassierte er eine Faust, einen Tritt, einen Schlag mit dem Knüppelgriff.

Sancho lag im Staub, versuchte noch einen Scherz. „Herr ... wenn Freiheit immer so schmeckt ... ich nehm lieber Sklaverei. Wenigstens gibt’s da Suppe.“ Dann hustete er Blut und Staub.

Der Hof war voll Schreie, Staub, Schweiß. Quijote wie ein Verrückter, Sancho wie ein geprügelter Sack, die Bauern wie Männer, die endlich ihren Frust abließen.

Und es hörte nicht auf.

Die Bauern hatten irgendwann genug vom Schlagen – aber nicht genug vom Demütigen. Einer riss Quijote die Pfanne vom Kopf, warf sie ins Stroh. „Da, dein Helm! Ein Kochtopf, mehr nicht!“ Das Gelächter war so hart wie ihre Fäuste.

Quijote taumelte, die Rüstung halb abgerissen, das Hemd zerfetzt, Brust voller blauer Flecken. Trotzdem keuchte er: „Ihr ... seid frei ... durch mein Opfer ...“ – und bekam sofort eine Ladung Spucke ins Gesicht.

Sancho lag daneben, japste, hielt sich den Bauch. Zwei Burschen hatten ihm die Stiefel ausgezogen, wedelten damit wie mit Trophäen. „Schaut mal, der fette Esel hat noch was Wertvolles!“ Sie lachten, einer schnupperte am Leder, verzog das Gesicht. „Stinkt schlimmer als er selbst.“

„Gebt mir die Stiefel wieder!“, winselte Sancho, krümmte sich. „Ohne die kann ich nicht laufen!“

„Genau das ist der Plan“, grinste einer und trat ihn in die nackten Füße.

Rocinante stand abseits, schwankte, voller Angst, der Esel senkte den Kopf, als wäre ihm das alles peinlich.

Die Bauern packten Quijote, rissen ihm den Gürtel weg, die Hose rutschte halb runter. Einer brüllte: „Da ist euer Ritter! Ein nackter Spinner im Staub!“ Und sie lachten, lachten, bis ihnen die Bäuche schmerzten.

Sancho, halb nackt, die Würde so weit weg wie der letzte Tropfen Wein, murmelte: „Herr ... ich hab gesagt, wir sollen weglaufen. Aber nein ... du wolltest die Welt retten.“

Quijote kniete im Dreck, blutig, zitternd, das Gesicht verklärt, als sei er immer noch König. „Sancho ... das ist nur ... die Prüfung. Die Welt wird uns ... verstehen.“

Die Bauern warfen die letzten Reste Brot auf sie, hart wie Steine, und zogen davon, lachend, spuckend, mit Stiefeln, Gürtel und Stolz.

Übrig blieben zwei geprügelte Narren.

Der Staub legte sich langsam, das Gelächter der Bauern verklang in der Ferne. Nur das Knarren des kaputten Zauns und das Keuchen von Rocinante blieb. Don Quijote kniete im Dreck, blutverschmiert, zerrissen, die Hosen halb runter, die Würde längst verdunstet. Trotzdem hob er den Blick zum Himmel, die Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, das eher Wahnsinn war als Trost.

„Sancho ... das war eine Prüfung. Das Schicksal testet uns. Jeder Held muss fallen, bevor er siegt. Heute haben wir gelitten – morgen triumphieren wir.“

Sancho lag auf dem Rücken, barfuß, Bauch voller blauer Flecken, Stiefel weg, Gürtel weg, Hunger wie eine Hölle im Leib. Er drehte den Kopf, starrte seinen Herrn an und flüsterte heiser: „Herr ... ich weiß nicht, ob ich morgen noch da bin. Vielleicht triumphierst du allein. Vielleicht triumphierst du gar nicht.“

Der Esel trottete zu ihm, stupste ihn an, als wolle er sagen: *Bleib liegen, du Idiot*. Rocinante kaute auf einem Holzsplitter, als sei das alles normal.

Sancho stöhnte, setzte sich mühsam auf, die Füße voller Schrammen. „Weißt du, Herr, ich hab’s satt. Prügel, Hunger, Dreck. Die Welt lacht über uns, und wir lachen nicht mal mehr über uns selbst. Ich schwör dir, noch ein Abenteuer wie dieses, und ich hau ab. Ich geh zurück zum Feld, zur Erde, zur Suppe – lieber Schweiß als Blut.“

Quijote legte ihm die Hand auf die Schulter, zittrig, aber mit dem ganzen Ernst der Welt. „Sancho ... du bist mein Knappe. Du kannst nicht gehen. Ohne dich bin ich nichts.“

Sancho lachte bitter, ein Laut wie ein Husten. „Nichts bist du sowieso. Aber wenigstens hätte ich meine Stiefel noch.“

Sie saßen da, zwei Wracks im Staub, und die Sonne ging unter, als wolle sie selbst den Vorhang zuziehen über diesen jämmerlichen Auftritt.

Und so endete die große „Rettung“: mit nackten Füßen, blutigen Gesichtern, gebrochenem Stolz – und einem Ritter, der immer noch schwor, dass alles Teil eines Plans sei.

Die Begegnung mit dem Priester

Der Weg war endlos wie der Kater nach einer zu langen Nacht. Don Quijote schleppte sich auf Rocinante, die Rüstung hing in Fetzen, die Pfanne war irgendwo verloren gegangen, und sein Gesicht war ein Schlachtfeld aus Blut und Staub. Sancho trottete barfuß neben dem Esel, die Füße voller Blasen, die Hosen zerrissen, der Bauch leer und knurrend wie ein alter Hund.

„Herr,“ keuchte Sancho, „wir sehen aus wie zwei versoffene Penner nach einer Prügelei hinter der Taverne. Wenn Dulcinea uns so sieht, läuft sie schreiend weg.“

Quijote lächelte schwach, aber sein Blick flackerte. „Sancho ... dies sind die Narben der Ehre. Wir tragen sie wie Kronen.“

Sancho hob die Arme, zeigte seine nackten, blutigen Füße. „Krone? Herr, meine Krone sind Blasen, und die schmerzen mehr als deine ganze verdammte Ehre.“

Da sahen sie ihn: Am Wegrand stand ein Mann in schwarzer Kutte, mit einem Bündel unterm Arm, das nach Brot und Käse roch. Ein Priester, das Gesicht voll Schweiß, die Augen misstrauisch, als er die beiden Wracks näherkommen sah.

„Bei allen Heiligen“, murmelte Sancho, „jetzt kriegen wir auch noch ’ne Predigt. Genau das, was mir fehlt. Kein Wein, kein Brot, nur ein Pfaffe mit Sprüchen.“

Don Quijote richtete sich auf, so stolz er konnte, und hauchte ehrfürchtig: „Sancho, erkennst du es nicht? Ein Gesandter Gottes, ein Weiser, der uns den Weg weist!“

Sancho spuckte in den Staub, grinste schief. „Weiser? Das ist ein Mann, der mehr Zeit im Weinkeller verbringt als in der Bibel. Ich kenn den Blick.“

Der Priester trat einen Schritt vor, sah Quijote scharf an, und in seiner Stimme lag etwas zwischen Schock und Verachtung. „Alonso Quijano? Bist du das? Um Himmels willen – was hast du aus dir gemacht?“

Sancho seufzte. „Na super. Jetzt kommt der Teil, wo einer versucht, dich wieder normal zu machen. Viel Glück, Heiliger. Ich hab’s schon aufgegeben.“

Der Priester trat näher, starrte auf den verwahrlosten Ritter wie auf einen Kranken, der aus der Irrenanstalt entlaufen war. „Alonso Quijano,“ sagte er streng, „ich kenne dich seit Jahren. Was zum Teufel tust du hier? Schau dich an – blutig, halbnackt, bar jeder Würde. Du bist kein Ritter. Du bist ein Bauer, der zu viele Märchen gelesen hat!“

Don Quijote richtete sich im Sattel auf, die Brust geschwellt, als würde ihn gerade ein König ehren. „Schweig, Fremder! Ich bin Don Quijote de la Mancha, Ritter von Ehre und Recht, Diener Dulcineas, Bezwingen von Unrecht!“

Sancho lachte heiser, hielt sich den Bauch. „Bezwingen von Unrecht? Herr, das Einzige, was du bezwungen hast, ist mein letzter Gürtel. Und die Bauern haben ihn dir vom Arsch geprügelt.“

Der Priester schüttelte den Kopf, die Augen voller Mitleid und Wut zugleich. „Alonso, hör mich an. Du bist krank. Dein Geist ist vernebelt von diesen Rittergeschichten. Komm zurück ins Dorf. Lass dir helfen. Du ruinierst dich – und du ruinierst diesen armen Mann gleich mit.“ Er deutete auf Sancho, der barfuß im Staub stand wie ein geprügelter Hund.

„Ja, Herr,“ rief Sancho und hob beide Arme. „Endlich sagt’s mal einer! Ich ruinier mich! Ich hab Hunger, ich hab Blasen, ich hab mehr Prügel als

Mahlzeiten. Wenn das hier Rittertum ist, dann will ich lieber Kuhhirte sein – wenigstens weiß eine Kuh, wann sie frisst.“

Don Quijote ignorierte ihn, seine Stimme bebte, als spräche er vor einem Thron. „Ich bin nicht Alonso. Ich habe den Namen abgelegt. Ich bin Don Quijote – und Gott selbst hat mich berufen, die Welt zu retten.“

Sancho verdrehte die Augen, murmelte: „Gott. Immer Gott. Wenn Gott dich berufen hat, dann war er besoffen.“

Der Priester seufzte tief, schlug ein Kreuz, als müsse er gleich einen Exorzismus beginnen.

Don Quijote stieg halb aus dem Sattel, stolperte, raffte sich wieder auf und fiel fast in den Staub – doch seine Stimme klang feierlich, als sei er in einer Kathedrale. „Sancho! Erkennst du es denn nicht? Dies ist ein Weiser, von Gott gesandt, um uns zu prüfen! Sieh nur sein Gewand, sein Antlitz – er trägt die Botschaft des Himmels!“

Sancho starrte den Priester an, das schwarze Gewand voller Staub, die Stirn schweißnass, der Bauch unter der Kutte dick wie ein Weinfass. Er schnaubte. „Botschaft des Himmels? Herr, das Einzige, was der trägt, ist ein Käse im Bündel und vielleicht 'ne Flasche Rotwein. Ein Weiser? Das ist ein Pfaffe, der mehr Weinflecken an der Lippe hat als Gebete im Maul.“

Der Priester funkelte Sancho an. „Halt dein loses Mundwerk, Knappe. Ich rede mit deinem Herrn.“

Sancho grinste schief, zeigte seine Zahnlücken. „Mit meinem Herrn? Der da glaubt, Windmühlen sind Riesen und Sträflinge sind Ritter? Viel Spaß, Heiliger. Wenn du ihn heilen kannst, mach ich dir 'ne Statue aus Brot.“

Quijote legte die Hand aufs Herz, blickte den Priester an wie einen Propheten. „Sprich, weiser Mann. Dein Wort ist göttlich. Dein Rat wird mich stärken in meinem Auftrag. Dulcinea erwartet, dass ich den rechten Weg gehe.“

Der Priester knirschte mit den Zähnen, als wollte er ihm am liebsten eine Ohrfeige geben. „Rechter Weg? Du rennst ins Verderben, Alonso! Du ziehst durch das Land wie ein Verrückter, verletzt dich, schändest deinen Namen und stürzt diesen armen Teufel mit ins Elend.“

Sancho hob die Hände, nickte heftig. „Endlich einer, der’s kapiert. Aber glauben Sie mir, Pater, er hört nix. Sie könnten ihm auch sagen, der Himmel fällt uns auf den Kopf – er würde’s für einen Drachen halten, den er töten muss.“

Doch Don Quijote kniete im Staub, als stünde er vor einem Heiligen. „Ich danke dir, göttlicher Bote. Deine Worte sind wie Feuer – sie brennen in meiner Brust. Sie bestärken mich, mein Schicksal zu erfüllen.“

Sancho schlug die Hände vors Gesicht und murmelte: „Er hört nicht mal hin. Der Pfaffe redet, und er hört Halleluja.“

Der Priester hob die Hand, als wollte er eine Messe halten, mitten auf der staubigen Straße. „Alonso! Hör mir zu. Der Herr verlangt Demut, nicht Stolz. Der Herr verlangt Gehorsam, nicht Trotz. Ein Bauer, der still arbeitet, ist Gott näher als ein Narr, der durch das Land zieht und Blut spuckt. Kehre zurück. Pflüg dein Feld, ehre den Altar, geh in die Messe. Das ist dein Platz.“

Don Quijote richtete sich auf, die Brust geschwellt, die Lippen bebten. „Nein, Vater. Mein Platz ist im Kampf. Gott hat die Ritter erschaffen, um das Böse zu stürzen. Dulcinea ist meine Madonna, die ich ehre. Mein Schwert ist mein Gebet, mein Schild ist mein Altar! Ich diene nicht in der Kirche, ich diene auf dem Schlachtfeld!“

Sancho kratzte sich am Bauch, grinste müde. „Ein Bauer, der still arbeitet, ja. Das wär was. Ein bisschen Brot, ein bisschen Wein, Ruhe. Aber nein, Herr muss Ritter spielen. Und was krieg ich? Prügel, Hunger, barfuß im Staub. Wenn das Gottes Plan ist, dann piss ich drauf.“

Der Priester schnappte nach Luft, entsetzt. „Blasphemie! Hüte deine Zunge, Knappe!“

Sancho hob die Hände. „Blasphemie? Ich nenn’s, wie’s ist. Gott redet von Demut, mein Herr von Ehre. Und wer sitzt mit leeren Taschen und blutigen Rippen im Staub? Ich!“

Quijote sah ihn streng an, voller Glut. „Sancho, du verstehst es nicht. Ehre ist höher als Brot. Ruhm ist stärker als Wein. Dulcinea ist heller als jede Messe.“

Sancho lachte bitter. „Ehre höher als Brot? Versuch mal, Ehre zu kauen. Versuch mal, Ruhm zu saufen. Ich sag dir, Herr: Von Ehre kriegt man Durchfall, von Brot wird man satt.“

Der Priester schlug ein Kreuz, murmelte Gebete, als müsse er Dämonen austreiben. Don Quijote hörte nur Trompeten, Heldenrufe, das Gesicht verklärt.

Sancho spürte nur Blasen an den Füßen und Hunger im Bauch.

Sancho stemmte die Hände in die Hüften, seine nackten Füße standen im heißen Staub, und er hatte plötzlich diesen Blick – die Mischung aus Müdigkeit, Schmerz und einer Wut, die keinen Damm mehr hält. „Hört mal zu, Herr Pfaffe. Ich hab die Schnauze voll. Seit ich diesem Rittertrottel folge, hab ich mehr Schläge gekriegt als Mahlzeiten. Ich hab meine Stiefel verloren, meinen Gürtel, meinen Stolz, und das Einzige, was ich dafür bekommen hab, ist ein Arsch voll Staub.“

Der Priester hob den Finger, wollte was sagen, doch Sancho ließ ihn nicht. „Ihr redet von Demut. Ihr redet von Gott. Schön. Aber wenn Demut heißt, barfuß im Dreck zu verrecken, dann steckt sie euch sonstwohin. Und Gott? Wenn Gott mich wollte, hätte er mir wenigstens ein Stück Brot hingelegt. Stattdessen schickt er mir Prügel und Flöhe.“

Don Quijote hob die Hand, als wolle er ihn stoppen. „Sancho, hüte deine Zunge, Dulcinea hört dich!“

Sancho lachte hart, ein Laut wie ein Bellen. „Dulcinea? Wenn sie wirklich zuhört, dann lacht sie sich den Arsch ab über uns zwei Idioten. Du mit deinem Topfhelm und deinen Reden, ich mit meinen Blasen an den Füßen. Ehre? Freiheit? Heilige Mission? Alles Scheiße. Ich will nur was im Bauch und Ruhe im Arsch.“

Der Priester rang nach Fassung, die Hände zum Himmel, die Augen entsetzt. „Kind, du lästerst!“

„Kind?“, brüllte Sancho. „Ich bin kein Kind. Ich bin ein alter Hund, den alle treten. Und wisst ihr was? Ich hab keinen Glauben mehr. Nicht in Gott, nicht in Ehre, nicht in Freiheit. Das Einzige, woran ich noch glaube, ist der Schmerz in meinen Rippen – und der ist verdammt real.“

Quijote sah ihn traurig an, als hätte Sancho gerade sein Herz verraten. „Sancho ... ohne Glauben sind wir nichts.“

Sancho zeigte auf seinen Bauch, der knurrte laut. „Ohne Essen sind wir auch nichts, Herr. Und das spür ich stärker als jeden verdammt Glauben.“

Der Priester konnte nicht mehr. Er stemmte die Fäuste in die Hüften, die Kutte wehte im heißen Wind, und seine Stimme war ein Donnern, das mehr nach Wut klang als nach Gnade. „Ihr seid beide verdammt! Du, Alonso, mit deinem Wahnsinn, deiner Arroganz, deiner falschen Ritterei. Und du, Knappe, mit deinem dreckigen Maul, deinem Unglauben, deinem Schweineleben. Ihr seid ein Schandfleck für die Menschheit. Möge der Herr euch strafen, bis ihr die Wahrheit erkennt!“

Don Quijote fiel auf die Knie, hob die Arme zum Himmel, die Augen glänzten wie bei einem Märtyrer. „Ja, Vater, sprich deinen Fluch! Denn jeder Fluch eines Tyrannen ist der Segen des Gerechten! Ich bin Don Quijote, von Gott gesandt! Dein Bann macht mich nur stärker! Ich segne mich selbst im Namen der Ehre, und Dulcinea wacht über mich!“

Sancho stand daneben, verschwitzt, blutig, barfuß, und lachte so bitter, dass es mehr weh tat als die Prügel. „Segen? Herr, du kannst dich von mir aus mit Scheiße segnen. Und du, Heiliger Mann – halt die Klappe mit deinem Fluch. Ich hab genug Strafe! Strafe ist, mit diesem Irren durch die Steppe zu laufen, ohne Schuhe, ohne Brot, ohne Wein. Strafe ist, nachts von Flöhen gefressen zu werden und tagsüber von Bauern. Strafe ist, an Gott zu glauben, wenn Gott dir nur Prügel schickt.“

Der Priester schlug ein wildes Kreuz, murmelte Worte, die wie Gift spien. „Ihr seid verloren. Ihr seid der Beweis, dass der Teufel in Menschengestalt wandelt.“

Don Quijote legte die Hand aufs Herz, die andere gen Himmel. „Dann sei es so. Ich bin der Teufel, der das Böse vernichtet!“

Sancho schnaubte, drehte sich halb weg. „Teufel, Heiliger, Ritter, Bauer – alles Scheiße. Ich seh nur Staub und Hunger. Mehr Wahrheit gibt’s nicht.“

Der Priester schüttelte den Kopf, machte kehrt, murmelte weiter Flüche und Gebete, als müsse er sich die Zunge reinigen.

Der Priester stapfte davon, die Kutte wehend, den Kopf schüttelnd, als wolle er den Wahnsinn der beiden abschütteln wie Fliegen. Immer noch murmelte er Gebete, während sein Bündel nach Brot und Käse roch – und Sancho den Duft wie ein Messer im Bauch spürte.

Don Quijote sah ihm nach, die Augen feurig. „Sancho, erkennst du es? Er kam, um mich zu prüfen. Seine Flüche waren keine Strafe – sie waren Bestätigung. Der Himmel hat uns erwählt, und selbst die Kirche fürchtet uns.“

Sancho schlurfte neben dem Esel her, barfuß im heißen Staub, und stöhnte. „Erwählt? Herr, das Einzige, was ich erkannt hab, ist, dass wir schon wieder nichts zu fressen haben und ich bald meine nackten Füße aufspieße wie Fleisch am Spieß. Wenn das Erwählung ist, dann geb ich sie zurück.“

Rocinante humpelte vor sich hin, schwankte wie ein alter Stuhl, der gleich zusammenbricht. Der Esel trottete stoisch, als sei ihm alles egal.

Sancho sah sie an, dann seinen Herrn, der mit erhobenem Kinn durch die Sonne marschierte, als hätte er gerade einen Drachen erschlagen. „Weißt du, Herr,“ murmelte Sancho, „manchmal denk ich ernsthaft dran, abzuhauen. Einfach weg. Zurück aufs Feld. Scheiß auf Ehre, scheiß auf Ruhm. Ich will Brot, Wein, Ruhe. Nicht Predigten, nicht Prügel, nicht deinen verdammten Wahn.“

Don Quijote lächelte, hörte ihn kaum. „Bald, Sancho. Bald werden wir siegen. Und dann wirst du stolz sein, an meiner Seite gestanden zu haben.“

Sancho lachte heiser, bitter, fast wie ein Bellen. „Oder ich bin tot, Herr. Und dann steh ich gar nirgends mehr.“

Der Priester war längst verschwunden, nur Staub blieb zurück. Zwei Gestalten gingen weiter, barfuß, blutig, gebrochen – der eine voller Wahn, der andere voller Zweifel.

Und die Sonne lachte über sie beide, wie über einen schlechten Witz, der nie aufhört.

Sancho zweifelt – und folgt doch

Sancho schleppte sich neben dem Esel her, barfuß, die Füße wund, die Fersen offen. Jeder Schritt war eine kleine Hinrichtung. Der Staub klebte an seiner Haut, der Schweiß brannte in den Wunden. Rocinante trottete vorneweg, halb tot, Don Quijote oben drauf wie ein König ohne Königreich – zerschlagen, zerlumpt, aber mit erhobenem Kinn, als hätte er die Welt besiegt.

Sancho biss die Zähne zusammen, dann ließ er sie wieder los, murmelte, fluchte. „Scheiße. Ich hab die Schnauze voll. Tagelang Prügel, Nächte voller Flöhe, und keinen Tropfen Wein mehr. Meine Frau wär froh, wenn ich zurückkäme. Sie würd sagen: ‚Sancho, du bist ein Idiot, aber wenigstens bist du ein Idiot mit Schuhen.‘“

Er sah auf seine nackten Füße, voller Blasen, voller Schorf. „Ja, Idiot. Genau das bin ich. Ein Idiot, der einem größeren Idioten nachläuft.“

Der Esel schüttelte die Ohren, kaute auf einem vertrockneten Halm. Sancho klopfte ihm auf den Rücken. „Du bist der Einzige, der’s kapiert. Wenigstens bist du stur und schweigst. Kein Geschwafel von Ehre, kein Gelaber von Dulcinea. Nur Fressen und Scheißen. Ich wär lieber du.“

Vor ihm schwenkte Don Quijote die Reste seiner zerbrochenen Lanze, als halte er ein Zepter. „Sancho, halte durch! Der Weg ist schwer, doch bald erwartet uns ein Abenteuer, das uns Unsterblichkeit bringt!“

Sancho schnaubte, rieb sich die schmerzenden Beine. „Unsterblichkeit ... ich krieg nicht mal Frühstück. Unsterblich bin ich höchstens in meiner Dummheit, weil ich dir immer noch folge.“

Der Wind wehte heiß, trug den Geruch von Staub und Schweiß mit sich. Sancho spürte, wie der Gedanke in ihm wuchs: *Lauf weg. Jetzt. Zurück aufs Feld. Zurück zu Brot und Wein.*

Zum ersten Mal seit langem fühlte er es ernsthaft: Er könnte ihn verlassen. Einfach umdrehen, die Straße zurück. Ohne Ehre, ohne Ruhm, ohne Prügel.

Und er dachte: *Vielleicht tu ich’s wirklich.*

Sancho stapfte weiter, jeder Schritt ein Fluch. In seinem Kopf machte er die Rechnung auf – nicht mit Zahlen, sondern mit Schmerzen.

„Also ...“, murmelte er, halb zu sich, halb zum Esel, „wir haben gegen Windmühlen gekämpft. Windmühlen! Bretter und Holz. Ergebnis: Herr fliegt wie ein Sack Scheiße durch die Luft, ich lach fast, bis mir die Rippen platzen – und am Ende lieg ich selber im Dreck.“

Er schlug mit der flachen Hand gegen den Bauch. „Dann die Sträflinge. Befreit, jawohl, große Geste. Und wie haben sie uns gedankt? Mit Fäusten, mit Tritten, mit Diebstahl. Die Hunde haben uns alles genommen, sogar mein verdammtes Brot. Freiheit, mein Arsch!“

Der Esel wieherte leise, fast wie ein hämisches Lachen. Sancho nickte. „Genau. Du weißt es. Freiheit ist, wenn andere dein letztes Hemd klauen.“

Er blieb kurz stehen, rieb sich die Schultern, immer noch wund von den Schlägen der Bauern. „Und dann die. Die Bauern. Sie haben uns geprügelt, entblößt, ausgelacht, als wären wir die Gaukler auf dem Jahrmarkt. Mich barfuß im Staub zurückgelassen. Ich schwör, Herr, wenn mein Arsch noch einen Tritt kassiert, kann ich ihn gleich als Brotsack benutzen.“

Er blickte nach vorne, auf Don Quijote, der im Sattel schwankte, als sei er auf einem unsichtbaren Thron. „Und du, Herr ... du nennst das Prüfungen. Prüfungen, ja! Für meinen Bauch, für meine Füße, für meine Würde! Bald gibt's nichts mehr zu prüfen, weil nichts mehr übrig ist!“

Sancho lachte heiser, wie einer, der sonst nur noch heulen könnte. „Windmühlen, Sträflinge, Bauern, Priester ... lauter Kapitel in meinem eigenen Arschtritt-Buch. Und ich der Hauptdarsteller.“

Er trat in den Staub, hustete, die Sonne brannte. „Ja, Sancho, du bist der König der Idioten. Aber vielleicht nicht mehr lange.“

Don Quijote drehte sich halb im Sattel um, seine Augen glühten, die Stimme klang wie ein Priester am Altar. „Sancho, ich sehe deine Schwermut. Doch du musst verstehen: Große Männer tragen große Lasten. Unsere Leiden sind nichts im Vergleich zu dem Ruhm, der uns erwartet. Bald werden unsere Namen in Liedern erklingen. Bald wird Dulcinea stolz auf uns herabblicken.“

Sancho blinzelte, die Sonne brannte ihm ins Gesicht, der Schweiß lief in die Augen. *Lieder, dachte er. Wenn jemand über uns singt, dann höchstens im Wirtshaus, und der Refrain ist ein Gelächter über zwei Trottel.*

Quijote hob die Hand, als wollte er den Himmel selbst beschwören. „Sieh mich an, Sancho: Ich bin der Ritter von der traurigen Gestalt – doch bald werde ich der Held von ganz Kastilien sein! Und du, mein treuer Knappe, wirst nicht vergessen werden. Dein Name wird in den Chroniken stehen!“

Sancho lachte heiser, bitter. „Chroniken? Herr, das Einzige, was in meiner Chronik steht, sind meine Blasen. Kap. 1: Füße blutig. Kap. 2: Magen leer. Kap. 3: Prügel im Überfluss. Wenn das Geschichte ist, dann scheiß ich auf Geschichte.“

Don Quijote nickte ernst, als hätte Sancho etwas Tiefes gesagt. „Ja! Leiden ist Teil des Ruhmes. Dulcinea sieht unsere Wunden und wird uns segnen.“

Sancho starrte ihn an, die Hände auf den Hüften, die Stimme ein Knurren. „Herr, ich schwör dir: Wenn du noch einmal Dulcinea sagst, kotz ich dir in den Helm – den wir ja eh verloren haben.“

Doch Quijote sah nur den Himmel, voller Ehre und Lügen, während Sancho nur Staub und Hunger sah.

Sancho blieb stehen, die Sonne brannte ihm die Hirnrinde weich. Er spürte, wie ihm der Kragen platzte. Die Wut kam hoch wie alter Fusel, den man zu hastig runtergestürzt hat. „Herr!“ brüllte er, so dass selbst der Esel die Ohren anlegte. „Herr, jetzt reicht’s! Ich hab die Schnauze voll von deiner Ehre, von deinem Ruhm, von deiner Dulcinea! Weißt du, was ich will? Wein! Ein verdammtes Fass Wein, das ich mir über den Kopf kippen kann, bis ich den ganzen Dreck vergesse!“

Don Quijote drehte sich im Sattel um, sah ihn an, als sei er vom Teufel besessen. „Sancho, trunkenes Verlangen trübt den Geist. Wir müssen rein bleiben, um Dulcinea zu dienen.“

„Rein?“ Sancho lachte, trocken, böse, wie einer, der schon halb wahnsinnig ist. „Rein bin ich nur an Hunger! Rein bin ich an Prügel! Rein bin ich an Scheißleben! Wenn Reinheit heißt, mit dir durch die Steppe zu latschen, dann sauf ich lieber Essig, bis ich kotzend in der Gosse lieg!“

Er stapfte auf Quijote zu, fuchtelte mit den Armen. „Herr, du bist ein Säufer ohne Wein! Du bist besoffen von deinen Lügen, betrunken von deiner Ehre, blind wie einer, der zu lange ins Fass geglotzt hat. Aber ich? Ich will das echte Zeug. Rot, dick, billig, mir egal. Hauptsache, es brennt im Bauch und nicht nur in der Sonne!“

Rocinante wieherte, als wolle er zustimmen, Sancho schnaubte, wischte sich den Schweiß von der Stirn und spuckte in den Staub. „Du träumst von Liedern, Herr, ich träum von einer Schankmaid mit schmutzigen Händen und einem Krug, so groß wie mein Kopf. Wenn ich das nicht bald krieg, dann sauf ich mein eigenes Blut, weil mehr ist ja nicht übrig.“

Don Quijote streckte pathetisch die Hand aus. „Sancho, du darfst dich nicht der Trunksucht ergeben! Ein Ritter—“

„Halt die Fresse mit Ritter!“ schrie Sancho, seine Stimme gebrochen, heiser. „Ich sauf, wenn ich kann, weil’s der einzige Trost ist. Alles andere ist nur Prügel, Staub und dein verrücktes Gequatsche.“

Dann sackte er zusammen, schwer atmend, als hätte er eben einen halben Weinschlauch in sich gestürzt. Nur ohne Wein. Nur mit Wut.

Staub hing schwer in der Luft, und für einen winzigen Moment war alles still. Kein Fluchen, kein Predigen, nur das Keuchen zweier Männer, die viel zu lange durch die Hölle getrottet waren.

Don Quijote drehte sich im Sattel, sah Sancho an – nicht als Ritter, nicht als Knappe, sondern als Mann. Seine Augen waren müde, rot, gezeichnet von Schlägen und von Nächten ohne Schlaf. Ein Augenblick, so kurz wie der letzte Tropfen in einer Flasche, und Sancho dachte: *Vielleicht sieht er mich endlich. Vielleicht versteht er's.*

„Sancho ...“, begann Quijote, leise, fast menschlich, „du leidest.“

Sancho nickte, der Hals trocken, die Lippen rissig. „Ja, Herr. Ich leide. Und nicht edel. Nicht für Ruhm. Ich leide, weil ich barfuß laufe, weil mein Bauch leer ist, weil kein Tropfen Wein meine Kehle runtergeht. Das ist alles. Mehr nicht.“

Ein Riss ging durch Quijotes Gesicht, fast wie Mitleid. Für eine Sekunde war da kein Ritter, kein Wahnsinn, nur ein alter, kaputter Mann. „Vielleicht ...“, flüsterte er, „vielleicht verlang ich zu viel.“

Sancho blinzelte, das Herz schlug schneller. „Endlich ...“, dachte er. „Endlich kapiert er's.“

Doch dann spannte sich Quijotes Körper wieder, der Blick flackerte, das Gesicht zog sich in dieses verrückte, glühende Lächeln. „Aber gerade das Leid macht dich groß, Sancho! Gerade weil du Hunger kennst, wirst du das Festmahl der Ehre schätzen! Gerade weil du barfuß blutest, wirst du die Schuhe des Ruhmes tragen!“

Sancho fiel die Kinnlade runter. Er starrte ihn an, leer, ausgebrannt. Dann lachte er kurz, bitter, wie ein Mann, der in der Kneipe merkt, dass die Flasche leer ist.

„Scheiße, Herr,“ murmelte er, „für 'ne Sekunde warst du Mensch. Jetzt bist du wieder Gott in deinem eigenen Suff. Prost.“

Und die Stille war vorbei.

Sancho blieb stehen. Einfach so. Seine nackten Füße sanken in den heißen Staub, die Sonne brannte ihm auf den Rücken, und er dachte: *Jetzt. Dreh um. Lauf. Schluss mit dem Wahnsinn.*

Er sah nach vorne: Quijote auf Rocinante, wie ein König ohne Krone, mit einer Lanze, die nur noch ein Stock war, die Kleider zerrissen, der Rücken krumm. Ein alter Narr, der immer noch dachte, die Welt würde sich vor ihm verneigen.

Sancho spürte, wie's ihn würgte. „Herr!“, rief er, die Stimme rau. „Ich kann nicht mehr. Ich will nicht mehr. Meine Frau hat vielleicht 'nen neuen Mann, meine Kinder vergessen meinen Namen, und ich stapfe hier barfuß hinter einem Verrückten her. Genug! Ich geh heim, Herr. Heim, zu Wein, zu Brot, zu einer Frau, die wenigstens keine Windmühlen für Drachen hält.“

Der Esel wieherte leise, als würde er's unterstützen. Sancho tätschelte ihm den Hals. „Ja, Kumpel. Wir beide. Wir drehen uns einfach um. Gehen zurück. Lass den Ritter seinen Ruhm allein fressen.“

Er machte einen Schritt rückwärts. Einen echten. *Gleich bin ich weg*, dachte er. *Einfach zurück ins Dorf. Alle werden lachen, ja – aber wenigstens lach ich irgendwann mit, bei einem Krug Wein.*

Dann sah er Quijote wieder. Der alte, klapprige Mann, der mit leeren Händen gegen eine Welt kämpfte, die ihn längst ausgelacht hatte. Die Rüstung hing wie Lumpen, die Augen aber brannten noch wie die eines Predigers, der nie merkt, dass die Kirche längst leer ist.

Sancho fluchte leise. „Scheiße. Warum seh ich ihn so? Warum seh ich nicht nur den Idioten, der er ist? Warum seh ich auch den armen Hund, der glaubt, er sei ein Löwe?“

Der Esel stupste ihn, als wollte er sagen: *Du bleibst. Du bist so blöd wie er.*

Sancho knurrte, ballte die Fäuste, spuckte in den Staub. „Ich schwör bei allen Heiligen: Ich hau ab. Gleich. Morgen. Aber nicht heute.“

Und er machte wieder einen Schritt nach vorne.

Sancho holte tief Luft, spürte, wie ihm die Wut in der Brust brannte wie billiger Schnaps. „Herr!“, brüllte er, dass selbst Rocinante stolperte. „Du bist der größte Idiot, der jemals unter dieser Sonne geboren wurde! Ein Narr, ein Spinner, ein Säufer ohne Wein, ein König ohne Krone, ein Held ohne Hirn! Und ich? Ich bin der noch größere Idiot, weil ich dir immer noch nachlaufe!“

Quijote drehte sich im Sattel um, lächelte mild, als hätte Sancho ihn gerade gelobt. „Sancho, deine Treue ist rührend. Auch wenn deine Zunge dich verrät, dein Herz bleibt bei mir.“

Sancho lachte bitter, spuckte in den Staub. „Mein Herz? Herr, mein Herz liegt längst im Schankhaus, unter'm Tisch, besoffen wie ein Schwein. Ich geh nur noch, weil meine Beine zu blöd sind, stehenzubleiben.“

Er schlurfte weiter, barfuß, die Füße wund, die Kehle trocken. Jeder Schritt war ein Fluch. „Ich sollte abhauen. Ich sollte dich verrecken lassen in deinem Wahn. Aber nein, Sancho bleibt. Sancho flucht, Sancho hungert, Sancho trägt den Staub der Welt. Warum? Weil er dümmer ist als der Ritter, dem er folgt.“

Der Esel trottete hinterher, Rocinante schwankte, und die Sonne brannte, als lache sie über die beiden Gestalten.

„Herr,“ knurrte Sancho, „ich sag dir eins: Der Tag wird kommen, da hau ich wirklich ab. Da sauf ich mich voll, fress mich satt, und wenn du dann noch gegen Windmühlen kämpfst, dann ohne mich.“

Quijote nickte ernst, als hätte Sancho gerade einen Schwur geleistet. „Dann, Sancho, wirst du doch zurückkehren. Denn dein Schicksal ist mit meinem verbunden.“

Sancho verdrehte die Augen, murmelte: „Scheiß Schicksal.“ Aber seine Füße gingen weiter, Schritt für Schritt, hinter diesem alten Narren her.

Und so folgte er doch – fluchend, zitternd, hungrig. Der treueste Gefangene der Welt.

Ein Bauernmädchen und die Idee von Dulcinea

Die Sonne hing schwer über der Straße, und Don Quijote hob die Arme, als predige er vor einem unsichtbaren Chor. „Sancho! Denk an Dulcinea. Ihr Haar glänzt wie das Gold der Sonne, ihre Augen sind zwei Sterne, die die Nacht zerreißen, ihr Atem süßer als der Duft tausend Rosen, ihre Hände zarter als Seide ...“

Sancho schlurfte barfuß neben dem Esel her, der Schwanz peitschte ihm fast ins Gesicht. Er verzog das Maul, schwitzte und dachte: *Sterne, Rosen, Seide ... er*

hat seit Tagen keinen Wein gesehen und halluziniert jetzt Blumen aus seinem eigenen Dreck.

„Herr,“ sagte er schließlich, die Stimme trocken, „Dulcinea hat Haare, ja – aber die sind fettig und kleben ihr im Gesicht, wenn sie den Eimer aus dem Brunnen zieht. Ihre Augen sind müde wie die eines Esels nach zwölf Stunden Feldarbeit. Und ihr Atem? Wenn Knoblauch Rosen ist, dann meinetwegen. Aber er brennt einem eher die Nasenlöcher weg.“

Quijote hielt inne, als hätte ihn jemand geohrfeigt. „Sancho! Du lästerst! Wage es nie wieder, den Namen Dulcineas in solch niederer Weise auszusprechen. Sie ist mein Licht, mein Grund, mein Himmel.“

Sancho grinste schief, wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Dein Himmel, Herr, stinkt nach Stall und Ziege. Ich sag’s nur, weil du’s wohl nie riechst – du bist so besoffen von deinen Träumen, dass dir der Gestank nicht auffällt.“

Rocinante stolperte über einen Stein, fing sich, und Quijote rief pathetisch: „Selbst der Boden beugt sich, wenn ich ihren Namen nenne!“

Sancho verdrehte die Augen so hart, dass sie fast steckenblieben. „Oder er lacht sich krumm, Herr. Und ich gleich mit.“

Sancho blieb stehen, rieb sich die nackten Füße, dann grinste er schief und sagte: „Herr, wenn wir schon von Dulcinea reden, dann sag ich dir, wie ich sie kenn. Sie ist keine Prinzessin. Sie ist ’ne Magd, die Kühe treibt, Mist schaufelt und so viel Knoblauch frisst, dass selbst die Fliegen tot vom Himmel fallen. Ihre Hände sind nicht zart wie Seide, sondern rau wie ein alter Sack. Wenn sie dir eine langt, dann siehst du Sterne – aber nicht die, von denen du redest.“

Don Quijote riss die Augen auf, sein Gesicht verzog sich wie bei einem Mann, der Essig statt Wein trinkt. „Schweig! Schweig, Sancho! Deine Zunge ist verdorben, deine Seele blind. Dulcinea ist die Königin aller Tugend, ein Engel in Menschengestalt! Wer sie anders sieht, ist verflucht!“

Sancho lachte, hustete Staub, und der Esel blökte, als lache er mit. „Verflucht, ja. Verflucht bin ich sowieso, seit ich dir folge. Aber ich sag dir: Die einzige Krone, die sie trägt, ist ein Kopftuch voller Schweiß. Und wenn sie spricht, dann nicht wie eine Sirene, sondern wie ein Weib, das die Hühner zusammenschreit.“

Quijote hob die Hand, als wolle er Sancho ohrfeigen, doch seine Glieder waren zu müde, zu zerschlagen. Stattdessen schrie er mit letzter Kraft: „Du lästerst,

Knappe! Dein Mund ist voller Dreck! Wärest du nicht mein treuer Begleiter, ich würde dich zum Schweigen bringen mit Stahl und Blut!“

Sancho grinste breit, entblößte seine Zahnlücken. „Stahl und Blut? Herr, du hast nicht mal mehr einen Helm. Und Blut? Davon hast du schon genug verloren bei der letzten Prügelei. Was bleibt dir also? Worte. Und die hör ich mir an, solange mein Bauch leer ist. Aber sie machen mich nicht satt, Herr, sie machen mich höchstens noch durstiger.“

Don Quijote hob den Blick zum Himmel, seufzte pathetisch. „Dulcinea, verzeih diesem törichten Mann. Er kennt dich nicht. Er weiß nicht, was er sagt.“

Sancho knurrte: „Ich kenn sie besser als du, Herr. Ich weiß, wie sie riecht, wenn sie durchs Dorf läuft. Du weißt nur, wie sie in deinem Suff aussieht.“

Die Straße bog ab, und da kam sie ihnen entgegen: ein Bauernmädchen, kaum zwanzig, die Haare fettig und wirr, der Rock voller Flecken, die Füße staubig wie Sanchos. Auf ihrem Esel balancierte sie zwei schwere Krüge Wasser, die bei jedem Schritt schwankten. Sie keuchte, fluchte leise, ein Schweißtropfen lief ihr übers Gesicht, und sie wischte ihn mit dem Unterarm weg, der so braun und vernarbt war wie ein alter Lederriemen.

Sancho grinste sofort. „Da, Herr, deine Dulcinea. Prinzessin von Knoblauch und Kuhmist, Königin der Blasen an den Händen. Sieht sie nicht strahlend aus, so mitten im Gestank?“

Don Quijote schnappte nach Luft, als hätte er eine Erscheinung der Jungfrau Maria gesehen. Er riss sich fast vom Pferd, legte die Hand aufs Herz und keuchte: „Sancho! Siehst du’s nicht? Ihre Würde strahlt durch die Lumpen, ihre Schönheit leuchtet durch den Staub! Das ist sie – das ist Dulcinea!“

Sancho schüttelte den Kopf, lachte so heiser, dass er sich den Bauch hielt. „Dulcinea? Herr, die da? Die zieht sich die Unterhosen zweimal im Jahr frisch an, wenn überhaupt. Das ist keine Prinzessin. Das ist ein Mädchen, das mehr Kuhscheiße an den Schuhen hat als du an deinen Geschichten.“

Die Magd sah sie an, runzelte die Stirn, wischte sich die Haare aus dem Gesicht. „Was glotzt ihr zwei Vögel so? Noch nie ’ne Frau mit Arbeit gesehen?“ Ihre Stimme war tief, kratzig, vom Schreien über Felder geformt.

Don Quijote glitt fast vom Pferd, die Knie bebten. „Mein Herz erkennt dich, edle Dulcinea! Verhüllt in bäuerlicher Gestalt, doch dein Wesen verrät dich!“

Sancho fiel fast in den Staub vor Lachen. „Verhüllt! Ja, Herr, so kann man's nennen – verhüllt in Schweiß, Staub und Knoblauch. Aber sonst ...“

Das Mädchen starrte die beiden an wie zwei Hunde, die ihr die Straße blockierten. „Ihr spinnt, oder? Weg da, ich hab zu schleppen.“

Doch Quijote sah nur die Krönung seines Wahns.

Don Quijote warf sich vom Sattel, knallte fast mit dem Gesicht in den Staub, rappelte sich hoch und fiel dann mit einem *Wumm* auf die Knie. Er breitete die Arme aus, als würde er in der Kirche vor dem Allerheiligsten knien. „Dulcinea! Göttliche Herrin! Endlich stehst du vor mir, in aller Schönheit, in aller Anmut, verborgen vor den Augen der Welt, doch für mich leuchtender als tausend Sonnen!“

Die Magd blieb stehen, stemmte die Hände in die Hüften, die Krüge wackelten gefährlich auf dem Esel. Sie blinzelte, wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß aus dem Gesicht. „Was zum Teufel redest du, alter Spinner? Ich heiß Inés, und ich hab grad kein Nerv für Theater. Die Sonne brennt, das Wasser ist schwer, und mein Rücken tut weh.“

Sancho presste beide Hände gegen seinen Bauch, bog sich vor Lachen. „Inés! Herr, die Prinzessin hat gesprochen! Hörst du die Engelszunge? Sie klingt wie 'ne Wirtin, die ihre Gäste aus der Schenke prügelt!“

Don Quijote hob die Hände zum Himmel, völlig unbeeindruckt. „Es ist ein Zauber, Sancho! Sie nennt sich Inés, doch ich erkenne die Wahrheit! Es ist Dulcinea, verhüllt von einem teuflischen Bann, damit unwürdige Augen sie nicht erkennen!“

Die Magd rollte die Augen, stöhnte, griff nach dem Krug, der zu kippen drohte. „Ihr seid echt komplett bekloppt. Wenn ihr keine Münzen habt, dann haut ab, ich hab zu arbeiten.“

Sancho japste, Tränen liefen ihm übers Gesicht vor Lachen. „Hast du gehört, Herr? Die Prinzessin will Münzen! Kauf ihr doch ein Schloss aus Knoblauchzehen!“

Quijote kniete tiefer, schlug sich fast die Stirn am Boden auf. „Dulcinea, ich werde dich erlösen von diesem Bann! Ich schwöre es, bei meinem Leben!“

Die Magd stapfte an ihnen vorbei, murmelte: „Idioten. Zwei wandelnde Vogelscheuchen.“

Sancho kippte fast in den Staub vor Lachen. Quijote sah sie verschwinden – und verbeugte sich ehrfürchtig, als sei er in einer Kathedrale.

Sancho japste, keuchte, Tränen liefen ihm übers Gesicht. Er krümmte sich vor Lachen, als hätte er wirklich 18 Bier gekippt und sich mit Tzatziki vollgestopft, bis der Magen kurz vorm Explodieren stand. „Herr!“, röchelte er, „das ist keine Prinzessin – das ist ein Mädchen, das nach Knoblauch und Schweiß riecht! Wenn das deine Dulcinea ist, dann sauf ich ab sofort nur noch Essig!“

Die Magd – Inés – drehte sich um, die Hände noch auf der Hüfte, und starrte Quijote an, der immer noch im Staub kniete wie ein Pilger, der die Madonna sieht. „Hör zu, Opa. Ich hab keinen Bock auf dein Geschwätz. Ich bin keine Prinzessin. Ich bin nicht verhext. Ich bin nur müde. Und wenn du nicht sofort aufstehst, knall ich dir den Krug über den Schädel.“

Sancho japste wieder, hielt sich den Bauch, der schon vor Hunger weh tat. „Krug über’n Schädel, jawoll! Endlich eine Frau, die’s kapiert!“

Don Quijote hob langsam den Kopf, die Augen verklärt, die Stimme bebend: „Wie grausam ist der Zauber, dass er dich zwingt, deine wahre Natur zu verleugnen. Doch keine Sorge, edle Dulcinea – ich werde dich befreien!“

Inés schnaubte, trat mit nackten Füßen in den Staub, funkelte ihn an. „Du kannst mich befreien, indem du verschwindest. Jetzt. Bevor ich wirklich den Krug nehme.“

Sancho stand wankend auf, noch halb lachend, halb ernst. „Herr, hör auf sie. Sie redet klarer als du in deinem ganzen Leben. Sie ist keine Dulcinea. Sie ist ’ne Inés, und Inés will dich nicht. Punkt.“

Die Magd stapfte weiter, der Esel trottete hinterher, das Wasser schwappte, und die beiden Rittergestalten blieben im Staub zurück – einer lachend, einer kniend.

Sancho wischte sich die Augen, grinste. „Ach Herr ... wenn das Liebe ist, dann hoff ich, ich verlieb mich nie.“

Don Quijote erhob sich langsam, der Staub klebte ihm an den Knien, seine Augen funkelten mit diesem heiligen Irrsinn, den Sancho schon nicht mehr ertragen konnte. „Sancho! Jetzt ist alles klar. Sie war’s. Dulcinea, meine Herrin! Doch ein mächtiger Zauberer hat sie verwandelt. Deshalb erschien sie dir als einfache Magd, mit Krügen und Schweiß. Es ist ein Fluch! Ein niederträchtiger Fluch!“

Sancho fiel fast um vor Lachen. Er krümmte sich, hielt sich den Bauch, als wäre er mit 18 Bier schwanger. „Fluch? Herr, ja – Knoblauch ist der Fluch. Schweiß ist der Fluch. Stallgeruch ist der Fluch. Aber Zauber? Wenn das Zauber ist, dann war meine Frau auch verzaubert, jedes Mal, wenn sie mir mit dem Kochlöffel eine übergezogen hat.“

Quijote hob die Hände, dramatisch, die Sonne blendete ihn, und er sah aus, als wollte er gleich in den Himmel fliegen. „Sancho, du Narr! Nur der edle Blick erkennt die wahre Gestalt! Der gemeine Mann sieht nur das Kleid des Zaubers, aber ich – ich erkenne das göttliche Wesen dahinter.“

Sancho japste, Tränen liefen ihm über die dreckigen Wangen. „Göttlich? Herr, die Einzige, die göttlich war, ist die Ziege, die ich mal im Dorf gesehen hab, als sie aufs Dach kletterte. Die war göttlicher als das Mädchen mit den Krügen! Und wenn du weiter von Zaubern schwafelst, sauf ich den nächsten Misthaufen leer, nur um dich zu vergessen.“

Don Quijote stampfte mit dem Fuß, die Stimme bebte: „Ich schwöre, Sancho, ich werde den Zauber brechen. Dulcinea wird wieder erstrahlen in ihrer wahren Form – und dann wirst du dich schämen für deine Lästerungen!“

Sancho lachte immer noch, halb wahnsinnig vor Hunger, Staub und Müdigkeit. „Schämen? Herr, das Einzige, wofür ich mich schäme, ist, dass ich dir immer noch folge. Aber gleichzeitig ...“ – er japste, wischte sich die Tränen ab – „ohne dich hätt ich auch nie so viel zu lachen.“

Die Straße lag leer, das Bauernmädchen war längst verschwunden, nur noch Staub und ein paar Tropfen Wasser im Dreck. Don Quijote stieg wieder auf Rocinante, stolz, erhoben, das Gesicht voller Glut. „Sancho, es ist klar: Dulcinea ist unter einem Zauber. Aber ich werde ihn brechen! Ich schwöre bei meinem Schwert, bei meiner Ehre, bei meinem Leben – ich erlöse sie. Kein Bann ist stärker als meine Treue.“

Sancho trottete hinterher, barfuß, den Bauch leer, den Kopf voller Zweifel. „Herr, du kannst schwören, so viel du willst. Schwüre machen keinen satt. Wenn ich wählen darf zwischen deinem Zauber und einem Krug Tequila mit ’nem fetten Wurm unten drin – dann nehm ich den Wurm, schluck ihn runter und penn zufrieden unter’ m Tisch.“

Quijote wandte sich um, sah ihn ernst an, als hätte er gerade die heilige Wahrheit verdreht. „Sancho, du denkst klein. Aber eines Tages wirst du begreifen: Dulcinea ist der Sinn, der Zweck, das Ziel.“

Sancho knurrte, spuckte in den Staub. „Mein Sinn ist, endlich was zu saufen. Mein Zweck ist, nicht zu verrecken. Mein Ziel ist ein Bett, und wenn’s nur ’ne Bank in der Schenke ist. Und wenn da ’ne Flasche steht mit ’nem Wurm, dann ist das mein Dulcinea – und ich küsst ihn beim Runterschlucken.“

Der Esel trottete, Rocinante wankte, und die Sonne lachte schäbig vom Himmel herab. Zwei Gestalten, eine voller Wahn, die andere voller Durst.

„Sancho,“ sagte Quijote feierlich, „wir sind auserwählt.“

„Ja,“ murmelte Sancho, „auserwählt zum Saufen, zum Fluchen und zum Verrecken im Staub. Prost.“

Und sie gingen weiter – dem nächsten Elend entgegen, wie immer.

Don Quijote verteidigt die Schwachen

Die Sonne hing brennend über der Landstraße, der Staub stieg bei jedem Schritt hoch, als wollten die Steine selber fliehen. Don Quijote saß schief auf Rocinante, Sancho trottete barfuß hinterher, und beide rochen nach Schweiß, Blut und Hunger.

Dann hörten sie es: Schreie. Keine heroischen, keine edlen – nur das Wimmern von Männern, die Prügel kassierten. Sancho hob den Kopf, blinzelte, sah die Szene: Ein grobschlächtiger Aufseher mit einem Knüppel, breit wie ein Schrank, drosch auf drei abgemagerte Tagelöhner ein, die kaum die Hände hoben, um sich zu schützen.

„Da!“, keuchte Quijote, und seine Augen glühten sofort. „Sancho, siehst du’s? Unschuldige, geschlagen von Tyrannei! Dies ist unsere Stunde!“

Sancho kratzte sich am Bauch, verzog das Gesicht. „Ich seh drei arme Schweine, die sich kloppen lassen, weil sie wahrscheinlich den Lohn versoffen haben. Und ich seh einen Ochsen von Aufseher, der uns die Knochen brechen wird, wenn wir uns einmischen. Also, Herr, lass uns einfach weitergehen. Wir haben schon genug Prügel für drei Leben.“

Doch Quijote richtete sich im Sattel auf, als wäre er wieder jung und ungeschlagen. „Nein, Sancho! Ein Ritter kann nicht schweigen, wenn die Schwachen leiden! Heute wird Gerechtigkeit geboren.“

Sancho schnaubte, trat in den Staub, der zwischen seinen Zehen klebte. „Heute wird höchstens wieder mein Arsch gebohrt von Stiefeln, Herr. Aber mach nur, ich halt schon mal den Esel fest.“

Die Schreie der Tagelöhner wurden lauter, der Knüppel krachte auf Rücken und Schultern, und Quijote ballte die Fäuste, als sei das die Ouvertüre zu seinem großen Auftritt.

Don Quijote riss die Lanze hoch – oder das, was davon übrig war, ein krummer Stock mit Splittern – und reckte sie gen Himmel, als könne er damit den Donner rufen. „Haltet ein, ihr Schergen der Tyrannei!“ brüllte er mit einer Stimme, die mehr nach heiserem Trinker als nach Ritter klang. „Kein Mann soll im Staub liegen unter der Knute des Unrechts, solange Don Quijote von der Mancha atmet!“

Der Aufseher hielt inne, blinzelte, und selbst die geprügelten Tagelöhner starrten verwirrt. Staub wehte, irgendwo krächte ein Hahn, und Sancho murmelte: „Herr ... jedes Mal, wenn du so anfängst, weiß ich: Gleich wird mir einer ins Gesicht treten.“

Quijote schnaubte, hob die Brust, der Helm fehlte, der Kopf glühte. „Schwachheit soll Stärke finden in mir! Gerechtigkeit soll leben in meinem Arm! Sancho, Zeuge dieser Stunde – wir verteidigen die Menschheit!“

Sancho wischte sich den Schweiß von der Stirn, sah die Prügelkugel von Aufseher und die dünnen Bauern, die genauso gut gleich wegrennen könnten. „Menschheit? Herr, das sind drei halbnackte Typen mit mehr Flöhen als Zähnen. Wenn das die Menschheit ist, dann prost Mahlzeit.“

„Schweig!“ donnerte Quijote. „Sie sind Opfer, und ein Opfer ist heiliger als jeder König! Ich werde ihr Schicksal wenden.“

Sancho verdrehte die Augen, schnaufte, packte sich an den Bauch, der leer knurrte. „Ja, wenden ... wahrscheinlich wenden sie uns gleich im Dreck wie ein Spanferkel. Und ich hab nicht mal Knoblauch dazu.“

Doch Quijote ließ sich nicht bremsen – er trieb Rocinante an, und der alte Gaul machte zwei stolpernde Schritte nach vorn, als beginne das Drama.

Der Aufseher drehte sich langsam zu Quijote, stützte den Knüppel auf die Schulter und musterte ihn von Kopf bis Fuß: ein halbnackter alter Kerl mit Lumpen, einem Stock in der Hand und Wahnsinn in den Augen. Dann brach er in schallendes Gelächter aus, so rau wie Schotter im Hals.

„Heilige Scheiße“, röhnte er. „Was bist du denn? 'Ne Vogelscheuche, die von der Stange gefallen ist? Oder ein Bettler, der im Mist einen Stock gefunden hat?“

Die drei geschundenen Tagelöhner, die eben noch gekeucht hatten, kicherten schwach mit – zu erschöpft, um zu fliehen, aber zu gehässig, um den Moment nicht zu genießen.

Sancho schüttelte den Kopf, trat zwei Schritte zurück. „Herr, ich sag's dir: Das wird nix. Der lacht dich gleich in den Boden. Wir sollten uns verdrücken, bevor wir wieder Knochen zählen.“

Don Quijote aber reckte das Kinn, stolz wie ein König, der gerade zum Gott gekrönt wurde. „Ich bin Don Quijote de la Mancha, Verteidiger der Schwachen, Zerschmetterter der Unterdrücker! Dein Gelächter wird dir im Hals steckenbleiben, wenn mein Arm der Gerechtigkeit zuschlägt.“

Der Aufseher spuckte in den Staub, grinste mit Zahnlücken. „Arm der Gerechtigkeit? Dein Arm sieht aus, als könnte er nicht mal eine Flasche Wein hochheben.“

Sancho murmelte, halb zu sich, halb zum Esel: „Stimmt. Und wenn er's könnte, würd er sie leer saufen, bevor er überhaupt ausholt.“

Der Aufseher hob den Knüppel, lachte noch einmal. „Na komm, Ritterchen. Zeig mir deine große Gerechtigkeit. Vielleicht brauch ich heute noch 'n guten Witz.“

Quijote atmete tief ein, die Augen voller Wahnsinn, und Rocinante scharrte im Staub, als ahne er, dass gleich wieder eine Katastrophe begann.

Don Quijote trieb Rocinante an, der Gaul stolperte sofort über einen Stein, schnaubte, und im gleichen Atemzug kippte der Ritter fast aus dem Sattel. Doch er raffte sich hoch, brüllte: „Für Dulcinea! Für die Schwachen!“ und senkte seinen gesplitterten Stock wie eine heilige Lanze.

Der Aufseher grinste breit, hob einfach den Knüppel – und *BAM!* – schlug ihm den Stock aus der Hand, als wär's ein Ast im Weg. Quijote taumelte, Rocinante wankte, der Aufseher lachte.

„Das war's schon?“, höhnte er. „So verteidigt also die Gerechtigkeit?“

Doch Quijote war nicht aufzuhalten. Er sprang vom Gaul, landete unsauber im Staub, rollte halb ab, rasselte sich wieder hoch, die Augen brennend. Er warf sich mit der bloßen Faust auf den Mann.

Der Aufseher brüllte vor Lachen, ließ ihn ein paar Mal wild zuschlagen – dann krachte seine Faust auf Quijotes Gesicht. Blut spritzte, der Ritter taumelte, lachte trotzdem, gurgelte Worte. „Noch ein Schlag! Jeder Schmerz ... ist ein Lied ... für Dulcinea!“

Sancho stand daneben, hielt die Hände vors Gesicht. „Herrgott, das ist keine Schlacht, das ist 'ne Kneipenprügelei ohne Kneipe. Und wir haben nicht mal 'ne Flasche, um's erträglicher zu machen.“

Der Aufseher packte Quijote am Kragen, hob ihn hoch, schleuderte ihn in den Staub, dass er wie ein Sack Knochen klatschte. Quijote röchelte, hustete Blut, rasselte sich wieder hoch, taumelte – und ging erneut auf ihn los.

„Für die Schwachen!“, schrie er, und jeder Schlag, den er kassierte, schien ihn nur noch weiter anzuheizen.

Sancho seufzte, schnaubte, murmelte: „Er kämpft, als wär er besoffen. Aber er hat keinen Tropfen im Leib. Wahrscheinlich ist Wahnsinn ein stärkerer Rausch als Wein.“

Staub wirbelte, der Knüppel krachte, und Quijote fiel wieder – nur um erneut aufzustehen. Eine Oper aus Blut und Dreck, in der der Held immer wieder stirbt und wieder aufersteht, bis keiner mehr zählen konnte.

Sancho wollte gerade den Esel am Halfter herumziehen, weg von diesem Chaos, raus aus der Staubwolke voller Blut und Geschrei. „Herr, viel Spaß mit deinem Märtyrerspiel,“ murmelte er, „ich hab keine Lust, schon wieder Zähne zu spucken.“

Doch da sah ihn einer der geprügelten Tagelöhner, ein ausgemergelter Kerl mit hängenden Schultern und einem Gesicht, das aussah wie ein Sack voller Knochen. Der rief: „Hey du! Hilf deinem Herrn!“ und packte Sancho am Arm.

„Lass los!“, brüllte Sancho, zerrte sich frei, „ich bin hier nur Zuschauer!“ Aber da kam schon der Knüppel, verfehlte Quijote und landete an seiner Schulter. Sancho schrie auf, taumelte, und der Schmerz brannte wie Feuer.

„Scheiße!“, brüllte er, „immer trifft’s mich! Ich hab doch nix gemacht!“

Der Aufseher knurrte: „Dann halt dich von dem Idioten fern, sonst kriegst du mehr!“ – und trat Sancho mit einem Stiefel so heftig in den Hintern, dass er fast in den Esel flog.

„Heilige Mutter Maria!“ japste Sancho, rieb sich den Arsch. „Ich schwör, ich werd nie wieder still in einer Kirche sitzen können – alles taub!“

Don Quijote, blutverschmiert, taumelnd, sah ihn und schrie: „Sancho! Halte durch! Jeder Schlag adelt dich! Jeder Tritt erhebt dich!“

„Erhebt mich, ja,“ keuchte Sancho, „erhebt mich vom Boden direkt in den Himmel! Noch einer und ich lieg tot bei den Engeln! Und die haben hoffentlich Bier, sonst geh ich auch da nicht hin.“

Der Aufseher packte ihn jetzt am Kragen, riss ihn hoch, knurrte: „Was seid ihr zwei? Komödianten? Bettler? Wahnsinnige?“

Sancho japste, trat mit den nackten Füßen hilflos im Staub. „Wir sind Idioten, Herr Aufseher! Vollidioten! Aber lasst uns leben, wir schaden doch keinem außer uns selbst!“

Doch das reichte nicht – Staub, Schreie, Tritte – und Sancho war mittendrin in einem Kampf, den er nie haben wollte.

Der Aufseher holte wieder aus, sein Knüppel pfiff durch die Luft. Quijote taumelte, blutete aus der Nase, die Augen glühten immer noch, als sei er ein Heiliger auf dem Scheiterhaufen. Sancho hing keuchend in seinem Griff, schrie wie ein geprügelter Hund.

Und dann – plötzlich – rissen sich die drei Tagelöhner los. Sie nutzten das Chaos, sprangen auf, rannten davon, so schnell ihre dürren Beine sie trugen. Staubwolken hinter ihnen, keine Rücksicht, kein Dank, nicht mal ein Blick zurück.

Sancho sah es, japste, fluchte. „He! Ihr Schweine! Er kämpft für euch, und ihr haut ab? Wenigstens ’nen ‚Danke‘ könntet ihr schreien!“

Aber sie waren schon verschwunden.

Der Aufseher fluchte, wollte hinterher, stolperte aber über Quijote, der ihm wie ein tollwütiger Hund ins Bein sprang. Beide gingen zu Boden, Staub wirbelte, Flüche mischten sich mit pathetischem Geschrei.

„Für Dulcinea!“ brüllte Quijote, schlug schwach, aber voller Wahnsinn.

„Für meinen Arsch!“ brüllte Sancho, der endlich frei war und sich mit schmerzenden Füßen aus dem Staub rollte.

Der Aufseher kam wieder hoch, taumelnd, das Gesicht voller Schrammen, und spuckte Blut. „Ihr zwei seid verrückter als die Pest.“ Er ließ den Knüppel fallen, stolperte fluchend davon, wahrscheinlich hinter den Flüchtigen her.

Zurück blieben zwei Wracks im Staub: Quijote, blutig, taumelnd, aber grinsend wie ein Sieger. Sancho, stinkend, müde, die Rippen schmerzverzerrt, den Arsch voller Tritte.

„Wir haben gesiegt, Sancho!“ keuchte Quijote. „Die Schwachen sind frei!“

Sancho lachte trocken, bitter, ohne Freude. „Frei, ja. Frei, uns im Stich zu lassen. Herr, du kämpfst für Leute, die nicht mal 'ne Runde Bier zahlen würden. Und ich kassier die Zeche.“

Quijote hob den Arm wie ein General. „Es war der größte Sieg bisher.“

Sancho spuckte Blut in den Staub. „Größter Sieg? Herr, der einzige, der gewonnen hat, ist der Teufel, weil er sich gleich noch über mich kaputtlacht.“

Don Quijote stand schwankend auf, Blut tropfte aus der Nase, der Staub klebte wie eine zweite Haut an ihm. Trotzdem breitete er die Arme aus, als hätte er die Welt gerettet. „Sancho, dies war unser größter Sieg! Die Schwachen sind befreit, die Tyrannei ist besiegt, und unser Ruhm wächst in den Chroniken der Ewigkeit!“

Sancho humpelte neben dem Esel her, den Rücken krumm, den Hintern voller Tritte, die Füße wund. Er verzog das Gesicht, wischte sich den Schweiß mit einem dreckigen Ärmel ab und knurrte: „Chroniken der Ewigkeit? Herr, die Einzigen, die sich an das hier erinnern, sind die Fliegen, die gleich auf unser Blut gehen. Wenn das ein Sieg ist, dann sauf ich lieber meine Niederlagen mit einem Krug Wein runter.“

Rocinante schnaubte müde, der Esel stolperte über einen Stein, und Sancho fluchte: „Selbst die Viecher sind klüger als wir – die wissen, wann sie stehenbleiben müssen.“

Quijote legte die Hand aufs Herz, die Stimme voller Pathos. „Nein, Sancho! Heute haben wir bewiesen, dass ein Ritter allein die Welt verändern kann.“

Sancho hustete, lachte heiser, ein Laut wie ein Erstickenanfall. „Ja, du hast die Welt verändert, Herr. Jetzt stinkt sie noch mehr nach Blut und Schweiß. Und ich mittendrin. Ich schwör dir, wenn ich nicht bald was zu saufen krieg, dann ändere ich meine Welt – und zwar ohne dich.“

Quijote hörte ihn kaum, der Blick verklärt, als sähe er Trompeten im Himmel. „Bald, Sancho, bald werden wir geehrt.“

Sancho humpelte weiter, barfuß, jeder Schritt ein Fluch. „Geehrt ... pah. Ich will nur geehrt werden mit einem Krug, so groß wie mein Kopf. Mit Wein. Rot. Billig. Und wenn ich den Wurm im Glas seh, dann trink ich den auch noch. Weil besser 'n Wurm im Bauch als noch so 'n Sieg.“

Und so zogen sie weiter: der eine voller Wahn, der andere voller Durst – beide verloren, beide unaufhaltsam.

Die Gefangenen und ihre Dankbarkeit

Die Nacht war hereingebrochen, und der Himmel hing schwer und schwarz über der Landstraße. Sancho stapfte barfuß hinter dem Esel her, die Füße wund, der Magen leer und knurrend, während Don Quijote mit funkelnden Augen in die Dunkelheit starrte.

Da roch es nach Rauch, nach billigem Fleisch, nach Wein, der verschüttet wurde. Sancho hob die Nase, und sein Bauch knurrte lauter. „Herr ... riechst du das? Da ist Essen. Da ist Trinken. Vielleicht sogar Brot.“

Quijote nickte ernst, als sei der Geruch ein Zeichen des Schicksals. „Sancho, das Schicksal führt uns zu den Seelen, die ich einst befreit habe. Sie werden dort lagern, die Männer, deren Fesseln ich sprengte, deren Freiheit ich verteidigte. Und heute werden wir ihre Dankbarkeit ernten.“

Sancho spuckte in den Staub, grinste schief. „Dankbarkeit? Herr, wenn ich eins gelernt hab: Wer im Dreck sitzt, sagt nie danke. Der haut dir höchstens noch die Tasche leer.“

Sie bogen um eine Biegung, und da saßen sie: sechs Männer um ein knisterndes Feuer, Gesichter hart, Augen wachsam. Weinflaschen kreisten, einer lachte dreckig, ein anderer riss mit den Zähnen ein Stück Fleisch vom Knochen. Ihre Kleider waren zerlumpt, doch ihre Gesichter strotzten vor diesem rohen Stolz von Kerlen, die frei sind – und sich einen Dreck drum scheren, wem sie es zu verdanken haben.

Sancho schluckte trocken, starrte die Flaschen an, die in der Runde kreisten. „Heilige Maria ... Wein. Ich würd sogar den Wurm trinken, wenn einer drin wär.“

Don Quijote aber hob die Hand, voller Pathos, voller Glorie. „Sancho, bereite dich vor: Jetzt werden wir als Helden empfangen.“

Sancho murmelte: „Oder als Idioten.“

Und sie traten ins Licht des Feuers.

Don Quijote trat näher ans Feuer, sein Gesicht im flackernden Licht voller Glut und Staub, als sei er ein Heiliger, der aus der Hölle auferstanden war. Er hob die Arme, die Stimme bebte wie ein Prediger: „Ihr Männer! Ihr Brüder! Erkennt ihr mich nicht? Ich bin es – Don Quijote de la Mancha! Ich, der euch einst befreite aus den Ketten der Ungerechtigkeit! Ich kam, um eure Dankbarkeit entgegenzunehmen, um eure Treue zu empfangen, die mir rechtmäßig gebührt!“

Die Sträflinge starrten ihn an. Einer hörte auf zu kauen, ein anderer hielt die Flasche mitten im Schluck an. Dann brach ein Gelächter los, so schmutzig und laut, dass selbst der Wald ringsum zu husten schien.

Sancho blieb ein paar Schritte zurück, seufzte tief und murmelte: „Da ist es. Das Lachen. Ich hätt's wissen müssen. Wenn Dankbarkeit ein Hund wär, Herr, dann wär er schon vor Wochen verreckt. Aber du rufst trotzdem nach ihm.“

Don Quijote ließ sich nicht beirren, seine Brust geschwellt, die Hände auf dem Herzen. „Lacht, wenn ihr müsst, doch euer Herz weiß die Wahrheit! Ich habe euch die Freiheit geschenkt, und dafür schuldet ihr mir Treue bis in den Tod!“

Sancho kratzte sich am Bauch, der Magen knurrte. „Treue bis in den Tod, jawoll. Nur dass der Tod wahrscheinlich eher wir sind, wenn die gleich ihre Messer zücken.“

Die Sträflinge grinnten, ihre Augen glitzerten böse im Schein des Feuers. Einer stieß den anderen mit dem Ellbogen an. „Hör mal, der Spinner glaubt echt, wir schulden ihm was.“

Sancho schnaubte, dachte: *Jetzt geht's los.*

Die Sträflinge brüllten vor Lachen, warfen sich die Bissen aus dem Mund, dass das Fett ins Feuer spritzte. Einer hustete vor Lachen, schlug sich auf die Knie. „Bei allen Heiligen, seht euch den an! Unser Ritter in Lumpen! Der große Befreier, der kaum noch Hosen am Arsch hat!“

Ein anderer wischte sich den Mund mit dem Unterarm, grinste breit. „Schau, er will Dankbarkeit! Soll ich dir danken, dass du uns die Wachen vom Hals geschafft hast? Klar, danke, Alter! Ohne dich wär ich jetzt noch in Ketten – und du wärst nicht so schön verprügelt.“

Ein Dritter kippte sich den Rest Wein in den Hals, rülpste laut und rief: „Danke, Ritter! Danke, dass ich jetzt wieder frei saufen kann, frei klauen, frei fick... –“ er brach in dreckiges Gelächter aus, „– und frei abhauen, wenn die Wachen kommen.“

Sancho stand ein paar Schritte im Schatten, murmelte: „Herr, das sind keine Schwachen, das sind Schweine. Die haben mehr Dreck in den Augen als du in deinem Helm hattest. Und das heißt was.“

Quijote aber hob die Hand, ernst, feierlich, unerschütterlich. „Euer Spott trifft mich nicht! Ich weiß, tief in euren Herzen brennt das Feuer der Dankbarkeit! Ihr verneint es, doch ihr fühlt es!“

Die Sträflinge gröhlten, einer stand auf, torkelte, patschte Quijote auf die Schulter, dass er fast umfiel. „Feuer der Dankbarkeit? Das Einzige, was in meinem Herzen brennt, ist der Wein, den ich geklaut hab. Und glaub mir, der wär dir besser bekommen als uns.“

Sancho stöhnte, griff sich ans Gesicht. „Herr, das ist nicht Dankbarkeit. Das ist die Kneipenmeute nach dem dritten Krug. Und wir sind die Pointe.“

Einer der Sträflinge, ein breitschultriger Kerl mit Zahnlücken und Augen wie ein Wolf, lehnte sich zurück, rülpste laut und wischte sich das Fett vom Kinn.

„Weißt du, Ritter? Kaum waren wir frei, haben wir uns die erste Karawane geschnappt. Fässer voller Wein, Brot, Fleisch, Schmuck – wir haben alles genommen. Die Händler haben geheult wie Babys. Das war Freiheit! Süße, geile Freiheit!“

Die Runde brüllte vor Lachen, stieß die Flaschen aneinander. Funken sprangen, als das Fett vom Fleisch ins Feuer tropfte.

Don Quijote richtete sich stolz auf, die Brust geschwellt, die Augen voller Glanz. „Ja! Genau das ist die wahre Freiheit: den eigenen Weg zu gehen, ohne Ketten, ohne Tyrannen! Ihr habt gehandelt wie freie Männer!“

Sancho schlug sich die Hand vors Gesicht, als wolle er den Wahnsinn abwischen. „Freie Männer? Herr, das war Diebstahl. Nix Freiheit, nix Ehre – nur ein Haufen hungriger Hunde, die das nächste Stück Fleisch klauen. Und wenn wir nicht aufpassen, sind wir die nächsten, die sie ausräubern.“

Der Sträfling grinste, zeigte seine faulen Zähne. „Klug, Kleiner. Klug. Vielleicht behalt ich dich als Ratgeber. Du erkennst den Spaß im Spiel.“

Sancho stapfte einen Schritt zurück, schüttelte den Kopf. „Ich erkenn nur, dass ich die Schnauze voll hab von Prügel und Diebstahl. Aber wenigstens habt ihr Wein. Und das ist mehr Dankbarkeit, als ich von meinem Herrn kriege.“

Quijote hob den Arm, als wolle er das Feuer segnen. „Nein, Sancho! Sie sind frei – und ihre Freiheit ist mein größter Lohn!“

Sancho murmelte: „Mein größter Lohn wär ein voller Bauch und ein Rausch, der mich alles vergessen lässt.“

Die Sträflinge stießen wieder die Flaschen an, tranken, spotteten. Für sie war Freiheit einfach nur: nehmen, was man kriegen konnte.

Don Quijote trat näher ans Feuer, streckte beide Arme aus, als wolle er die Sträflinge segnen. Sein Gesicht leuchtete im Flackern, die Lumpen klebten an seinem Körper wie eine zweite Haut. „Hört mich an! Ich, Don Quijote de la Mancha, fordere nun nicht Gold, nicht Land, nicht Wein. Ich fordere nur euren Dank. Ein Wort genügt, ein Zeichen der Treue, und mein Herz ist reich belohnt.“

Die Sträflinge starteten ihn an – und dann brach wieder dieses Gelächter los, dreckig, heiser, bissig. Einer rief: „Dank? Du willst Dank? Soll ich dir danken, dass ich jetzt gesucht werde von der Garde? Soll ich dir danken, dass ich keinen Schlaf mehr krieg, weil hinter jedem Busch 'ne Klinge lauern könnte?“

Ein anderer spuckte ins Feuer, das zischte. „Danke, Ritter. Danke, dass ich frei bin, aber ohne Geld, ohne Dach, ohne Frau. Soll ich dir dafür einen Kranz flechten?“

Der dritte zog ein Messer aus dem Gürtel, grinste böse. „Vielleicht sollten wir dir danken – mit einem Schnitt durch den Bauch. Dann lernst du, dich nicht in fremde Sachen einzumischen.“

Sancho hob sofort die Hände, die Augen weit, der Bauch leer, aber die Angst plötzlich satt. „Halt, halt, halt! Herr, ich hab dir doch gesagt: Dankbarkeit gibt’s nicht. Nur Ärger. Und jetzt haben wir ihn. Groß wie ein Fass voller Essig.“

Don Quijote jedoch ließ sich nicht beirren, seine Stimme bebte noch immer. „Tut, was ihr wollt! Mein Blut ist frei vergossen, wenn es euch an die Tugend erinnert!“

Sancho keuchte, fuchtelte. „Tugend? Herr, das hier sind Sträflinge! Die kennen Tugend so wenig wie ich ’nen vollen Magen. Wenn wir hier nicht gleich abhauen, wird das dein letztes Gebet gewesen sein.“

Die Sträflinge rückten näher, Messer blitzten, das Feuer spiegelte in ihren Augen.

Einer der Sträflinge stand auf, das Messer in der Hand, seine Zähne blitzten im Schein der Flammen. Er trat langsam auf Quijote zu, der sich stolz aufrichtete, die Brust nach vorne, als hätte er eine Rüstung an – dabei klebte nur Blut und Dreck an seinem Hemd.

„Gib her, was du hast,“ knurrte der Mann. „Münzen, Brot, Wein – irgendwas. Du schuldest uns.“

Sancho fuchtelte panisch mit den Händen, sprang zurück. „Herr, ich hab dir gesagt, das endet scheiße! Ich hab nicht mal Schuhe – was sollen sie mir noch klauen, meine Blasen?“

Quijote breitete die Arme aus, die Stimme bebend vor Pathos. „Nimm mein Leben, wenn du musst, aber nicht meine Ehre! Dulcinea wacht über mich!“

Der Sträfling lachte, packte ihn am Kragen, und Quijote schlug zurück – mit der Faust, schwach, aber voller Wahnsinn. Ein Tumult brach los. Zwei andere sprangen auf, warfen sich ins Getümmel. Das Feuer flackerte, der Staub stieg auf, Flaschen kippten, einer schrie vor Lachen, ein anderer vor Schmerz.

Sancho wurde am Arm gepackt, das Messer blitzte nah an seiner Kehle. „Geld, Schwein!“ fauchte einer.

Sancho kreischte, trat wild um sich, spuckte: „Geld? Wenn ich Geld hätt, wär ich nicht hier! Dann säß ich in 'ner Taverne mit 18 Bier und 'nem Teller voller Tzatziki!“

Er traf den Sträfling mit der nackten Ferse ins Schienbein, der schrie auf, Sancho riss sich los und rollte in den Staub.

Quijote rang mit dem ersten, bekam das Messer an der Wange entlang, Blut lief ihm übers Gesicht, aber er lachte. „Ja! So prüft man Helden!“

Sancho kroch, hustete, schrie: „Helden, mein Arsch! Wir sterben wie Idioten, und die lachen sich tot!“

Es war Chaos – Staub, Blut, Geschrei, Funken im Feuer, Wein verschüttet, Flüche in der Nacht.

Und dann, als das Durcheinander seinen Höhepunkt erreicht hatte, stolperten Quijote und Sancho irgendwie aus dem Kreis. Der Esel riss sich los, Rocinante stolperte hinterher, und die beiden taumelten weg in die Dunkelheit, während die Sträflinge noch im Feuer tobten.

Sie stolperten durch die Nacht, keuchend, blutig, jeder Schritt ein Fluch. Rocinante hinkte, der Esel schnaufte, und Sancho hielt sich die Seite, wo ihn einer der Sträflinge getreten hatte.

„Heilige Scheiße, Herr,“ japste Sancho, „das war Dankbarkeit? Wenn das Dank ist, dann will ich nie wieder gelobt werden. Ich hab blaue Flecken, wo ich gar keine Haut mehr hab.“

Don Quijote, das Gesicht voller Blut, die Augen aber glänzend, hob pathetisch den Arm. „Nein, Sancho! Das war keine Undankbarkeit – es war eine Prüfung! Der Himmel prüft unsere Standhaftigkeit. Die wahren Herzen erkennt man nicht an Worten, sondern an Prüfungen. Und wir haben bestanden!“

Sancho blieb stehen, starrte ihn an, lachte trocken, bitter. „Bestanden? Herr, ich hab nichts bestanden außer dem Arschtritt-Examen. Ich hab bestanden in Schmerzen, in Hunger, in Blödheit. Aber wenn das eine Prüfung war, dann will ich sofort durchfallen.“

Quijote richtete sich stolzer auf, auch wenn sein Körper zitterte. „Bald, Sancho, wird Dulcinea davon hören. Sie wird wissen, dass wir selbst den Undank ertragen haben – und das macht uns größer als Könige.“

Sancho humpelte, den Kopf hängend. „Größer als Könige ... ich will kleiner als ein Bettler sein, solange der Bettler 'nen Krug Wein hat. Ein Krug, schwer, kalt, billig, mit genug Alkohol, dass ich alles vergesse. Wenn das Undank ist, dann sauf ich ihn wenigstens runter.“

Die Nacht schloss sich um sie, das Feuer der Sträflinge flackerte in der Ferne, und die beiden gingen weiter – der eine trunken von Illusion, der andere durstig nach echtem Rausch.

Und die Sterne über ihnen funkelten wie eine Bar, die niemals ihre Tür öffnet.

Streit im Staub der Landstraße

Die Sonne knallte von oben, als wollte sie die Welt auslöschen. Staub lag wie eine zweite Haut auf allem. Sancho schleppte sich neben dem Esel her, barfuß, die Blasen längst aufgeplatzt, die Füße so roh wie Hackfleisch. Jeder Schritt ein Fluch, jeder Atemzug ein Seufzer.

„Herr,“ begann er, die Stimme kratzig wie Sandpapier, „ich sag's dir: Ich kann nicht mehr. Ich bin fertig. Mein Bauch ist leer, mein Maul trocken, mein Arsch blau von den letzten Prügeln. Und wofür? Für deine verdammte Ehre, die man nicht mal fressen kann.“

Er stolperte, fing sich am Halfter des Esels. „Weißt du, Herr, ich träum nicht mehr von Ruhm. Ich träum von Brot. Von Wein. Von 'nem Teller Bohnen mit Speck. Wenn du mir noch einmal von Dulcinea erzählst, kotz ich dir mitten in die Rüstung – wenn du überhaupt noch eine hättest.“

Rocinante trottete stumm, Don Quijote oben drauf, das Gesicht staubverkrustet, aber das Kinn hoch, als würde er in einer goldenen Prozession reiten.

Sancho keuchte, schüttelte den Kopf. „Ich seh nur Staub, Herr. Staub und Elend. Keine Prinzessinnen, keine Schlösser, keine Helden. Nur uns zwei Idioten, die aussehen wie ausgekotzt. Und ich schwör, ich bin kurz davor, dich zu verlassen – hier, jetzt, mitten auf dieser verdammten Landstraße.“

Er blieb stehen, die Hände auf den Knien, japste. „Weißt du, was ich jetzt tun würd, wenn ich könnte? Ich würd mich in die nächste Schenke setzen, 18 Bier bestellen, dazu 'nen Teller Knoblauchsoße, und ich würd mich so besaufen, dass ich deinen Namen vergesse. *Das wär Ruhm, Herr. Mein Ruhm.*“

Die Luft flimmerte, der Staub klebte an seinem Schweiß, und er starrte Quijote an – erwartend, hoffend, dass der Alte endlich mal die Fresse hielt.

Don Quijote zog die Zügel leicht, richtete sich im Sattel auf, als hätte er gerade eine göttliche Offenbarung. „Sancho, mein treuer Freund,“ begann er, seine Stimme getragen wie ein Priester, „du siehst nur Staub, doch ich sehe das Licht. Denn jeder Schritt bringt uns näher zu Dulcinea. Ihr Name allein ist genug, mich zu nähren. Ihre Schönheit löscht meinen Durst, ihre Ehre trägt mich über den Staub der Welt.“

Sancho blieb mit offenem Mund stehen, starrte ihn an, dann lachte er heiser, so trocken wie eine leere Flasche. „Herr, du bist nicht hungrig, weil dich deine Fantasie satt macht. Ich schon. Mein Bauch kennt keine Dulcinea. Der kennt nur Knurren. Und mein Hals kennt keinen süßen Wein – nur Staub. Versuch mal, Dulcineas Namen runterzuschlucken wie 'nen Krug Bier. Ich schwör, du erstickst dran.“

Doch Quijote hob die Hand zum Himmel, unbeirrt. „Dulcinea ist mehr als Nahrung. Sie ist Geist. Sie ist Flamme. Wer ihr dient, braucht keine Schenke, kein Brot, keinen Wein. Ehre allein genügt!“

Sancho riss die Arme hoch, verzweifelt, erschöpft. „Ehre? Ehre füllt keinen Bauch, Herr! Ehre macht keinen Rausch! Ehre bringt keinen Schlaf, wenn die Flöhe dich zerfressen. Ich sag dir: Wenn Ehre alles wär, dann wär ich längst heilig. Stattdessen bin ich nur barfuß im Staub – und du ein alter Spinner, der mir mit jedem Wort den letzten Nerv zieht.“

Rocinante schnaubte, als wollte er Sancho recht geben. Don Quijote aber schloss die Augen, lächelte verklärt. „Dulcinea ... mein Stern.“

Sancho trat in den Staub, spuckte. „Dein Stern kann mich mal. Ich will nur was zu trinken.“

Sancho blieb stehen, die Adern am Hals dick, der Schweiß tropfte in den Staub. Dann platzte es aus ihm raus wie aus einem zu voll gesoffenen Fass.

„Herr! Genug! Ich halt's nicht mehr aus! Alles, was wir tun, ist Staub fressen, Prügel kassieren und Flöhe züchten! Wegen dir! Wegen deinem verdammten

Wahn! Windmühlen, Sträflinge, Bauern, Priester – jedes Mal landen wir im Dreck. Und du nennst das Ehre? Ich nenn's Scheiße!“

Don Quijote wandte sich im Sattel um, die Augen weit, fast beleidigt. Doch Sancho ließ ihn nicht zu Wort kommen.

„Du bist schuld, Herr! Alles! Meine Füße voller Blasen – deine Schuld. Mein Bauch leer wie ein alter Sack – deine Schuld. Mein Arsch blau wie eine Pflaume – deine verdammte Schuld! Ich hab dich gewarnt, ich hab gefleht, ich hab geflucht – aber nein, du musstest ja den Helden spielen. Und wer zahlt die Rechnung? Ich! Immer ich!“

Er trat in den Staub, die Fäuste geballt. „Ich schwör, Herr, ich war ein Narr, dir zu folgen. Ein armseliger Idiot, der glaubte, er kriegt 'ne Insel, 'ne Krone, irgendwas. Stattdessen krieg ich Schläge, Hunger und deine verdammte Dulcinea in jedem zweiten Satz!“

Seine Stimme brach fast, heiser, zornig, erschöpft. „Weißt du, was ich will? Dass du mal die Fresse hältst, Herr. Nur eine Stunde. Kein Dulcinea, kein Ruhm, kein Ehre – nur Stille. Aber das kannst du nicht. Du bist süchtig nach deinem Wahnsinn. Und ich ... ich bin der Depp, der ihn mitträgt.“

Der Staub lag still, nur das Keuchen der beiden war zu hören. Sancho starrte ihn an, die Augen voll Wut und Bitterkeit.

Don Quijote riss die Zügel an, drehte sich im Sattel, sein Gesicht blutig, verstaubt, aber die Augen brannten. „Feigling!“ donnerte er, die Stimme kratzig wie rostiges Eisen. „Sancho, du nennst dich mein Knappe, doch dein Herz ist klein wie ein Weinschlauch nach dem letzten Tropfen. Du jammerst, du fluchst, du willst Brot, du willst Wein – aber du verstehst nicht, dass wir für Größeres leben! Für Dulcinea! Für die Ehre! Für den Ruhm, der Jahrhunderte überdauert!“

Sancho schnaufte, doch Quijote sprach sich heiß, als hätte er gerade drei Krüge Wein gekippt, die nur in seinem Kopf existierten.

„Du sagst, du leidest. Ja! Und ich leide auch. Aber das Leid ist unser Adel! Das Leid ist der Beweis, dass wir auf dem richtigen Weg sind. Nur die Mutigen ertragen den Staub, nur die Großen ertragen den Spott! Und du willst kneifen, willst zurück in den Stall, zurück zum Schweinedreck? Dann bist du nichts als ein Bauer, ein Schwächling, einer, der nie begreift, was Größe ist!“

Er schlug sich mit der Faust aufs Herz, so stark, dass der Staub aufwirbelte. „Ich aber, Sancho – ich bin ein Ritter! Und ein Ritter klagt nicht, er steht! Er kämpft, auch wenn er fällt, auch wenn ihn die Welt für verrückt hält. Denn er weiß: Der Traum ist größer als das Brot, die Ehre stärker als der Wein!“

Er streckte den Arm gen Himmel, das Gesicht verklärt. „Du willst Stille? Ich will das Donnern der Geschichte! Du willst Wein? Ich will das Blut der Ehre! Du willst Ruhe? Ich will Krieg – bis die Welt meinen Namen kennt!“

Sancho stand da, schwitzend, stinkend, zitternd – und sah nur einen alten Mann, der im Staub schrie wie ein Besoffener ohne Flasche.

„Krieg?“ brüllte Sancho, die Hände in die Hüften gestemmt, das Gesicht rot vor Zorn. „Du bist kein Ritter, Herr – du bist ein armer Irrer, der sich selber Geschichten erzählt! Und ich, verdammt, ich bin der Idiot, der hinterherläuft wie ein Hund hinter einem Karren voller Mist!“

Don Quijote schnellte herum, die Augen weit, die Zähne gefletscht. „Hund? Du wagst es? Du, der ohne mich nichts wäre als ein fatter Bauer, der im Dreck schnarcht? Ich hab dir Größe versprochen, Sancho – und du willst nur fressen und saufen!“

„Ja, Herr!“ schrie Sancho, die Stimme heiser, die Spucke flog. „Ja, ich will fressen und saufen! Weil das Leben genau das ist: ein voller Bauch und ein Rausch im Kopf. Alles andere ist Gelaber! Dein Ruhm, deine Dulcinea – Scheiß drauf! Was hat mir deine Größe gebracht? Blasen, Hunger, Prügel, Flöhe! Wenn das Größe ist, dann fick dich, Herr Ritter!“

Quijote sprang fast aus dem Sattel, beugte sich herunter, die Finger zitternd, als wolle er Sancho am Kragen packen. „Und du – du bist ein Feigling! Ein Verräter! Ein Bauer, der das Heilige nicht erkennt, selbst wenn es ihn in den Staub tritt! Du bist nicht würdig, mein Knappe zu sein!“

„Dein Knappe?“ Sancho trat näher, das Gesicht verzerrt, die Augen voller Wut. „Ich bin dein Sklave, Herr! Dein Prügelknabe! Dein laufender Witz! Wenn ich nicht so blöd wär, hätte ich dich schon längst im Staub verrecken lassen!“

Rocinante schnaubte, der Esel zog am Halfter – sogar die Tiere merkten, dass hier gleich was knallt.

Beide schrien, schrien so laut, dass der Staub vibrierte, wie zwei besoffene Hunde, die sich in einer Spelunke um den letzten Knochen kloppen. Noch ein Wort, und einer hätte zugeschlagen.

Sie standen da, der eine auf dem Gaul, der andere im Staub, beide mit offenem Maul, beide keuchend, verschwitzt, voller Zorn. Worte hingen noch in der Luft wie Fäuste, die nicht mehr zuschlagen konnten.

Sancho schnappte nach Atem, spürte sein Herz hämmern, als hätte er drei Krüge Schnaps gekippt. Aber da war kein Schnaps, nur Staub im Hals. Er wollte noch was brüllen, irgendeinen Fluch, aber sein Mund war trocken, die Stimme gebrochen.

Quijote im Sattel, der Rücken steif, die Hände zitternd an den Zügeln. Sein Blick glühte noch, aber sein Körper sackte wie ein leerer Weinschlauch zusammen. Auch er wollte weiterpredigen, von Dulcinea, von Ehre, von Ruhm – doch selbst ihm ging langsam die Luft aus.

Sie standen nur da, glotzten sich an, zwei kaputte Männer, die nichts mehr hatten außer ihrem Hass und ihrer Erschöpfung.

Sancho brach als Erster das Schweigen, aber nur mit einem Knurren. „Scheiß drauf.“ Er spuckte in den Staub, drehte sich weg. Mehr kam nicht raus.

Quijote hob kurz den Kopf, wollte noch etwas sagen, irgendetwas Großes – aber alles, was herauskam, war ein heiseres: „Sancho ...“ Dann verstummte er.

Die Luft war schwer, kein Wind, nur das Ziehen der Tiere, das Knarren des alten Sattels.

Beide wussten: Nichts war geklärt. Nichts vergeben. Aber keiner hatte noch Kraft, das Feuer weiter anzufachen.

Zwei Männer, leergebrüllt.

Die Landstraße lag vor ihnen wie ein endloser Strich Dreck. Kein Wirtshaus, kein Wein, kein Trost. Nur Staub, Steine, Fliegen.

Sancho zog den Esel am Halfter, das Gesicht verbissen, die Schultern schwer. Jeder Schritt knirschte, jeder Gedanke brannte: *Ich hau ab. Ich hau wirklich ab. Gleich. Morgen. Irgendwann.* Doch seine Füße liefen trotzdem weiter, wie gekettet.

Quijote saß starr auf Rocinante, die Augen auf den Horizont, das Kinn erhoben. Doch hinter der Maske der Würde war er genauso leer wie Sancho. Der Mund wollte Worte formen, pathetisch, groß, ewig – aber er blieb stumm. Weil jedes Wort nur wieder Blut gewesen wäre.

Sie gingen nebeneinander, schweigend, wie zwei Hunde nach einer Kneipenschlägerei. Keiner sprach, keiner sah den anderen an.

Sancho dachte an Wein. An einen Krug, kalt, billig, der ihm den Kopf weich machte, bis nichts mehr zählte.

Quijote dachte an Dulcinea. Ihr Name kreiste in seinem Schädel wie ein Lied, das keiner hören will.

Zwei Gestalten im Staub: der eine voller Träume, der andere voller Flüche. Beide verloren. Beide verdammt, weiterzugehen.

Die Nacht kam langsam, und mit ihr das Schweigen.

Ein Pfarrer, ein Barbier und ein Plan

Die Landstraße lag leer, nur Staub, Fliegen und der endlose Horizont. Sancho trottete mit hängenden Schultern, sein Bauch knurrte wie ein hungriger Hund, während Don Quijote noch immer mit erhobenem Kinn auf Rocinante saß, als ritt er in eine heilige Prozession.

Dann tauchten zwei Gestalten auf: ein Pfarrer in schwarzem Lappen, der Schweiß lief ihm das Gesicht runter, und ein Barbier mit einem Beutel, der klimperte, als wären darin Scheren und alte Rasiermesser.

Sancho blinzelte, stöhnte. „Na herrlich. Der Pfarrer und der Barbier. Zwei große Lichter unseres Dorfes. Der eine predigt Wasser und säuft Wein, der andere rasiert dich und schneidet dir dabei fast die Kehle auf. Wenn das Hilfe ist, Herr, dann sind wir schon tot.“

Don Quijote aber richtete sich im Sattel noch stolzer auf, die Augen leuchteten. „Sancho! Siehst du's nicht? Der Himmel schickt mir Berater! Weise Männer, Gesandte, die mein Werk bestätigen! Der eine hütet die Seelen, der andere die Körper – zusammen sind sie das Zeichen, dass mein Weg richtig ist!“

Sancho verdrehte die Augen so heftig, dass er fast umfiel. „Herr, das sind keine Gesandten. Das sind zwei Dorfheinis, die keinen Bock haben, dich schon wieder im Dreck liegen zu sehen. Und wenn sie was schmieden, dann höchstens 'nen Plan, dich an die Kette zu legen.“

Der Pfarrer hob die Hand, als wollte er segnen, doch sein Blick war kühl, berechnend. „Bei Gott ... Don Quijote. Was ist nur aus dir geworden? Lumpen, Blut, Staub ... du bist ein Schatten.“

Der Barbier grinste schief, spuckte in den Staub. „Schatten? Ich seh eher 'nen Hampelmann, der sich selbst die Knochen bricht. Und seinen armen Knappe gleich mit.“

Sancho brummte: „Endlich sagt's mal einer.“

Doch Quijote verbeugte sich feierlich, als wäre er gerade von Königen empfangen worden.

Der Pfarrer trat näher, wischte sich den Schweiß mit dem Ärmel aus dem Gesicht und schüttelte den Kopf, als hätte er gerade einen toten Hund gefunden. „Oh Don Quijote ... du warst einst ein angesehener Mann. Nun siehst du aus wie ein Bettler, der von den Straßen gefegt wurde. Dein Gesicht voller Blut, deine Kleider in Fetzen, deine Seele ... verirrt.“

Don Quijote nickte ernst, legte die Hand aufs Herz. „Ja, Vater. All das Leid, all die Wunden – sie sind das Siegel meines Ruhmes. Jeder Riss in meinen Kleidern ist ein Kapitel meiner Heldentaten.“

Der Barbier lachte laut, kratzte sich am Bart. „Heldentaten? Wenn das da Heldentaten sind, dann hab ich bei jeder Rasur schon zwanzig Helden erschaffen. Du siehst aus, als hätte dich ein Ochsespann überrollt, und dein Knappe ...“ – er zeigte auf Sancho – „der sieht aus, als wär er drei Tage im Fass gegoren.“

Sancho verschränkte die Arme, das Gesicht voller Dreck, der Bauch knurrend. „Drei Tage? Ich fühl mich wie dreißig Jahre im Fass. Und ohne den Wein dazu.“

Der Pfarrer seufzte schwer, die Augen gen Himmel. „Gott möge dir vergeben, Don Quijote. Dein Wahn frisst dich auf. Du brauchst Erlösung, nicht weitere Abenteuer.“

Don Quijote schüttelte den Kopf, sein Blick verklärt. „Nein, Vater. Ich brauche nur Dulcinea. Und die Welt, die auf mich wartet. Eure Sorge ehrt euch, doch ihr versteht nicht: Ich bin nicht gefallen. Ich bin erhoben.“

Sancho schnaubte, murmelte leise: „Erhoben ... ja. Erhoben im Staub. Genau da, wo wir alle landen.“

Don Quijote riss die Arme hoch, als stünde er mitten in einem Königssaal. „Oh ihr edlen Männer! Pfarrer, Wächter der Seelen! Barbier, Herr der Klingen! Ihr seid nicht zufällig hier – nein, der Himmel selbst hat euch gesandt, um meinen Weg zu bestätigen. Ihr seid Gesandte einer höheren Macht, Boten meiner Herrin Dulcinea, die mich prüft, mich segnet, mich führt!“

Der Pfarrer und der Barbier warfen sich einen Blick zu – einer dieser Blicke, die sagten: *Scheiße, er ist noch schlimmer, als wir dachten.*

Sancho stöhnte laut, schlug sich die Hand vor die Stirn. „Gesandte? Herr, das sind zwei arme Schweine aus dem Dorf, die mehr Zeit mit Schwätzen als mit Arbeiten verbringen. Wenn das Gesandte sind, dann ist mein Arsch der Papst.“

Der Barbier grinste breit, klopfte Sancho auf die Schulter. „Dein Arsch wär wahrscheinlich ein besserer Papst als der da im Sattel.“

Don Quijote ignorierte das, sein Blick glühte. „Ich erkenne in euch die Weisheit, die mir helfen wird, das Schicksal zu vollenden. Dulcinea sendet keine Götter, sie sendet Männer – einfach, aber erleuchtet. Ihr beide seid Zeichen und Wunder!“

Sancho schnaufte, murmelte: „Wunder wär’s, wenn ihr mir ’nen Krug Wein gebt. Aber ich seh nur Schwitzen, Heucheln und Rasiermesser.“

Der Pfarrer verschränkte die Hände, das Gesicht scheinheilig ernst. „Don Quijote, wenn du uns wirklich für Gesandte hältst, dann wirst du uns zuhören müssen ...“

Quijote nickte, erhaben, überzeugt. „Sprecht, ihr Weisen. Ich bin bereit.“

Der Pfarrer legte den Kopf dicht an den Barbier, die Stimmen kaum mehr als ein Kratzen im Staub. „Hörst du’s? Er ist schlimmer als je zuvor. Wenn wir ihn frei herumlaufen lassen, endet er tot im Graben. Wir müssen ihn zurückbringen. Irgendwie.“

Der Barbier nickte, strich sich übers Kinn, die Augen blitzten listig. „Ja. Aber nicht mit Gewalt – der spinnt sich ja sofort Drachen und Dämonen zusammen. Wir müssen ihn locken. Mit Schmeichelei, mit einem Märchen, das er schluckt wie ein Durstiger den Wein.“

Der Pfarrer schnaubte leise. „Also ein Trick. Ein heiliger Trick, wenn man so will.“

Sancho stand keine zwei Schritte entfernt, tat so, als würde er den Esel streicheln, aber seine Ohren waren weit offen. *Heiliger Trick, ja? Ich kenn den Geruch von Betrug – und der riecht nach Schweiß, Weinresten und Rasierseife.*

Der Barbier grinste, leise, schmutzig. „Wir erzählen ihm, Dulcinea brauche ihn dringend. Dass sie nur heimisch erscheinen kann, wenn er ins Dorf zurückkehrt. Dann läuft er freiwillig.“

Der Pfarrer nickte langsam. „Gut. Und wenn das nicht klappt, betäuben wir ihn. Aber besser, er geht aus eigenem Willen.“

Sancho biss sich auf die Lippe, fluchte innerlich. *Scheiß auf Tricks. Am Ende steh ich wieder mitten im Sturm. Aber wenn's uns zurück ins Dorf bringt ... vielleicht krieg ich endlich meinen verdammten Krug Wein.*

Don Quijote drehte sich langsam um, die Augen funkelnd. „Flüstert ihr, Weise? Ist es eine geheime Offenbarung, die mir bald enthüllt wird?“

Der Pfarrer lächelte heuchlerisch. „Ja ... so könnte man's nennen.“

Sancho stand da, die Hand am Halfter seines Esels, und sein Bauch knurrte so laut, dass er die halbe Flüsterei übertönte. Trotzdem bekam er genug mit. „Dulcinea ... heimkehren ... Trick ...“ – Worte, die wie Fliegen um seinen Kopf surrten.

Er schielte zu Quijote, der noch immer stolz im Sattel saß, als wäre er ein König im Exil, und dann zu den beiden Klugschießern, die grinnten wie Gauner nach einem gelungenen Diebstahl.

Die wollen ihn verarschen, dachte Sancho. Wieder mal. Pfarrer, Barbier – die sind schlimmer als Taschendiebe. Tun fromm, tun brav, aber im Kopf rechnen sie schon aus, wie sie dich übers Ohr hauen.

Aber dann kam das andere Gefühl. Hoffnung. So flach, so billig wie der Geruch von Essigwein. *Wenn sie's schaffen, ihn heimzuschleifen ... dann sitz ich morgen vielleicht wirklich in der Schenke. Brot, Käse, Wein. Wein! Einen ganzen Krug für mich allein. Keine Schläge, keine Windmühlen, keine Sträflinge. Nur ich, mein Bauch und der Rausch.*

Er schnaubte, wischte sich den Schweiß mit dem Ärmel ab. „Scheiße“, murmelte er leise, „ich will's. Ich will zurück. Aber ich kenn euch Hunde – ihr baut einen Trick, und ich steh am Ende wieder mit'm Messer am Hals.“

Quijote bemerkte nichts, sein Blick verklärt. „Sieh sie dir an, Sancho! Zwei Männer, die von höheren Mächten geführt sind. Ihre Flüsterei ist kein Betrug, sie ist eine Offenbarung. Dulcinea selbst spricht durch sie.“

Sancho verzog das Gesicht, spuckte in den Staub. *Dulcinea, mein Arsch. Wenn sie mir nicht bald einen Krug Wein reicht, ist mir egal, ob sie Prinzessin oder Kuhmagd ist.*

Und so stand er da: zwischen Sehnsucht nach Heimkehr und der bitteren Ahnung, dass es wieder schiefgehen würde.

Don Quijote zog die Zügel straff, dass Rocinante den Kopf hob, als hätte auch das alte Pferd plötzlich Wichtiges zu verkünden. Quijote reckte die Brust, sein Gesicht voller Dreck und Blut, aber seine Stimme vibrierte, als stünde er auf einer Kanzel.

„Pfarrer! Barbier! Ihr flüstert von Plänen, von Wegen, von Listen. Aber ich sage euch: Kein Plan ist größer als ich. Ich bin der Plan! Meine Taten sind das Gesetz, mein Wille ist die Karte, mein Herz ist der Kompass. Wohin ich gehe, da folgt die Geschichte. Wohin ich schaue, da bebt das Schicksal.“

Der Pfarrer räusperte sich, der Barbier grinste böse. Sancho schüttelte den Kopf, hielt sich den Bauch. „Herr ... du bist nicht der Plan. Du bist höchstens die Katastrophe, die am Ende jedes Plans wartet. Und ich? Ich bin der arme Hund, der in den Trümmern nach Brotkrumen sucht.“

Doch Quijote hob pathetisch den Finger gen Himmel. „Nein, Sancho! Hörst du? Kein Mensch, kein Pfarrer, kein Barbier braucht Listen, wenn ich da bin. Ich bin Schachzug und Schachbrett, Spieler und Figur. Wer denkt, er täuscht mich, täuscht sich selbst, denn Dulcinea wacht über mich!“

Der Barbier lachte laut auf. „Wenn er der Plan ist, dann sind wir alle schon verloren.“

Sancho grunzte. „Verloren waren wir schon, seit er sich in die erste Windmühle verbissen hat. Alles danach war nur Bonus.“

Quijote aber lächelte, verklärt, mit blutigen Zähnen. „Ich bin der Plan. Und der Plan ist unaufhaltsam.“

Der Pfarrer und der Barbier wechselten einen langen Blick, dann nickten sie sich kaum merklich zu – wie zwei Gauner, die wussten, dass das Spiel gewonnen war. Der Pfarrer räusperte sich, legte die Hände zusammen, als wäre

er gerade der Engel Gabriel höchstpersönlich. „Don Quijote ... es ist wahr. Wir tragen eine Botschaft. Dulcinea verlangt nach euch. Sie sehnt sich nach eurer Rückkehr, doch nur, wenn ihr ins Dorf kommt. Dort allein kann sie euch erscheinen, erlöst vom Bann.“

Quijote sog die Worte ein wie Messwein. Seine Augen funkelten, sein Rücken spannte sich durch, und er schlug sich die Faust aufs Herz. „So ist es! Ich wusste, dass ihr Boten seid. Dulcinea ruft mich – und ich werde folgen!“

Der Barbier lächelte dünn, zählte innerlich schon, wie viele Schritte sie wohl noch gehen mussten, bis der Ritter in der Falle saß. „Dann lass uns heimwärts ziehen. Für sie.“

Sancho brummte, stapfte hinter dem Esel her. „Ja, für sie ... oder für euch zwei, die ihn endlich aus'm Verkehr ziehen wollen. Mir doch egal. Wenn's bedeutet, dass ich bald wieder 'nen Krug Wein in der Hand hab, dann folg ich sogar dem Teufel persönlich.“

Quijote ritt vorneweg, stolz wie ein Feldherr, der den Himmel selbst kommandiert. Der Pfarrer und der Barbier schoben ihre falschen Gesichter zurecht, zwischen Scheinheiligkeit und Spott. Und Sancho trottete hinten, voller Zweifel, voller Durst, murmelnd: „Wenn das nicht wieder schiefgeht, fress ich meinen Hut. Aber bitte, Herrgott – lass wenigstens 'ne Schenke am Weg liegen.“

So setzten sie sich in Bewegung: ein Ritter im Wahn, zwei Trickser mit einem Plan und ein Knappe, der nur noch an Alkohol dachte.

Und der Staub der Landstraße klebte an ihnen wie ein unausweichliches Omen.

Der nächtliche Traum vom Ruhm

Die Landstraße war still geworden. Kein Vogel, kein Wind, nur das Zirpen der Grillen und das ferne Heulen eines Hundes. Pfarrer, Barbier, Quijote und Sancho hatten am Wegrand ein mageres Feuer entzündet. Ein paar Äste knackten, Funken stiegen auf, als wollten sie sofort wieder entkommen.

Sancho warf sich neben seinen Esel in den Staub, die Arme ausgestreckt, der Bauch leer. „Wenn ich jetzt nicht einschlaf, Herr,“ murmelte er, „dann klau ich dem Pfarrer die Schuhe, verkauf sie morgen im nächsten Dorf und sauf mich tot.“

Der Barbier lachte leise, der Pfarrer schüttelte scheinheilig den Kopf. „Immer derselbe Unglaube“, murmelte er, doch er gähnte so breit, dass seine Worte wie ein Furz verpufften.

Don Quijote aber saß aufrecht, das Gesicht im Feuerschein hart, die Augen glänzend. „Schlaft, meine Freunde. Ich bleibe wach. Ich halte Wache über euch alle. Kein Bandit, kein Zauberer, kein Dämon soll sich nähern, solange Don Quijote lebt.“

Sancho rollte sich auf die Seite, zog den Mantel über die Beine, grinste müde. „Herr, die einzigen Dämonen hier sind Hunger, Durst und dein Mundwerk. Wenn du die vertreibst, kriegst du meinen Dank. Sonst nicht.“

Die Nacht senkte sich über sie, schwer und dumpf. Das Feuer knisterte, das Schnarchen des Barbiers setzte früh ein, dumpf und rasselnd. Sancho glitt in den Schlaf, der Pfarrer murmelte noch ein heuchlerisches Gebet, bevor auch er wegdämmerte.

Nur Quijote saß noch wach, die Hand am Schwert, den Blick auf den Himmel gerichtet, wo die Sterne funkelten wie Augen, die ihn prüften.

Don Quijote starrte in die Glut, als würde dort das Schicksal selbst flackern. Sein Rücken war krumm vom Reiten, seine Lippen rissig, die Hände wund – doch in seinen Augen brannte immer noch dieser heilige Wahnsinn, den kein Prügel löschen konnte.

„Wach bleiben,“ murmelte er, „der Ritter schläft nicht, er wacht. Der Ritter ist Fels, Schild, Schwert ...“ Doch seine Lider wurden schwer, wie zwei Türen, die ein Windstoß schließen will.

Er zwang sie offen, sah in die Sterne, und in ihnen spiegelte er sich selbst: ein Held, ein Name, der durch Jahrhunderte rollte wie Donner. „Don Quijote ... Befreier ... Beschützer ... Dulcineas Streiter ...“

Sein Kopf sank langsam nach vorn, wieder hoch, wieder sinkend. Jeder Gedanke glitt ihm aus den Fingern, nur eines blieb: Dulcinea. Ihr Name, süß wie Wein, hart wie Eisen, schwebte durch seine Schädelkammern.

„Dulcinea,“ flüsterte er, „mein Licht ... mein Preis ... mein Himmel ...“

Sancho schnarchte neben ihm, wälzte sich im Staub und furzte im Schlaf. Der Barbier grunzte, der Pfarrer murmelte im Traum ein „Amen“. Doch Quijote hörte nur den Klang der Trompeten, die in seinem Kopf zu blasen begannen.

Und langsam, ganz langsam, glitt er weg – von der Landstraße, vom Dreck, vom Gestank – hinein in einen Traum aus Ruhm.

Die Glut verschwamm, der Staub verschwand, und Quijote fand sich in einer riesigen Halle wieder. Fackeln loderten an den Wänden, Trompeten dröhnten, und eine Menge tobte, als hätte die Welt ihren neuen Messias gefunden.

„Don Quijote!“ schrien sie, tausend Stimmen, roh, gierig, voller Hunger nach einem Helden. „Don Quijote, Retter! Befreier! König der Ehre!“

Er trat ein, seine Lumpen waren verschwunden, statt dessen trug er eine Rüstung aus Gold, schwer wie Schuld und glänzend wie ein nasser Traum. Sein rostiger Helm war nun eine Krone, seine gebrochene Lanze ein Zepter, und jeder Schlag, den er je kassiert hatte, wurde in Jubel verwandelt.

Er schritt durch die Halle, die Menge streckte die Hände aus, betete ihn an. Männer knieten, Frauen weinten, Kinder sangen seinen Namen. Überall Don Quijote.

Und er sog es auf, atmete es ein wie den Geruch von Wein nach einer langen Durststrecke. *Das ist Ruhm. Das ist das, wofür ich blute. Kein Staub, keine Prügel – nur mein Name, groß, unsterblich.*

Am Ende der Halle stand ein Thron, hoch, schimmernd, mit rotem Samt überzogen, und er bestieg ihn, schwer, würdig, heilig. „Ich bin der Plan,“ murmelte er im Traum. „Ich bin die Geschichte.“

Und die Menge tobte, bis die Halle bebte.

Die Halle verstummte plötzlich, als hätte jemand das Jubeln mit einem Messer durchgeschnitten. Auf der anderen Seite öffneten sich schwere Türen, und ein Licht brach herein, grell, blendend, süß wie der erste Schluck nach einer Woche Durst.

Dulcinea.

Sie schritt herein, langes Gewand, ein Gesicht wie aus Sternen geschnitten. Die Menge sank auf die Knie, Tränen rannen, Hände falteten sich. Don Quijote atmete schwer, sein Herz schlug, als wollte es die Brust sprengen. *Da ist sie. Meine Herrin. Meine Sonne. Meine heilige Dulcinea.*

Sie kam näher, jeder Schritt ein Donner, jeder Blick ein Segen. Er fiel fast von seinem Thron, kniete, streckte die Hände nach ihr aus. „Herrin ... ich bin euer Ritter, euer Diener, euer Narr ...“

Doch dann – ein Riss. Ein winziges Zucken im Gesicht, ein Schatten über ihrem Mund. Das Lächeln verzog sich, wurde schief. Ihre Haut bekam Flecken, Schmutz, Schweiß. Aus dem Gewand tropfte Wasser, schwer und stinkend, wie aus einem Stall.

Die Göttin verwandelte sich. Statt Sternen im Haar klebte Stroh darin. Statt goldener Hände sah er rissige, schwielige Finger. Ihre Stimme, die eben noch süß war, klang plötzlich rau, genervt, voller Flüche: „Trag doch selbst den verdammten Krug, du alter Spinner!“

Don Quijote keuchte, schüttelte den Kopf, doch die Halle lachte. Erst leise, dann lauter. Die Menge zeigte mit Fingern auf ihn, kreischte, gröhnte, bis das Echo wie Schläge auf ihn prasselte.

Und Dulcinea – die Göttin, die Magd – drehte sich um, spuckte in den Staub und ging davon.

Don Quijote stürzte vom Thron, kniete im Staub der Halle, während die Menge um ihn herum lachte, gröhnte, spottete. Das Echo dröhnte wie tausend Bierbäuche, die gleichzeitig rülpten.

Seine goldene Rüstung bröckelte, splitterte, fiel ab wie billige Farbe, bis wieder die alten Lumpen zum Vorschein kamen – zerrissen, voller Dreck und Blut. Seine Krone wurde zum rostigen Helm, sein Zepter zu einem Stock, der in der Mitte brach.

Die jubelnde Menge verwandelte sich. Statt edler Männer und Frauen sah er Bauern mit schmutzigen Gesichtern, Räuber mit Messern, Sträflinge mit hämischem Grinsen. Und sie alle schrien: „Held! Held! Retter!“ – während sie ihn ins Gesicht spuckten und Tritte versetzten.

Die Halle verzog sich, kippte, und plötzlich lag er wieder im Staub einer Landstraße. Kein Thron, keine Göttin. Nur Schläge, Knüppel, Blut, Staub. Seine „Siege“ zogen an ihm vorbei: die Windmühlen, die ihn durch die Luft schleuderten; der Aufseher, der ihn wie einen Hund prügelte; die Sträflinge, die ihn bedrohten. Jeder Triumph ein Faustschlag, jeder Ruhm ein blauer Fleck.

Und das Gelächter, oh Gott, das Gelächter – es mischte sich mit dem Hämmern seines Herzens, mit dem Brummen der Fliegen, mit dem Schnarchen aus der realen Welt.

Er griff nach Luft, nach einem Schwert, nach einem Halt – doch alles, was er in den Händen hielt, war Staub.

„Dulcinea ...“ murmelte er. Doch selbst ihr Name schmeckte nach Dreck und Eisen.

Sancho lag ausgestreckt im Staub, den Mantel halb über sich gezogen, die Hände auf dem Bauch. Er schnarchte so tief, dass es klang, als würde irgendwo eine alte Tür im Wind knarren.

In seinem Traum war er nicht mehr auf der Landstraße. Er war in einer Schenke, groß, warm, vollgestopft mit Leuten, die tranken und lärmten. Vor ihm stand ein Tisch, krumm und klebrig, und darauf: Brot, Käse, gebratene Würste, Krüge voller Wein, so viele, dass sie den Tisch bogen.

„Das ist es,“ murmelte er schlaftrunken. „Das ist mein Himmel.“

Er griff im Traum nach einem Krug, kippte ihn in sich hinein – der Rotwein floss über sein Kinn, in die Lumpen, er lachte, rülpste, und noch ein Krug kam, noch einer, noch einer. „Mehr! Immer mehr!“

Er biss in eine Wurst, fettig, tropfend, das Fett lief ihm über die Finger. Ein Brot, dick mit Knoblauch bestrichen, lag bereit. Er stopfte sich voll, lachte, prustete, während er gleichzeitig trank.

Neben ihm im Schlaf entwich ihm ein Furz, langgezogen, zufrieden, als Kommentar zum Fest. Der Barbier nebenan drehte sich genervt um, der Pfarrer murmelte „Sünde“ im Traum – aber Sancho war weit weg.

Sein Gesicht glänzte im Feuerschein, ein breites Grinsen im Schlaf. Er träumte weiter, von einer Wirtin, die ihm den nächsten Krug brachte, und von einem Esel, der Brot und Käse auf den Tisch schob. „Ja, mein Junge,“ lachte er, „du bist der beste Knappe.“

Während Quijote in der Dunkelheit des Wahns versank, lag Sancho im Paradies des Rausches.

Der Himmel graute, das Feuer war nur noch Asche, kalt und grau wie ein leerer Krug nach der Sauferei. Die Grillen verstummten, und die Landstraße lag wieder da, endlos, trostlos.

Don Quijote riss die Augen auf, schreckte hoch, als hätte er die Nacht mit Göttern verhandelt. Sein Gesicht war voller Staub, die Lippen aufgesprungen, aber seine Augen leuchteten wie frisch geölte Laternen. „Sancho! Heute beginnt unser größtes Werk. Ich habe gesehen, was kommt. Ruhm, Sancho, Ruhm, der die Erde erschütterte! Dulcinea ruft mich, lauter als je zuvor!“

Sancho lag auf dem Rücken, die Arme ausgestreckt, der Mund trocken. Sein Kopf hämmerte, als hätte er ein Dutzend Krüge gesoffen, dabei hatte er keinen Tropfen gesehen. „Ruhm, Herr? Das Einzige, was mich ruft, ist der Schmerz in meinem Schädel. Ich fühle mich, als wär mir ein Ochse durch den Kopf getrampelt. Und weißt du, was das Schlimmste ist? Ich hatte den besten Traum meines Lebens – und jetzt wach ich hier auf. Mit dir. Im Staub. Ohne Wein. Ohne Wurst.“

Der Barbier gähnte, der Pfarrer murmelte sein Morgengebet, tat so, als sei alles ganz normal. Aber Sancho fluchte leise, hielt sich den Bauch, der wieder leer knurrte.

„Ich sag dir, Herr,“ murrte er, „ich hab Kater, ohne getrunken zu haben. Das ist Folter. Wenn der Himmel gerecht wär, hätte er mich in der Schenke gelassen.“

Don Quijote stand schon, das Schwert in der Hand, stolz wie ein König. „Nein, Sancho. Der Himmel hat dich hier gelassen – weil heute der Tag der Größe ist.“

Sancho zog die Decke über den Kopf, murmelte: „Scheiße. Dann gebt mir wenigstens einen Krug, damit ich das ertragen kann.“

So begann ihr neuer Tag – mit Ruhm im Kopf des einen und Durst in den Knochen des anderen.

Sancho entdeckt die Kunst der List

Die Sonne brannte ihnen schon seit Stunden in den Nacken. Der Staub klebte an Haut und Zunge, und Sancho trottete barfuß neben seinem Esel her, als wäre er auf dem Weg zu seiner eigenen Hinrichtung. Sein Magen knurrte wie ein streunender Hund, der seit drei Tagen keinen Abfall gerochen hat.

„Herr,“ jammerte er, „ich schwör, ich bin leerer als 'ne Weinkanne nach 'ner Hochzeit. Mein Bauch klebt am Rücken, meine Zunge ist so trocken, dass sie gleich in der Sonne knackt. Wenn jetzt nicht irgendwo ein Stück Brot und ein Schluck Wein auftauchen, fall ich einfach um und bleib liegen.“

Don Quijote saß auf Rocinante, hochmütig wie immer, die Augen verklärt. „Sancho, ertrage das Leid! Jeder Schritt im Staub ist ein Schritt näher zu Dulcinea. Sie ist unser Ziel, sie ist unser Brot, sie ist unser Wein. Wer für sie lebt, der hungert nicht!“

Sancho blieb stehen, starrte ihn an, und seine Augen funkelten wie Messer. „Herr ... mit Verlaub. Dulcinea macht meinen Bauch nicht voll. Ich kann mir ihren Namen hundertmal vorsagen – satt werd ich davon nicht. Wenn ich ihren Namen esse, schieß ich höchstens Buchstaben. Und davon kann ich mir auch nix kaufen.“

Quijote hörte ihn nicht, war schon wieder in seinen Träumen, die Arme erhoben, als würden Engel mit Fanfaren aufmarschieren. „Oh Dulcinea! Dein Name nährt mich!“

Sancho seufzte schwer, spuckte in den Staub und stapfte weiter. *Scheiße*, dachte er. *Wenn ich weiter nur jammere, verdurste ich hier. Der Alte hört mich nicht. Er hört nur seine eigene Spinnerei. Also ... wenn er auf Worte reinfällt, dann fütter ich ihn eben mit den Worten, die er fressen will. Und ich hol mir dabei meinen Schluck.*

Er grinste schief. „Vielleicht, Sancho, musst du endlich lernen, die Welt nicht nur zu ertragen ... sondern sie zu verarschen.“

Sancho blinzelte in die Sonne, die ihm die Schädeldecke grillte, und dann fiel sein Blick auf einen zerfledderten Wirtshaus-Fetzen: ein alter Wegweiser, schief im Boden, mit einem halb abgekratzten Bild – ein Kelch, daneben ein Brotlaib, kaum noch zu erkennen.

Sein Magen knurrte so laut, dass er fast lachen musste. *Da, Sancho, ist deine Rettung.*

Er blieb stehen, riss die Arme hoch und tat, als hätte ihn ein Blitz getroffen. „Herr! Bei allen Heiligen – schaut dorthin! Ein Zeichen! Ein wahres Zeichen Dulcineas!“

Don Quijote zog die Zügel, Rocinante stoppte im Staub. „Ein Zeichen, sagst du? Wo?“

Sancho zeigte mit zitterndem Finger auf den verwitterten Wegweiser. „Da! Seht ihr nicht? Ein Kelch! Brot! Die Symbole von Leib und Seele! Dulcinea selbst hat uns diesen Pfad markiert, damit wir ihn folgen! Sie will, dass wir einkehren – um Kraft zu schöpfen für eure nächste Heldentat!“

Quijote starrte lange, die Augen glänzten, der Mund bebte. „Bei Gott ... du hast recht, Sancho. Nur die Blinden würden das nicht erkennen. Sie prüft uns – und belohnt uns!“

Sancho biss sich auf die Lippe, fast um das Grinsen zu verstecken. „Genau, Herr. Eine Prüfung. Und die Belohnung liegt ein Stück weiter den Weg runter – in Gestalt von Krügen voller Wein.“

Quijote hob die Hand feierlich. „Vorwärts, Sancho! Dulcinea ruft!“

Sancho murmelte: „Ja, sie ruft ... mich an den Tisch.“

Und zum ersten Mal seit Tagen merkte er, wie seine List ihn weiterbrachte als all sein Jammern.

Die Schenke stand windschief am Straßenrand, ein Bretterschlag mit schmutzigen Fenstern, aus denen Rauch und Gelächter quollen. Sancho roch den Wein schon, bevor er die Tür aufstieß.

„Herr, seht ihr?“ keuchte er, die Augen glänzend. „Das Zeichen hat uns geführt!“

Don Quijote trat ein, den Kopf erhoben, als schreite er in einen Tempel. Die Gäste drehten sich um, starrten die beiden Gestalten an – der eine ein Lumpenkönig im Staub, der andere ein fatter Knappe mit Augen wie ein Verdurstender.

„Wirt!“ brüllte Sancho, „ein Krug, groß wie der Kopf meines Esels, und Brot dazu, bevor ich hier verrecke!“

Der Wirt, ein graubärtiger Hund mit Schürze, stellte tatsächlich einen Krug auf den Tisch – schwer, glänzend, dunkelrot gefüllt. Sancho griff danach, kippte, und der erste Schluck rann ihm über Kinn und Hals, süß, säuerlich, roh. Er lachte, ein Geräusch, das halb wie Weinen klang. „Oh Gott ... das ist Leben. Das ist Rettung. Das ist meine Dulcinea!“

Don Quijote legte feierlich die Hand auf den Krug, als sei es ein heiliger Kelch. „Sancho, trink mit Andacht. Dies ist nicht gewöhnlicher Wein – dies ist der Trunk, den Dulcinea uns spendet, das Sakrament unserer Mission.“

Sancho hustete, wischte sich den Mund, grinste dreckig. „Sakrament? Wenn das hier ein Sakrament ist, dann schwör ich, ich werde morgen Papst – wenn der Papst jeden Abend so einen Krug kippen darf.“

Die Gäste lachten, der Wirt grinste, und Sancho nahm noch einen Schluck, größer, gieriger, während Quijote den Krug ehrfürchtig betrachtete, als wäre er gerade vom Himmel gefallen.

Und Sancho dachte: *Scheiße, das klappt ja. Ein bisschen Theater, und ich sauf mich satt.*

Sancho wischte sich den Mund, Wein rann ihm noch über die Lippen, als er Quijote ansah, der starr und verklärt in den Schankraum glotzte, als säße er mitten in einer Kathedrale.

Wenn er Wein für Sakrament hält, dann schluckt er auch den Rest, dachte Sancho, und legte los, süß wie ein Wirt, der dir den letzten verdünnten Tropfen als „Jahrgang“ verkauft.

„Herr ...“ begann er mit gespielter Ehrfurcht. „Habt Ihr’s bemerkt? Als wir kamen, war es dunkel im Raum, das Feuer klein, die Gesichter müde. Doch kaum habt Ihr den Fuß über die Schwelle gesetzt, brach Licht herein. Ich schwör bei meinem Esel – die Sonne selbst hat sich erhoben, als Ihr den Raum betratet.“

Quijotes Kopf schnellte herum, die Augen blitzten, und er legte die Hand aufs Herz. „Die Sonne ...? Ja! Ich spürte es! Ein Strahl, der mich segnete. Dulcinea hat meine Ankunft geweiht.“

Sancho nickte, ernst wie ein Lügner, der sein eigenes Theater fast glaubt. „Natürlich, Herr. Ich mein, seht euch um – die Leute hier schauen anders. Die sehen nicht zwei arme Schweine. Nein, sie sehen Euch, den Ritter, der selbst die Sonne führt wie ’nen Hund an der Leine.“

Ein paar Bauern am Nebentisch grinnten dreckig, einer rülpste, ein anderer murmelte: „Wenn der die Sonne führt, dann führ ich den Mond in meiner Hose.“ – und die Runde lachte.

Doch Quijote hörte nur Sanchos Stimme. „Sancho, mein treuer Knappe, deine Augen sind die reinsten. Wenn selbst du es erkennst, dann muss es wahr sein. Dulcinea hat mich erleuchtet. Ich – ich bin das Licht.“

Sancho trank noch einen Schluck, grinste in den Krug. *Scheiße, er frisst's. Er frisst wirklich jeden Brocken, wenn du ihn nur mit Ehre garnierst.*

Sancho kippte den Krug an, wischte sich den Mund mit dem Ärmel und sah dabei Quijote, der so verklärt in der Ecke saß, als hätte er gerade die Jungfrau Maria persönlich im Schankraum gesehen.

Scheiße, dachte Sancho, das klappt ja wirklich. Ein bisschen Gefasel, und er schluckt's wie ein Esel trockenes Stroh. Ich erzähl ihm, die Sonne sei sein Kumpel – und er glaubt's, als hätte er sie höchstpersönlich am Schwanz aus dem Himmel gezogen.

Er grinste in seinen Bart, lehnte sich zurück. *Also, Sancho, merk dir das: Jammern bringt dir Prügel. Aber 'ne gute Lüge? Die bringt dir Brot, Wein und vielleicht sogar mal 'nen warmen Platz zum Schlafen.*

Er sah Quijote an, wie der ernsthaft nickte, die Lippen bewegte, wahrscheinlich ein stilles Gebet an Dulcinea runterleierte. *Ja, Herr Ritter, dachte Sancho, du bist der Prediger – und ich bin der Typ, der hinten den Klingelbeutel einsammelt. Und rate mal, wer sich zuerst bedient.*

Ein Bauer am Nebentisch rührte vor Lachen, weil er einen Fliegenschiss im Bier gefunden hatte. Sancho hob den Krug, prostete ihm zu. „Scheiß drauf,“ murmelte er, „Hauptsache, es knallt im Kopf.“

Und in ihm wuchs ein kleiner, fieser Stolz. Er, Sancho, der ewige Prügelknabe, hatte zum ersten Mal die Zügel in der Hand. Nicht von Rocinante, nicht vom Esel – sondern von Don Quijote selbst.

Scheiße ja, grinste er. Das ist 'ne Kunst. Die Kunst der List. Und ich lern sie schneller, als ich 'nen Krug leer sauf.

Quijote sprang vom Hocker auf, der alte Schenktisch krachte unter der Bewegung. Sein Blick irrte durch den Raum, die Hände erhoben, als predige er vor einem unsichtbaren Hofstaat.

„Sancho!“ donnerte er, „du hattest recht! Siehst du nicht? Alles hier sind Zeichen! Der Rauch über der Feuerstelle – er steigt auf wie Weihrauch, gesandt von Dulcinea! Der Krug Wein – nicht irdisch, nein, er ist ein Kelch der Reinheit! Und selbst dieser Bauer, der ins Bier gespuckt hat – er ist das Gleichnis, dass selbst im Niedrigen das Göttliche wohnt!“

Die Gäste gröhlten, lachten, einer rief: „He, Heiliger, dann trink meinen Spucknapf, wenn’s so göttlich ist!“ – und das Gelächter verdoppelte sich.

Sancho verzog das Gesicht, hielt den Krug fester. *Scheiße. Ich hab’s übertrieben. Jetzt sieht der Alte in jedem Furz ein Wunder.*

Quijote packte Sancho an der Schulter, seine Augen glühten wie Fackeln. „Begreifst du, mein Freund? Wir sind erwählt! Wir, mitten unter Bauern und Räubern, mitten im Staub – und doch strahlt über uns das Licht Dulcineas! Jeder Tropfen Wein, den du trinkst, ist ein Tropfen ihrer Gnade!“

Sancho starrte ihn an, schluckte, grinste schief. „Ja ... sicher, Herr. Jeder Tropfen ... reine Gnade.“ Dann kippte er den Krug und murmelte: „Und wenn das hier Gnade ist, dann will ich verdammt nochmal nie wieder sündigen.“

Die Menge gröhlte, Quijote schwang die Arme, der Wirt rieb sich die Hände, weil die Verrückten ihre letzten Münzen hinlegen würden. Und Sancho dachte nur: *List bringt dir Wein ... aber sie macht ihn noch verrückter. Und das heißt: bald kracht’s wieder.*

Sancho saß am wackligen Tisch, den Bauch endlich halb voll, den Kopf warm vom Wein. Neben ihm brüllte Quijote eine Predigt über Omen, Zeichen und Dulcinea, während die halbe Schenke lachte und die andere Hälfte nur trank, weil das Leben sonst noch unerträglicher gewesen wäre.

Sancho stützte den Kopf in die Hand, schielte zu seinem Herrn. *Scheiße, er ist weiter weg von der Wirklichkeit als je zuvor. Und ich hab ihn selber dorthin geschoben.*

Er trank noch einen Schluck, fühlte den billigen Fusel im Hals kratzen. *Aber was soll’s. Jammern macht hungrig. Lügen macht satt. So einfach ist die Rechnung.*

Ein Gast gröhlte, ein anderer kotzte in die Ecke, der Wirt zählte Münzen, und Quijote hielt eine Rede, als sei er Kaiser in Rom. Sancho lachte leise, ein Grinsen breitete sich in seinem Gesicht aus.

„Weißt du was, Herr?“ murmelte er in den Krug hinein. „Von mir aus sei du der Prophet, der Heilige, der Spinner. Hauptsache, ich krieg meinen Anteil. Wenn ich dich belüge und du's glaubst – dann ist das mein Sieg. Endlich mal mein verdammter Sieg.“

Er prostete seinem eigenen Spiegelbild im Wein zu, rülpste und dachte: *Sancho Panza, du bist nicht mehr nur der Arsch für Prügel. Du bist ein Lügner mit Stil. Ein armer Hund, ja – aber einer, der gelernt hat, die Knochen selber zu verstecken.*

Er grinste, breit, dreckig, zufrieden.

Und draußen heulte der Wind, als würde er über beide lachen.

Don Quijote gegen die Schafherde

Die Sonne brannte wie ein Fluch, der Staub lag schwer über der Landstraße, als Don Quijote plötzlich die Zügel straffte und die Hand vors Gesicht hielt, als spähte er in eine andere Welt. Seine Augen leuchteten wie die eines Verrückten, der endlich das Gefundene hat, worauf er gewartet hat: ein Feind.

„Sancho!“ rief er, die Stimme bebte. „Siehst du's nicht? Dort, im Staub! Eine Armee! Reihen von Soldaten, Banner im Wind, Schilde, Schwerter! Das ist die Stunde, in der mein Ruhm besiegelt wird!“

Sancho blieb stehen, schielte in die Ferne, wischte sich den Schweiß aus den Augen. Alles, was er sah, war eine graue Wolke, die sich langsam bewegte. Dann hörte er's: ein Blöken, dumpf, gleichmäßig, fast lächerlich.

Er lachte trocken, bitter. „Herr ... das sind keine Soldaten. Das sind Schafe. Eine verdammte Herde. Hörst du? Blöken, kein Schlachtruf. Mist, kein Blut. Wolle, kein Stahl.“

Doch Quijote schüttelte heftig den Kopf, das Gesicht voller Glorie. „Nein, Sancho! Das ist nur der Zauberer, der meine Augen täuschen will! Er will, dass ich in ihnen Schafe sehe, damit ich die Armee nicht erkenne. Doch ich sehe die Wahrheit – Riesen, Ritter, feindliche Banner! Und ich werde sie vernichten im Namen Dulcineas!“

Sancho rauft sich die Haare, spuckte in den Staub. „Scheiße, Herr, wenn du jetzt losreitest, landest du mit'm Gesicht im Mist. Aber du hörst ja eh nicht auf mich. Also bitte – zieh los und zeig den Schafen, wer hier der größte Trottel ist.“

Die Herde kam näher, die Blöcker füllten die Luft. Quijote hob die Lanze, die Augen glühend, und Rocinante schnaubte, als ahnte er, dass das gleich wieder wehtun würde.

Don Quijote richtete sich im Sattel auf, die Lanze schief, die Rüstung klappernd, als würde er gleich in die Ewigkeit reiten. Seine Stimme erhob sich, voll Donner, voll Schwulst, als predigte er zu Königen.

„Hört mich, Sancho! Vor uns liegt nicht eine Herde Tiere – nein! Vor uns marschiert das Heer der Tyrannei, die Brut der Ungerechtigkeit, die Feinde der Ehre! Ihre Banner flattern im Wind, ihre Schwerter dürsten nach Blut, und nur ich, Don Quijote de la Mancha, bin auserwählt, sie zu brechen! Für Dulcinea, für die Wahrheit, für den Ruhm, der nie vergeht!“

Sancho stand daneben, schwitzend, die Hände am Halfter des Esels, und schnaubte. „Herr ... das da sind Schafe. Sie kacken, sie blöken, sie fressen. Die einzigen Banner, die da wehen, sind ihre Schwanzhaare im Wind. Wenn du das Heer nennst, dann ist mein Arsch der General.“

Doch Quijote ließ sich nicht beirren, er starrte ins flirrende Licht, als sehe er tausend Speere glänzen. „Ich höre Trommeln, Sancho! Hörst du nicht das Donnern der Hufe?“

Sancho schlug die Hände vors Gesicht. „Ja, ich hör was. Das Blöken. Das ist kein Donner, das ist ein Schaf, das nach seiner Mutter ruft, während es dir gleich ins Gesicht schießt.“

Quijote reckte die Lanze, das Gesicht brennend, die Lippen bebend. „Dann sei Zeuge, Sancho. Sei Zeuge, wie ein Ritter allein gegen ein Heer zieht – und siegreich zurückkehrt!“

Sancho stöhnte, sah zum Himmel, murmelte: „Herr, wenn du zurückkehrst, bist du eher voller Wolle als voller Ruhm.“

Aber Quijote trieb Rocinante an, und der alte Gaul setzte sich stöhnend in Bewegung, hinein in die Staubwolke, in das Gelächter der Götter.

Rocinante stolperte vorwärts, die Knochen knarrten, der Staub stieg hoch wie ein Rauchvorhang, und Don Quijote senkte seine Lanze, als würde er gerade auf ein Kaiserheer zustürmen.

„Für Dulcinea!“ brüllte er, die Stimme so schrill, dass selbst die Krähen aufflogen.

Die Schafe sahen auf, erschrocken, blökten laut und sprangen auseinander. Eine graue Wolke aus Wolle, Mist und Panik füllte die Luft. Doch in Quijotes Augen war es Schlachtgetümmel: Lanzen blitzten, Helme krachten, Schilde prallten aneinander.

Er stach mit der Lanze nach einem fetten Widder, der erschrocken davonrannte und dabei ein Häufchen hinterließ. Quijote aber jubelte: „Ein General gefallen! Seht, Sancho, die Armee bebt!“

Sancho stand am Wegrand, die Hände im Haar, brüllte: „Herr, du stichst in Scheiße, nicht in Stahl! Das sind verdammte Schafe, keine Ritter!“

Doch Quijote hörte nichts. Er schwang die Lanze wie ein Berserker, jagte zwischen die Tiere, die auseinanderstoben, blökend, tretend. Der Staub legte sich wie eine Krone auf sein Haupt, während er mit jedem Hieb neue „Helden“ niedermähte.

Ein Schaf sprang in Panik über Rocinante hinweg, Quijote sah's als fliegenden Dämon, hob das Schwert und schlug ins Leere, nur um fast vom Sattel zu kippen.

Sancho kniete im Staub, schrie: „Verdammter Gott, warum lässt du mich mit diesem Irren reisen? Ich wär lieber Hirte von Ziegen als Knappe von diesem Spinner!“

Die Schafe blökten, die Hufe trommelten, und Quijote ritt mitten hinein, ein König ohne Krone, ein Narr in einer Wolke aus Mist.

Quijote tobte mitten in der Herde, die Lanze stach in die Luft, das rostige Schwert klirrte, und sein Geschrei übertönte fast das panische Blöken.

„Nieder, ihr Verräter! Für Dulcinea! Für Ruhm und Ehre!“ brüllte er, während er auf ein Schaf einhieb, das einfach nur weglief, die Augen kugelrund vor Angst.

Ein Bock sprang seitlich vorbei, rammte ihn beinahe aus dem Sattel. Quijote sah darin den Angriff eines feindlichen Riesen, parierte mit dem Schwert, schlug ins Leere und triumphierte: „Noch einer gefallen! Die Titanen wanken!“

Sancho stand am Rand, den Kopf in den Händen. „Herr ... du metzelst Schafe! Blökende Schafe, die dir nichts getan haben, außer dass sie dich jetzt für den größten Idioten Spaniens halten.“

Ein junges Lamm stolperte gegen Rocinantes Hufe, und Quijote schrie auf, als wäre ein feindlicher Spion entdeckt. Er packte es am Fell, hob es hoch, während es jämmerlich blökte. „Sancho, sieh her! Ein Gefangener! Er wird mir ihre Geheimnisse verraten!“

Sancho fiel fast in den Staub vor Scham, die Hände vors Gesicht gedrückt. „Herr, das ist kein Gefangener, das ist ein verdammtes Lamm! Lass es los, bevor du's noch grillst!“

Doch Quijote war taub für Vernunft. In seinem Kopf war er Feldherr, Sieger, der Held in einer Welt voller Ruhm. In Wirklichkeit stand er bis zu den Knien in Mist, das Gesicht voll Schweiß, Blut – und Schafsdreck.

Und Sancho dachte: *Wenn es einen Gott gibt, dann lacht er sich gerade den Arsch ab.*

Das Getümmel hatte längst den Punkt überschritten, an dem man noch lachen konnte. Quijote schrie wie ein Irrer, stach in die Luft, ein Lamm zappelte panisch in seiner Hand, während die Herde blökend auseinanderlief.

Da tauchten sie auf – die Hirten. Drei kerlige Kerle, braungebrannt, mit Knüppeln in den Händen und Wut im Gesicht. Einer schrie: „He, du Narr! Lass die Tiere in Ruhe, oder wir machen Hackfleisch aus dir!“

Quijote wandte sich zu ihnen, das Schwert erhoben. „Ah! Verstärkung für das feindliche Heer! Kommt nur, ich fürchte euch nicht – ich, Don Quijote, Ritter von der traurigen Gestalt, werde euch vernichten im Namen Dulcineas!“

Die Hirten sahen sich an, dann griff einer zum Stein, schwer, rund, direkt aus der Erde. Er schleuderte ihn, und er traf Quijote mitten auf die Brust. Der Ritter japste, schwankte, hielt sich aber wacker im Sattel.

„Noch mehr Riesen!“ brüllte er, „sie werfen Felsbrocken! O, welch heroische Schlacht!“

Der zweite Hirte knallte ihm den Knüppel gegen den Helm, dass der rostige Eimer nur so schepperte. Quijote taumelte, riss die Lanze hoch – und Rocinante stolperte, als hätte er genug von der Scheiße.

Sancho rannte herbei, die Arme in die Luft. „Hört auf, hört auf! Er ist verrückt! Er weiß nicht, was er tut!“

„Dann halt ihn zurück, bevor wir ihn totprügeln!“ brüllte einer der Hirten und schickte noch einen Stein, der Quijote knapp am Ohr vorbeizischte.

Quijote aber hob die Hand, blutend, schwankend, und keuchte: „So prüft man Helden ... nur so ...“

Dann traf ihn der nächste Schlag, und er fiel wie ein Sack in den Staub.

Sancho rannte los, keuchend, fluchend, und packte seinen Herrn, der im Staub lag wie ein zerbrochener Krug. Quijote röchelte, die Rüstung verbeult, Blut an der Stirn, die Lanze irgendwo zwischen Mist und Schafscheiße verschwunden.

„Herr! Verdammt noch mal, Herr, ich hab’s dir gesagt!“ Sancho zerrte ihn am Arm, während die Hirten noch mit Knüppeln drohten. „Wenn ihr ihn noch mal anfasst, schlag ich euch – na ja, wahrscheinlich nicht, aber ich schrei verdammt laut!“

Die Hirten schnaubten, spuckten in den Staub. „Halt deinen Idioten im Zaum, Bauer, oder beim nächsten Mal graben wir ihm gleich ein Loch!“

Sancho nickte, zog Quijote weiter, weg von der Herde, während die Männer ihre Tiere wieder zusammentrieben. Schon nach ein paar Minuten war das Drama vorbei – die Schafe grasten friedlich, blökten dumm, als wäre nichts geschehen.

Sancho ließ Quijote in den Staub sinken, stützte ihn halb. „Herr, seht ihr’s? Alles wieder beim Alten. Die Schafe fressen, die Hirten fluchen, und wir ... wir liegen im Dreck. Ihr nennt das Ruhm? Ich nenn’s den gleichen Scheiß wie immer.“

Quijote blinzelte, die Lippen blutig, die Stimme ein Flüstern. „Sancho ... ich ... habe tapfer ... gestritten ... sie waren viele ... und ich allein ...“

Sancho starrte ihn an, schüttelte den Kopf. „Allein? Herr, ihr wart nicht allein. Ich war dabei. Ich war dabei und hab wieder gesehen, wie ihr euch von Schafen den Arsch versohlen lasst.“

Er seufzte, half ihm hoch. „Komm, Herr. Bevor sie zurückkommen und den Rest erledigen. Und wenn du noch mal ’ne Armee im Blöken hörst, dann schwör ich, ich hau dich selbst mit dem Knüppel.“

Don Quijote wankte, jeder Schritt schwankend wie ein Besoffener nach zehn zu vielen Krügen. Sein Helm war eingedellt, die Stirn blutig, das Hemd voller Mist. Aber seine Augen glühten, als hätte er gerade Kaiserreiche erobert.

„Sancho ...“ murmelte er, keuchend, „hast du’s gesehen? Ein ganzes Heer ... niedergeworfen. Sie flohen vor mir, ihre Reihen brachen, ihre Banner sanken. Ich habe gesiegt ... für Dulcinea!“

Sancho blieb stehen, schnaufte, wischte sich den Schweiß vom Gesicht und lachte trocken. „Gesiegt? Herr, die einzigen, die gesiegt haben, sind die Schafe. Die grasen wieder, als wäre nie was gewesen. Und die Hirten haben euch die Knochen gestaut. Wenn das Sieg ist, dann will ich lieber Verlierer bleiben – mit vollem Bauch und ’nem Krug Wein.“

Quijote taumelte, lächelte verklärt. „Dein Zynismus, Sancho, ist blind. Die Welt wird meine Tat besingen.“

Sancho spuckte in den Staub, zog den Esel am Halfter. „Die Welt wird höchstens lachen, Herr. Und ich gleich mit. Aber nicht über Ruhm – sondern über den größten Trottel, den sie je gesehen hat. Und weißt du was? Ich wär lieber im Kampf gegen meinen Durst als gegen deine Schafe. Wenigstens den Kampf kann man gewinnen.“

Die Sonne stand hoch, die Fliegen summten, die Schafe blökten harmlos im Hintergrund.

Und so zog der „Sieger“ von der Landstraße, blutig, stinkend, begleitet von einem Knappe, der mehr Durst als Hoffnung im Leib hatte.

Das Gelächter der Welt

Die Landstraße zog sich endlos wie eine Narbe durch den Staub. Don Quijote hing schief im Sattel, die Rüstung verbeult wie eine alte Konservendose, die jemand mit Steinen beworfen hatte. Blut klebte an seiner Stirn, Schafmist an den Beinen. Rocinante trottete wie ein müder Hund, der längst aufgeben wollte.

Sancho ging daneben, den Esel am Strick, die Augen halb geschlossen, das Gesicht aufgedunsen vor Müdigkeit und Zorn. Er murmelte Flüche, die selbst dem Teufel die Ohren hätten klingeln lassen.

Da kamen zwei Händler mit Maultieren entgegen, Männer mit wettergegerbten Gesichtern, die schon alles gesehen hatten – aber bei diesem Anblick brachen sie sofort los. Erst ein Grinsen, dann ein Prusten, dann lautes Gelächter.

„Heilige Maria,“ rührte der eine, „was ist denn das? Ein Ritter? Oder 'n Wäschesack, den man durch die Gasse gezogen hat?“

Der andere zeigte mit dem Finger, lachte Tränen. „Schau dir den Helm an! Eingedellt wie 'ne alte Pfanne. Und der Kleine daneben – sieht aus, als hätte er drei Tage im Keller einer Schenke geschlafen.“

Sancho blieb stehen, verschränkte die Arme, funkelte die beiden an. „Lacht ihr ruhig, Hunde. Wenigstens hab ich noch alle Zähne. Und wenn ihr weiterlacht, brech ich euch einen raus – mit meinem verdammten Hungeratem.“

Die Händler lachten nur lauter, trieben ihre Maultiere an und riefen: „Leb wohl, Schafritter! Hüte dich vor den Herden!“

Sancho seufzte, stapfte weiter. Quijote aber richtete sich im Sattel auf, so stolz er konnte, und murmelte verklärt: „Sie spotten, Sancho, weil sie neidisch sind. Der wahre Held wird immer ausgelacht, bevor er geehrt wird.“

Sancho spuckte in den Staub. „Oder ausgelacht, bevor er verreckt.“

Das Dorf lag vor ihnen, klein, staubig, voller schiefer Hütten. Und Kinder – immer Kinder. Sancho hasste Kinder. Nicht, weil sie böse waren, sondern weil sie immer gnadenlos ehrlich lachten, wenn ein Mann schon tief genug im Dreck steckte.

Und da kamen sie angerannt: zehn, zwölf Gören mit Rotznasen und nackten Füßen. Sie zeigten auf Quijote, kreischten, und der erste brüllte: „Da ist er! Der Ritter, der gegen Schafe kämpft!“

Die anderen stimmten ein: „Schafritter! Schafritter!“ – ein gellendes Echo, das wie Dolche durch die Straße flog.

Ein Junge hob einen Stein auf, warf, traf Quijote am Helm, der dumpf schepperte. Die Kinder kreischten vor Lachen, warfen noch mehr.

Sancho schrie: „He, ihr kleinen Teufel! Lasst das, oder ich hau euch ...“ – *KLATSCH!* – ein Stein traf ihn an der Schulter. „Aua, verdammt noch mal!“

Die Rotznasen kreischten, hüpfen, warfen weiter. Einer rief: „Pass auf, sonst kommt die Herde!“ Ein anderer blökte so täuschend echt, dass selbst der Esel die Ohren spitzte.

Sancho hob drohend die Faust, aber sie lachten nur noch mehr. Ein Stein traf ihn am Hintern, er sprang auf, fluchte: „Ihr Mistbraten! Euch tret ich in die Hölle, wenn ich euch erwische!“

Don Quijote aber saß gerade, das Blut tropfte, der Helm eingedellt, und sprach mit ruhiger Würde: „Sancho, lass sie. Kinder spotten, weil sie noch nicht reif sind, die Größe eines Helden zu erkennen. In ihrem Lachen liegt nur Unwissen.“

Sancho rieb sich die Schulter, knurrte: „Unwissen, mein Arsch. Das sind kleine Monster. Und die wissen genau, wie man Steine wirft.“

Die Kinder jagten davon, das Gelächter hallte ihnen nach wie eine höhnische Trompete.

Die Schenke war voll, stickig, der Boden klebrig, die Luft nach billigem Wein und Schweiß gesättigt. Quijote und Sancho traten ein, beide verdreckt, der eine blutig, der andere stinkend. Kaum hatten sie die Tür hinter sich geschlossen, brach ein Johlen los.

„Da sind sie!“ rief einer am Tisch. „Der Ritter und sein Knappe! Der große Bezwinger der Schafe!“

Ein anderer stand auf, hob den Krug und blökte so laut, dass die ganze Schenke einstimmte: „Määäh, määh!“

Das Gelächter schwoll an, Krüge schlugen auf die Tische, Männer bogen sich vor Lachen, Frauen kicherten, Kinder unter den Tischen lachten mit. Einer fiel fast vom Stuhl, so sehr prustete er.

Sancho blieb stehen, wurde rot im Gesicht. „Herr ... wir sollten gehen. Sofort.“

Doch Quijote trat feierlich in die Mitte des Raums, die Hände erhoben, den Helm schief, aber mit einer Würde, die niemand sonst sah. „Ihr lacht, weil ihr nicht versteht. Ihr seht Schafe, ich sah ein Heer. Ihr seht Niederlage, ich erlebte Triumph. Das Gelächter der Welt ist nur das Echo ihrer Blindheit!“

Die Schenke explodierte in Johlen. Einer warf ein Stück Brot, das Quijote am Kopf traf. Ein anderer rief: „Pass auf, Ritter, sonst rennt dich noch 'ne Ziege um!“

Sancho presste die Hände auf die Ohren. „Herr, das ist kein Neid. Das ist Spott. Und er trifft uns beide. Ich krieg die Scham gleich wie einen Kater.“

Doch Quijote stand da, als wäre er ein Märtyrer, der auf dem Marktplatz gesteinigt wird – nur dass hier Brotstücke, Lachen und ein paar Tropfen Wein flogen.

Und die Schenke bebte vom Gelächter, das durch jede Ritze drang wie Rauch.

Don Quijote hob die Arme, der Helm wackelte, Blut tropfte ihm vom Ohr, aber er stand da, als hielte er eine Krönungsrede. Die Schenke tobte, das Lachen rollte wie eine Welle – und er sprach dagegen an, die Stimme heiser, aber voller Feuer.

„Lacht nur, ihr Narren! Lacht über mich, so wie einst über die Propheten gelacht wurde! Der wahre Held trägt nicht Lorbeer auf dem Kopf – er trägt das Gelächter der Welt auf seinen Schultern. Jede eurer Spöttereien ist ein Orden, jede Beleidigung ein Ritterschlag. Ihr lacht, weil ihr klein seid – und ich groß!“

Ein Bauer gröhnte: „Groß? Groß wie 'ne Vogelscheuche!“ – und die Schenke brach fast zusammen vor Lachen.

Quijote ließ sich nicht beirren. Er schlug sich aufs Herz, die Stimme bebte. „Ihr glaubt, ihr macht mich klein mit eurem Spott. Doch ich sage euch: Das Lachen der Welt ist die Musik des Ruhms! Heute seid ihr die Narren, morgen singt ihr Lieder von Don Quijote, dem, der gegen Heere kämpfte, wo ihr nur Vieh gesehen habt!“

Die Gäste heulten, einer fiel vom Stuhl, ein anderer spuckte vor Lachen den Wein quer über den Tisch. Ein Betrunkener rief: „Dann sing ich schon mal: Määh, Määh, Don Quijote!“ – und die ganze Schenke stimmte ein, blökte im Chor.

Sancho saß mit hängendem Kopf daneben, presste die Hände in den Schoß, als wollte er in den Boden versinken. „Herr ... hört ihr's nicht? Das ist kein Respekt, das ist blanker Hohn.“

Doch Quijote lächelte verklärt, hob den Krug, den ihm einer spöttisch hingestellt hatte, und murmelte: „Und doch trink ich auf ihren Neid.“

Sancho saß da, den Rücken rund, die Hände im Schoß, während die Schenke tobte. Brot flog, Becher kippten, das „Määäh-Määäh“ dröhnte, als hätte man die Welt in einen Stall verwandelt.

Er hob den Kopf, versuchte's noch mal. „He, hört auf, ihr Säufer! Ihr habt keine Ahnung, was wir durchgemacht haben!“

Doch das machte es schlimmer. Ein Kerl gröhlte: „Ja, wir haben keine Ahnung, wie’s ist, gegen Schafe zu verlieren!“ – und die ganze Bude explodierte.

Sancho fuchtelte mit den Armen, die Stimme kippte. „Er ist kein Narr! Er ist ...“ – dann brach er ab. Denn plötzlich hörte er sich selbst, und es klang so lächerlich, so erbärmlich, dass er’s nicht mehr aushielt.

Und er lachte. Erst ein Husten, dann ein Grinsen, dann ein kehliges Lachen, das ihm fast die Rippen sprengte. Er lachte, während die Tränen in die Augen schossen, während er den Krug hob und prustete.

„Scheiße,“ japste er, „Scheiße, ihr habt recht! Mein Herr kämpft mit Schafen, und ich bin der Idiot, der danebensteht!“

Die Leute klopfen ihm auf den Rücken, gröhnten mit ihm, und zum ersten Mal lachte Sancho nicht *über* Quijote, sondern *mit* der Welt über sich selbst.

Es war ein böses, dreckiges, bitteres Lachen – aber es befreite ihn auch, für einen Moment.

Quijote aber sah ihn an, ernst, wie ein Vater, der seinen Sohn bei einer Sünde erwischt. „Sancho ...“ murmelte er, enttäuscht.

Sancho wischte sich die Augen, grinste schief. „Herr, wenn ich nicht lache, heul ich. Und das bringt uns auch nicht weiter.“

Die Schenke kochte, Wein schwappte, Stimmen dröhnten, und dann wankte er heran: ein fatter Bauer, die Weste offen, der Bauch wie ein Fass, die Augen glasis, der Mund tropfte vor Fusel.

Er blieb direkt vor Don Quijote stehen, schwankte, grinste schief – und beugte sich vor.

Ein grollendes, nasses Geräusch rollte aus seinem Innern, erst wie Donner, dann wie ein Blashorn, bis ein widerlicher Schwall von Luft Quijote mitten ins Gesicht knallte. Ein Rülps, so lang, so stinkend, dass die halbe Schenke jubelnd auf die Tische hämmerte.

„Hah! Da, Ritter! Ein Gruß aus’m Bauch!“ gröhlte der Bauer und klatschte sich lachend auf den Wanst.

Sancho verzog das Gesicht, wedelte mit der Hand. „Heilige Scheiße, Herr, das ist kein Gruß – das ist ein Angriff mit Magenwaffen!“

Die Leute bogen sich vor Lachen, manche kugelten fast unterm Tisch.

Doch Don Quijote stand starr, würdevoll, wischte sich langsam das Gesicht ab – und nickte. „Sancho ... siehst du? Selbst im Rülpsen ehrt man mich. Der Mann hat die inneren Dämonen aus seinem Bauch vertrieben, um mir Respekt zu erweisen.“

Die Schenke brüllte, einer fiel hinten in die Glut und fluchte, während die anderen gröhlten.

Sancho schlug die Hand vor die Stirn. „Herr ... wenn das Respekt ist, dann will ich nie wieder Ehre sehen.“

Doch Quijote nickte feierlich, als wäre er gerade mit Weihrauch gesalbt worden.

Am Morgen stolperten sie wieder hinaus, die Sonne hart, der Staub gnadenlos. Die Schenke lag hinter ihnen, aber das Lachen klebte noch an den Wänden ihrer Köpfe.

Quijote saß auf Rocinante, schief, verbeult, aber mit erhobenem Kinn. „Sancho ... sie lachten, doch ich sage dir: Das ist der Weg des Helden. Erst Spott, dann Ruhm.“

Sancho trottete nebenher, die Hände in den Hosentaschen, der Bauch leer, die Augen schwer. „Ruhm? Herr, ich hör immer noch das ‚Määäh‘ in meinen Ohren. Das war kein Spott, das war ein Chor. Und wir waren die Hauptnummer.“

Von fern kam noch einmal ein Schrei über die Felder getragen: „Schafritter! Määäh!“ – das Echo zog ihnen nach wie eine Kette.

Quijote schloss die Augen, murmelte verklärt: „Es sind Prüfungen. Prüfungen, die mich läutern.“

Sancho schnaubte, spuckte in den Staub. „Mich läutert hier gar nix. Ich bin dreckig, hungrig und durstig. Und wenn die Welt lacht, dann lach ich mit – weil ich sonst nur noch heule.“

Rocinante stolperte, der Esel schnaufte, und die beiden Gestalten zogen weiter – der eine mit glühendem Wahn, der andere mit hängendem Kopf.

Hinter ihnen das Gelächter, vor ihnen der Staub.

Auf der Suche nach neuen Abenteuern

Die Sonne hing wie eine rostige Pfanne über der Landstraße, der Staub lag schwer in der Luft. Don Quijote saß krumm auf Rocinante, aber seine Augen funkelten, als hätte er im Spott der Welt göttliche Offenbarung gefunden.

„Sancho,“ begann er mit donnernder Stimme, „du hast es gehört. Das Gelächter, die Schmähungen. Und doch sage ich dir: Kein Hohn kann mich brechen. Nein – er härtet mich! Jeder Spott ist ein Nagel in der Krone des Ruhms, die ich tragen werde. Ich brauche neue Abenteuer, größere, gefährlichere. Nur so verstummt das Gelächter der Welt.“

Sancho stapfte nebenher, den Bauch leer, den Kopf voller Staub, und knurrte: „Herr ... ich brauch kein Abenteuer. Ich brauch Brot. Schinken. Einen Krug Wein. Und wenn die Welt lacht, dann lacht sie – aber ich lach nicht mehr mit. Mein Magen ist leerer als dein Helm nach dem letzten Schlag.“

Quijote hob die Lanze, als würde er schon ins nächste Inferno zeigen. „Sancho, verstehst du nicht? Das Gelächter ist der Beweis! Die Welt lacht nur über den, den sie fürchtet. Sie verspotteten Herkules, Alexander, Cäsar – und nun spotten sie über mich. Ich muss ihnen zeigen, dass Don Quijote kein Mann des Spottes ist, sondern des Ruhms!“

Sancho rollte die Augen, wischte sich den Schweiß ab. „Herr, wenn Cäsar so ausgesehen hätte wie du jetzt, hätte ihn kein Schwein verspottet. Man hätte ihn schlicht ins nächste Loch geworfen. Und Herkules ... der hätte uns beide mit einem Finger in die Schenke getragen und gesagt: ‚Setzt euch, frisst, säuft, haltet’s Maul.‘ Und ich schwör dir – das wär der größte Held der Geschichte gewesen.“

Doch Quijote hörte nicht. Er war schon wieder weit weg, irgendwo zwischen Ruhm, Legende und Wahnsinn.

Sancho trottete, die Schultern hängend, die Zunge schwer wie Blei. „Herr,“ knurrte er, „ich sag’s euch gerade raus: ich will heim. Heim zu meiner Frau, heim zu meinem Bett, heim zu einem Stück Brot und ’nem Krug Wein. Ich hab genug von Staub, von Schafen, von Steinen, die Kinder mir an den Arsch werfen. Ich bin kein Held, ich bin ein Bauer – und Bauern gehören dahin, wo das Essen warm ist und das Bier kalt.“

Quijote richtete sich im Sattel auf, als hätte ihm der Himmel selbst eine Peitsche in die Rippen geschlagen. „Sancho, wag es nicht, klein zu denken!

Bauern, ja – sie pflügen die Erde, sie essen und schlafen. Aber Ritter ... Ritter pflügen die Sterne! Ritter essen den Ruhm und schlafen in der Unsterblichkeit. Du bist mein Knappe, mein Gefährte. Dein Platz ist nicht daheim bei Suppe und Weib – dein Platz ist an meiner Seite, wo die Weltgeschichte geschrieben wird!“

Sancho blieb stehen, stemmte die Hände in die Hüften. „Herr, die Weltgeschichte könnt ihr behalten. Ich will meine Frau, meinen Esel und meinen verdammten Wein. Wenn ich noch einen Tag mit euch rumlaufe, schreib ich höchstens die Geschichte davon, wie ein Idiot verhungert ist, während sein Herr Luft gefressen hat.“

Doch Quijote blickte ernst zu ihm herab, die Stimme tief wie ein Prediger: „Sancho, denk an Dulcinea. Denk an die Ehre. Denk an das Lied, das man eines Tages über dich singt: ‚Sancho Panza, der treue Knappe, der nicht wankte.‘ Willst du, dass man dich in den Tavernen als Verräter verspottet?“

Sancho brummte, trat einen Stein weg. „Herr, in den Tavernen wollen sie nur hören, wie viel Wein einer verträgt. Und das Lied über mich? Das singt höchstens meine Frau, wenn ich endlich wieder daheim bin – und es wird lauten: ‚Sancho, du stinkst, setz dich hin und iss.‘“

Quijote hob die Hand, feierlich, als hätte er ein Gelübde abgelegt. „Nein, Sancho. Wir ziehen weiter. Nicht heimwärts, sondern dem Ruhm entgegen.“

Sancho stöhnte, trottete wieder los und murmelte: „Scheiße. Der Ruhm soll mir mal einen Krug Wein zahlen, sonst kotz ich ihn direkt in den Staub.“

Sie stapften weiter, als am Horizont eine gebeugte Gestalt auftauchte – ein Pilger, in Lumpen gekleidet, mit einem Stab in der Hand und einem Beutel über der Schulter. Das Gesicht verbrannt von Sonne, die Füße blutig.

„Friede sei mit euch,“ krächzte er, als sie sich trafen. „Aber passt auf, Ritter ... Bauer ... wer auch immer ihr seid. Vor euch liegt eine Schlucht, und dort treiben Räuber ihr Unwesen. Sie nehmen jedem den letzten Groschen, und wer sich wehrt, den lassen sie halbtot im Graben liegen.“

Sancho schluckte, die Augen groß. „Räuber? Scheiße, Herr, das ist’s. Das ist mein Ende. Die hauen uns die Knochen klein, und mein Esel wird das Einzige sein, was noch übrig bleibt.“

Don Quijote aber richtete sich sofort auf, seine Augen leuchteten. „Sancho! Hörst du? Nicht Räuber – nein! Dunkle Ritter, Anhänger der Ungerechtigkeit,

Schergen des Bösen! Endlich, ein würdiger Gegner! Ein Heer, das nicht blökt, sondern kämpft!“

Sancho packte ihn am Stiefel. „Herr, das sind keine Ritter, das sind verdammte Banditen! Männer mit Knüppeln, nicht mit Schwertern. Sie wollen Geld, nicht Ruhm. Und wir haben nichts als Dreck in den Taschen – sie prügeln uns umsonst!“

Doch Quijote grinste, das Blut der letzten Prügelei noch an den Lippen. „Sancho, genau deshalb: Wer nichts hat, hat alles zu geben. Und ich gebe ihnen meine Klinge. Für Dulcinea, für die Ehre!“

Der Pilger starrte ihn an, dann brach er in ein heiseres Lachen aus. „Ihr seid verrückt, Ritter. Aber wenn ihr hinabgeht – viel Glück. Die Welt braucht Narren wie euch, damit die anderen etwas zu lachen haben.“

Er humpelte weiter, während Sancho murmelte: „Ja, lach nur, Alter. Am Ende bin ich der Narr, der mitgeht.“

Ein paar Meilen weiter begegneten sie einem anderen Reisenden – ein Händler mit prall gefülltem Karren, der von zwei Ochsen gezogen wurde. Er war verschwitzt, die Mütze schief, aber in der Stimme lag Stolz.

„Habt ihr’s schon gehört?“ rief er. „Die Tochter des reichen Kaufmanns aus Toboso reist durch die Gegend. Eine Schönheit, sagen sie, so fein gekleidet, dass man sie glatt für eine Prinzessin halten könnte. Mit Dienern, mit Wagen, mit Schmuck – ein Zug, der die Dörfer staunen lässt.“

Sancho stöhnte, hielt sich den Bauch. „Super. Noch ’ne reiche Göre, die nichts mit uns zu tun haben will. Herr, hört bloß nicht hin.“

Doch Quijote war schon im Rausch. Seine Augen glänzten, seine Hände krampften sich um die Zügel. „Eine Prinzessin, sagst du? Eine holde Maid, die vielleicht in Not ist? Dulcinea selbst könnte sie geschickt haben, als Prüfung für mich! O, heiliger Himmel, das ist kein Zufall – das ist Schicksal!“

Sancho zog eine Grimasse. „Schicksal? Herr, das ist höchstens ein Umzug mit viel zu viel Gepäck. Und wenn ihr euch da einmischt, dann jagen uns ihre Diener mit Peitschen davon. Ich seh’s schon.“

Der Händler grinste breit, kaute auf einem Stück Brot. „Misch dich ruhig ein, Ritter. Am Ende lacht sie dich vielleicht aus, so wie alle anderen.“

Quijote aber nickte feierlich. „Nein. Sie wird mich erkennen. Eine Prinzessin erkennt immer ihren Beschützer. Sie wird in mir sehen, was die Welt nicht sieht – den Helden, der ihr bestimmt ist.“

Sancho schlug sich die Hand vors Gesicht, murmelte: „Wenn sie was in euch sieht, dann wahrscheinlich die nächste Lachnummer.“

Der Händler fuhr weiter, kichernd, und ließ Staub zurück.

Quijote aber starrte in die Ferne, als habe er schon die Krone im Blick.

Sancho stapfte nebenher, schwitzend, das Gesicht voller Staub, und murmelte: „Herr, ich sag’s euch noch mal: Das ist keine Prinzessin, das ist ’ne Händlerstochter. Die hat mehr Schmuck als Verstand und mehr Diener als ihr Zähne im Maul habt. Wenn ihr euch da einmischt, landet ihr im Graben. Ich schwör’s euch.“

Quijote nickte ernst, als habe er gerade eine Weissagung empfangen. „Genau, Sancho. Du sprichst wie ein Prophet. Ein Graben, sagst du? Ein Graben der Prüfung! Und Diener – ah, Diener sind nichts anderes als verkleidete Ritter, die mich herausfordern werden. Dulcinea testet mich erneut.“

Sancho stöhnte, rautte sich die Haare. „Herr, wenn ich sag, dass ihr aufhören sollt, nehmt ihr’s als göttliche Aufforderung weiterzumachen. Wenn ich sag, es ist Schwachsinn, dann nennt ihr’s Prophezeiung. Egal, was ich sag – ihr hört nur, was ihr hören wollt.“

Quijote zog die Brust raus, die Lanze hoch. „Sancho, deine Worte sind wie Fackeln, die meinen Weg erhellen. Du bist mein Orakel, auch wenn du dich selbst nicht erkennst. Jeder deiner Flüche ist ein Fingerzeig des Schicksals!“

Sancho blieb stehen, schlug sich mit der Faust an die Stirn. „Verdammt, dann halt ich lieber die Fresse. Vielleicht hör ich irgendwann auf, dein Schicksal zu sein.“

Quijote lachte, verklärt, und deutete in die Ferne. „Siehst du, selbst dein Schweigen ist ein Zeichen! Der Himmel selbst will, dass wir weiterziehen!“

Sancho murmelte: „Herr, mein Schweigen ist höchstens ’ne Pause zwischen zwei Flüchen. Und gleich kommt der nächste.“

Doch Quijote war längst wieder auf Wolke sieben, und Sancho stapfte hinterher, ein Mann, der langsam einsah, dass jeder seiner Sätze zum Treibstoff des Wahnsinns wurde.

Die Landstraße endete irgendwann, ging über in einen schmalen Pfad, der zwischen dornigen Büschen und verkrüppelten Bäumen verlief. Kein Dorf mehr, keine Schenke, nur Staub, Steine und das Summen von Fliegen.

Quijote ritt vorneweg, die Lanze erhoben, als führe er ein Heer unsichtbarer Krieger. Sein Gesicht war verbrannt von der Sonne, die Augen glühten, als sehe er im Dornengestrüpp schon die Banner einer feindlichen Armee. „Sancho! Spürst du’s? Die Luft ist schwer von Omen. Jeder Schritt bringt uns näher an das Abenteuer, das die Welt verstummen lässt!“

Sancho schleppte sich hinterher, zog den Esel am Strick, sein Bauch leer, sein Kopf dröhnend. „Was ich spür, Herr, ist Blasen an den Füßen und ein Loch im Magen. Die einzige Luft hier ist voller Staub und Gestank. Wenn das Omen ist, dann sagt’s mir: ‚Sancho, du wirst bald verrecken.‘“

Eine Krähe krächzte, hoch oben auf einem verdorrten Ast. Quijote zeigte hinauf. „Hörst du das? Eine Botenstimme! Sie kündigt Gefahr und Ruhm!“

Sancho knurrte: „Herr, das ist ’ne Krähe. Die kündigt höchstens an, dass irgendwo ’n Aas liegt – wahrscheinlich wir, wenn wir so weitermachen.“

Quijote lachte laut, stolz, während der Gaul über einen Stein stolperte. Sancho fluchte, zog den Esel fester. „Scheiße, Herr, wir gehen tiefer in die Wildnis, tiefer in den Hunger, tiefer in den Wahnsinn. Und ich frag mich: Wieso folg ich euch eigentlich noch? Vielleicht, weil ich dümmer bin als ihr.“

Doch er stapfte weiter, weil Umkehren nie eine echte Option gewesen war.

Die Sonne hing tief, die Luft flimmerte, als der Pfad plötzlich auseinanderlief: links ein breiter, ebener Weg, sanft den Hügel hinab, rechts ein steiniger, schmaler, voll Dornen und Geröll.

Sancho blieb stehen, zeigte sofort nach links. „Da lang, Herr. Da gibt’s vielleicht Wasser, vielleicht ein Dorf, vielleicht ’ne Schenke. Und auf jeden Fall weniger Blasen an meinen Füßen.“

Don Quijote aber starrte auf den rechten Pfad, die Augen glänzend. „Nein, Sancho. Siehst du’s nicht? Zwei Wege, zwei Schicksale. Der leichte ist für die

Feigen. Der schwere ist der Weg der Helden. Dulcinea ruft uns dorthin, wo das Blut fließt und die Dornen reißen.“

Sancho ließ die Arme hängen, der Esel schnaubte müde. „Herr, mein Blut fließt schon, und meine Dornen stecken schon tief genug. Ich will links. Links ist mein Schicksal – Schinken, Wein und Schlaf.“

Quijote hob die Lanze, deutete in die Dornen. „Der Himmel prüft uns, Sancho! Wer links geht, geht ins Vergessen. Wer rechts geht, geht in die Geschichte!“

Sancho startete in den Dornenpfad, dann in den Himmel, murmelte: „Scheiße. Geschichte oder nicht, das wird weh tun.“ Er seufzte, griff fester nach dem Eselstrick und stapfte hinterher, den Blick auf die Dornen gerichtet.

„Herr,“ murmelte er, „wenn das wirklich das Schicksal ist, dann hoff ich, es hat wenigstens 'ne Schenke am Ende.“

Und so verschwanden sie im stacheligen Dämmerlicht – ein Ritter voller Wahn, ein Knappe voller Flüche, beide gefangen in einem Abenteuer, das schon begann, sie aufzufressen.

Der Kampf um eine unechte Prinzessin

Die Sonne hing wie ein rostiger Nagel am Himmel, als sie den Zug kommen sahen: zwei Wagen, schwer beladen, gezogen von Ochsen, begleitet von einer Handvoll Dienern mit Knüppeln in den Händen. Vorne ritt der Händler selbst, fett, rotgesichtig, mit einer Goldkette am Hals, die in der Sonne glitzerte.

Doch Quijotes Blick blieb sofort am zweiten Wagen hängen. Dort saß sie – jung, in bunten Kleidern, das Haar im Licht glänzend, das Gesicht hübsch, aber gelangweilt, die Hände voll Ringe. Eine Händlerstochter auf der Reise, nicht mehr, nicht weniger.

Sancho sah's und dachte: *Eine reiche Göre mit zu viel Schmuck. Mehr nicht.*

Quijote dagegen keuchte, als hätte ihm der Himmel selbst einen Engel vor die Augen gesetzt. Seine Hände zitterten, die Lanze wackelte, und er flüsterte: „Sancho ... siehst du? Eine Prinzessin. Eine wahre Prinzessin, gefangen von niederträchtigen Schurken, verschleppt in den Staub.“

Sancho blieb stehen, spuckte in den Boden. „Herr, das ist keine Prinzessin. Das ist die Tochter von einem Händler, der wahrscheinlich mehr Steuern zahlt als wir beide Hirngespinnste zusammen. Sie ist gelangweilt, nicht gefangen. Die einzigen Schurken hier sind die Diener, die uns gleich den Schädel einschlagen, wenn ihr wieder Theater macht.“

Doch Quijote hörte nichts mehr. Seine Augen brannten, seine Brust schwoll, und er murmelte, als habe er die Stimme Dulcineas im Ohr: „Dies ist die Stunde. Ich werde sie befreien. Mein Schwert wird ihre Ketten sprengen.“

Sancho stöhnte laut. „Ketten? Herr, die einzige Kette hier hängt am Hals von ihrem fetten Vater, und die ist aus Gold. Und wenn ihr die ‚sprengt‘, reißt er euch die Eier ab.“

Aber Quijote war schon verloren, gefangen in seinem eigenen Heldenlied, während der Zug näherkam und der Staub ihre Körper wie mit einem Vorhang bedeckte.

Quijote zog die Zügel an, dass Rocinante schnaubte, als würde er ahnen, dass gleich wieder Prügel auf ihn warteten. Der Ritter hob die Lanze, die Rüstung klapperte, und er sprach, als hätte er eine Armee um sich:

„Sancho! Bei der heiligen Dulcinea, bei meinem Eid als Ritter, schwöre ich: Diese holde Prinzessin werde ich retten! Kein Schurke, kein Henkersknecht, kein gottverdammter Zauberer wird sie mir entreißen. Ihr Leid ist mein Auftrag, ihr Blick mein Lohn, ihre Freiheit mein Ruhm!“

Sancho blieb stehen, starrte ihn an und warf die Hände in die Luft. „Herr, hört doch endlich auf! Das ist keine Prinzessin. Sie ist gelangweilt, satt, und hat wahrscheinlich mehr Schuhe in ihrem Koffer, als wir je Mahlzeiten im Bauch hatten. Wenn ihr dazwischengeht, hauen die Diener euch so lang, bis ihr wirklich glaubt, die Sterne sind Engel, die euch zum Himmel tragen.“

Doch Quijote sah ihn nicht, hörte ihn nicht. Seine Augen klebten an dem Wagen, als sei er die Quelle allen Lichts. „Sancho, hör auf, mich abzuhalten. Die Welt lacht über mich, aber hier ist meine Stunde. Ich werde die Spötter zum Schweigen bringen – mit Blut, mit Mut, mit der heiligen Pflicht.“

Sancho packte ihn am Stiefel, schüttelte ihn fast vom Sattel. „Herr, wenn ihr jetzt losstürmt, dann seid ihr nicht nur der Schafritter, sondern auch der Trottel, den eine Prinzessin ausgelacht hat. Und ich schwör euch, das Lachen wird so laut, dass man’s bis in die Hölle hört!“

Doch Quijote schlug mit der Lanze in die Luft, als wäre es schon der Auftakt zur Schlacht. „Befreiung oder Tod, Sancho! Heute entscheidet sich alles!“

Sancho seufzte, spuckte in den Staub und murmelte: „Scheiße. Dann wohl Tod. Und ich darf wieder die Scherben aufheben.“

Don Quijote stieß die Fersen in Rocinantes Rippen, und der alte Gaul setzte sich stöhnend in Bewegung. Sancho brüllte ihm noch nach: „Herr, nein! Nein, verdammt noch mal, nicht schon wieder!“ – aber da war er schon unterwegs, eine wandelnde Katastrophe mit rostiger Rüstung und brennenden Augen.

Er hielt die Lanze hoch und rief den Dienern entgegen, die gerade gemütlich neben dem Wagen hergingen:

„Haltet ein, ihr nichtsnutzigen Schurken! Ihr verruchten Schergen der Finsternis! Ich, Don Quijote de la Mancha, erkenne euer niederträchtiges Werk: Ihr habt eine holde Prinzessin geraubt, um sie in Ketten in fremde Lande zu verschleppen. Doch bei Dulcinea schwöre ich: Ich werde sie befreien, koste es mein Blut!“

Die Diener blieben stehen, starrten ihn an – erst irritiert, dann brach einer los vor Lachen. „Prinzessin? Meint der die Tochter vom alten Gómez? Die sitzt im Wagen und kaut Nüsse, so königlich wie ein Esel im Stall!“

Der zweite lachte so heftig, dass er sich auf den Knüppel stützen musste. „Und der da nennt uns Schurken? Schau ihn dir an! Helm wie 'ne verbeulte Pfanne, Rüstung voller Schafscheiße, und er will uns den Hof machen. Heiliger Gott, das ist besser als ein Zirkus!“

Quijote aber richtete sich noch stolzer auf. „Ihr lacht? Natürlich lacht ihr, so wie Schurken lachen, kurz bevor sie vom Schwert der Gerechtigkeit gefällt werden! Doch euer Lachen ist euer letztes!“

Sancho kam angerannt, die Arme wedelnd. „Herr, bitte! Die lachen nicht, weil sie Schurken sind – die lachen, weil ihr ausseht, als hättet ihr euch selbst im Stall verprügelt!“

Aber Quijote hörte nichts mehr. Für ihn war es schon Schlacht.

Die Diener lachten noch, schüttelten die Köpfe und wollten schon weitergehen. „Komm, lass den Spinner reden,“ meinte einer. „Wenn wir stehen bleiben, hält er uns noch ewig mit seinem Scheiß auf.“

Doch Quijote hatte den Blick des Fanatikers, die Lanze fest in der Hand, und ehe einer blinzeln konnte, spornete er Rocinante an. Der Gaul stolperte los, klapperte, schnaufte, aber er lief – und Quijote senkte die Lanze wie ein göttliches Donnerwetter.

„Für Dulcinea! Für die Freiheit der Prinzessin!“ brüllte er, während der Staub hochschnellte.

Der erste Diener sprang zur Seite, der zweite riss überrascht den Knüppel hoch. Die Lanze krachte gegen den Holzstiel, splitterte in der Mitte, und Quijote taumelte im Sattel, als hätte ihn ein Blitz getroffen.

„Heilige Scheiße!“ fluchte einer. „Der meint das ernst!“

Sancho hielt sich den Kopf, schrie: „Herr, hört endlich auf, bevor sie euch die Knochen brechen!“

Doch Quijote war schon im Rausch, zog sein verrostetes Schwert und schwang es, als könnte er Armeen niedermähen. Er traf nichts außer Luft, aber die Pose war so verrückt, dass die Diener plötzlich wirklich sauer wurden.

„Genug Theater,“ knurrte einer. „Jetzt kriegt der Spinner, was er sucht.“

Und sie hoben die Knüppel.

Die Diener machten kurzen Prozess. Der erste schwang den Knüppel, und er traf Quijote mit einem Schlag so hart, dass der Helm schepperte wie eine alte Glocke. Quijote schwankte, aber statt umzufallen, schrie er mit hoch erhobener Klinge: „Seht, wie der Feind sich wehrt! O, welch heroische Schlacht!“

Der zweite lachte, griff einen Stein vom Boden und warf ihn. Der Brocken traf Quijote an der Schulter, er jaulte, doch sofort rief er: „Nur ein weiterer Ritterschlag! Dulcinea, ich bin dein Märtyrer!“

Sancho sprang dazwischen, hob die Hände. „He, hört auf! Er ist nur verrückt! Lasst ihn, er tut euch nichts!“

Ein Knüppel sauste und traf Sancho am Hintern, dass er quiekte wie ein Schwein. „Scheiße! Aua! Lasst doch mich raus aus dem Wahnsinn!“ Doch er bekam gleich den zweiten Hieb auf den Rücken.

Quijote, halb im Sattel hängend, schlug wild um sich, traf einen Diener nur streifend am Arm. Der Mann fluchte, packte ihn am Helm und riss ihn zu

Boden. Im Staub, im Mist, in voller Lächerlichkeit lag der Ritter, und die Knüppel hagelten auf ihn ein, bis er röchelte.

„Genug, Herr! Bitte, aufhören!“ brüllte Sancho, der selbst Prügel bezog, weil er die Schläge abfangen wollte. Seine Lippen bluteten, seine Rippen brannten.

Die Diener lachten, während sie schlugen, und riefen: „So sieht dein Ruhm aus, Ritter! So sieht deine Befreiung aus!“

Und der Staub war voll von Husten, Blut und Flüchen.

Mitten in der Staubwolke, zwischen Keuchen und Prügeln, klappte das Tuch am Wagen zurück. Ein schmales Gesicht erschien, geschmückt mit Ringen, Ohrringen und einem Übermaß an Langeweile. Die Tochter des Händlers sah das Schauspiel, legte den Kopf schief – und fing an zu lachen.

„Heilige Jungfrau,“ rief sie, „das soll ein Ritter sein? Der da, im Staub, mit Schafmist im Bart? Vater, schau dir den Narren an!“

Der fette Händler kam näher, wischte sich den Schweiß von der Stirn und grinste breit. „Ritter? Das ist höchstens ein Hofnarr auf der Flucht.“

Quijote, halb tot, blutend, blickte mit verklärt glühenden Augen zu ihr hinauf. „Fürchte dich nicht, holde Prinzessin! Ich, Don Quijote, habe mich geopfert, um dich zu retten. Für dich nehme ich Schläge, für dich blute ich, für dich ...“

Sie brach in schallendes Gelächter aus, zeigte mit dem Finger. „Für mich? Du siehst aus wie ein alter Sack Kartoffeln, den man durch den Fluss gezogen hat! Ich brauch keinen Retter, schon gar nicht einen, der nicht mal gegen einen Knüppel bestehen kann.“

Die Diener lachten mit, einer trat Quijote in die Seite, dass er keuchte. Sancho stöhnte daneben, die Hände auf dem Rücken, fluchend. „Herr, hört ihr’s endlich? Selbst die Prinzessin lacht euch aus. Eure Märchen sind nur noch Witze.“

Doch Quijote lächelte blutig, nickte, als hätte er Honig auf der Zunge. „Nein, Sancho. Ihr Lachen ... ist nur ein Schleier. Dahinter verbirgt sich Dankbarkeit. Ich weiß es. Ich fühle es.“

Sancho fiel fast um. „Herr ... ihr seid kränker als euer Gaul.“

Die Wagen zogen weiter, die Diener hatten ihre Knüppel wieder geschultert, noch grinsend über den lächerlichen Auftritt. Zurück blieben zwei Körper im Staub: Don Quijote, verdreht wie eine kaputte Vogelscheuche, und Sancho, keuchend, mit einem blutigen Ohr und einem Arsch, der brannte wie Feuer.

Quijote röchelte, drehte den Kopf, spuckte Staub und Blut aus – und lächelte verklärt. „Sancho ... wir haben eine große Schlacht geschlagen. Sieh mich an: verbeult, zerbrochen, aber unbesiegt. Die Schurken flohen, die Prinzessin ward gerettet – auch wenn sie's noch nicht weiß.“

Sancho lag neben ihm, den Kopf auf den Arm gestützt, und starrte ihn an, als sei er der größte Irrsinn Gottes. „Gerettet? Herr, die hat euch ausgelacht. Sie hat euch in Stücke gerissen – mit Worten, schlimmer als die Knüppel. Und ich ... ich hab Prügel kassiert, ohne dass mir auch nur ein Stück Brot in den Schoß gefallen ist.“

Quijote schloss die Augen, hauchte: „Das Brot des Ruhms ... ist mehr wert als jedes Mahl.“

Sancho schnaubte, lachte bitter, spuckte in den Staub. „Herr, wenn Ruhm so schmeckt, dann will ich lieber trockenes Brot und alten Wein. Wenigstens krieg ich davon keinen Bruch im Schädel.“

Sie lagen eine Weile still, während die Sonne tiefer sank und die Fliegen schon neugierig über ihre Wunden krabbelten.

Und so endete der „Kampf um eine Prinzessin“ – ein Ritter im Dreck, ein Knappe voller Flüche, und eine Welt, die weiterzog, ohne sich um ihre Märchen zu scheren.

Sancho in Versuchung

Die Nacht war lang gewesen, und der Morgen roch nach Schweiß, Staub und Pferdemist. Sancho stapfte hinter Quijote her, den Esel am Strick, und knurrte wie ein Hund, der seit Tagen keinen Knochen gesehen hatte. Sein Magen knurrte lauter als er selbst.

„Herr,“ begann er, „ich halt das nicht mehr aus. Mein Bauch klebt an meinem Rücken. Ich brauch Brot. Fleisch. Wein, viel Wein. Und wenn dazu noch 'ne Frau

käme, die mir die Flöhe aus dem Bart kämmt – dann würd ich glauben, der Himmel hat mich endlich mal nicht vergessen.“

Quijote aber drehte sich im Sattel, die Augen verklärt, die Hand erhoben, als halte er eine Predigt. „Sancho, du denkst zu irdisch. Wir sind nicht für Fleisch und Wein geboren, sondern für Ideale! Für die Ehre, für die Tugend, für die Schönheit Dulcineas. Der Leib vergeht – aber die Taten des Geistes, sie leuchten ewig!“

Sancho verzog das Gesicht, schnaubte. „Ewig? Herr, mein Bauch leuchtet jetzt schon – leer, wie 'ne Laterne ohne Öl. Und meine Taten? Die bestehen darin, euren Arsch aus der Scheiße zu ziehen, jedes Mal, wenn ihr wieder glaubt, Schafe seien Soldaten.“

Quijote nickte ernst, als hätte Sancho gerade ein Kompliment gemacht. „Siehst du, das ist es: Opfer. Der Knappe, der alles erträgt, wird in den Liedern neben seinem Herrn genannt. Dein Hunger ist dein Märtyrertum.“

Sancho blieb stehen, griff sich in den Schritt und murmelte: „Mein Märtyrertum sitzt tiefer. Da unten ist auch Ebbe. Und wenn ich noch lang ohne Wein, ohne Fleisch und ohne Frau bleib, dann kann Dulcinea mich mal – und der Himmel gleich mit.“

Quijote hob die Lanze, stolz wie immer. „Sancho, halte durch. Bald wird das Schicksal uns prüfen – und belohnen.“

Sancho stapfte wieder los, den Kopf hängen lassend, und fluchte: „Wenn das Belohnung sein soll, dann will ich Strafe. Strafe mit Brot, Wein und einem warmen Schenkel.“

Gegen Mittag tauchte ein kleines Dorf auf, Häuser schief wie betrunkene Männer, Dächer voller Moos, Zäune, die mehr Löcher als Latten hatten. Doch Sancho war das alles egal. Er hob die Nase, schnupperte – und da war er: der Duft.

Brot, frisch gebacken, die Kruste knusprig, der Teig noch warm. Dazu der Geruch von Braten, Fett, das in einer Pfanne zischte, gewürzt mit Knoblauch. Und dazwischen ein Hauch von Wein, säuerlich-süß, der schon beim Atmen in die Kehle zog.

Sancho blieb stehen, die Augen halb geschlossen, die Zunge feucht an den Lippen. „Herr ... riecht ihr das? Das ist der Himmel. Der Himmel auf Erden. Brot,

Fleisch, Wein. Ich könnte sterben, wenn ich's nicht kriege. Lieber heute tot im Bauch voll als morgen hungrig lebendig.“

Quijote aber saß steif im Sattel, als schnupperte er Weihrauch. „Ja, Sancho, ich rieche es auch. Es ist die Prüfung! Der Teufel legt uns Versuchung in den Weg, damit wir uns nicht auf das Höhere besinnen. Halte stand, mein Freund, halte stand! Lass den Leib hungern, damit die Seele wächst.“

Sancho glotzte ihn an, als wär er verrückt – was er war. „Herr, meine Seele wächst nicht. Mein Bauch schrumpft. Meine Rippen klopfen schon an die Haut und fragen, ob da noch was kommt. Wenn das hier Versuchung ist, dann sag ich: Willkommen, Versuchung, zieh dir die Schuhe aus und setz dich an meinen Tisch!“

Quijote lächelte milde, fast mitleidig. „Sancho, deine Worte sind wie die eines Kindes, das weint, weil es sein Spielzeug nicht kriegt. Doch ich sage dir: Der wahre Ritter hungert gern, wenn es der Ehre dient.“

Sancho rieb sich den Bauch, der knurrte wie ein wütender Hund. „Herr, der wahre Knappe hungert nicht gern. Er frisst, wenn er die Chance kriegt. Und wenn ihr noch einen Satz von Ehre sagt, bei Gott, ich beiß euch ins Bein und tu so, als wär's ein Schinken.“

Im Dorf schlug eine Tür auf, und der Duft wurde noch stärker. Sancho taumelte fast vor Sehnsucht.

Im Schatten einer niedrigen Schenke stand eine Frau, Arme verschränkt, der Busen schwer im Mieder, das Gesicht rau, aber nicht ohne Feuer. Sie musterte Sancho, der stehen geblieben war wie ein Hund vor'm Knochen.

„He, Bauer,“ rief sie, „du siehst aus, als wärst du kurz vorm Umfallen. Willst du Brot? Willst du Fleisch? Willst du Wein?“

Sancho nickte heftig, die Augen groß. „Ja! Ja, heilige Frau, alles davon – und am besten sofort!“

Sie grinste schief, entblößte eine Zahnlücke, die ihr kein Stück den Reiz nahm. „Kostet aber. Münzen. Oder ... Dienste.“ Sie ließ die Worte hängen, die Augen glitten langsam über seinen Körper, nicht ohne Spott.

Sancho schluckte, wischte sich den Sabber vom Mund. „Münzen ...“ murmelte er und griff in die Tasche. Nichts als ein paar Kupferstücke, kaum genug für

einen halben Krug. Er lachte bitter. „Nicht viel. Aber Dienste ...“ Seine Stimme brach, er räusperte sich, sein Blick klebte an ihrem Ausschnitt.

Die Wirtin grinste breiter. „Na, ich kann mir was vorstellen. Holz hacken, Wasser schleppen ... vielleicht auch was anderes, wenn du nicht gleich umkippst.“

Sancho wackelte, schwitzte, das Herz pochte. Sein Bauch schrie nach Brot, sein Hals nach Wein, und etwas weiter unten rührte sich auch ein alter Hunger. Er sah die Schenke, er roch den Braten – er war verloren, wenn er noch einen Schritt näherging.

„Herr,“ rief er schwach nach hinten, wo Quijote auf Rocinante thronte, „ich ... ich klär nur was Wichtiges. Ganz kurz.“

Die Wirtin lachte, wischte sich die Hände an der Schürze ab. „Komm rein, Kleiner. Ich geb dir was, das füllt mehr als nur den Bauch.“

Sancho sog die Luft ein, schwankte zwischen Gier und Schuld, während sein Bauch lauter knurrte als alle Glocken der Mancha zusammen.

Kaum hatte Sancho den Fuß in Richtung Schenke gesetzt, da räusperte sich jemand übertrieben laut. Don Quijote saß auf Rocinante wie ein verbeulter Erzengel, die Lanze in der Hand, die Augen streng wie die eines Pfarrers am Beichtstuhl.

„Sancho!“ donnerte er. „Halt ein! Was tust du da? Weißt du nicht, dass jede falsche Lust, jedes Stück Brot, das nicht durch Ehre verdient ist, ein Dolchstoß ins Herz der Tugend ist? Dulcinea selbst würde erröten, sähe sie dich so lüstern einem Braten und einer Bäuerin nachstarren.“

Sancho drehte sich langsam um, der Sabber noch im Bart, die Knie weich. „Herr ... das ist kein Dolchstoß. Das ist Hunger. Und Durst. Und ... na ja ... ein bisschen mehr. Ich bin ein Mann, kein Heiliger.“

Doch Quijote hob die Hand, als schwöre er den Eid der Reinheit. „Sancho, ich dulde keinen Verrat. Nicht an mir, nicht an dir, nicht an Dulcinea. Dein Bauch mag knurren, dein Hals mag brennen – doch wahrer Ruhm stillt nicht den Leib, sondern die Seele! Wer dem Wein nachläuft, wird im Dreck der Schande enden. Wer aber standhält, wird erhoben in die Ewigkeit!“

Die Wirtin hinter der Tür lachte laut. „Ewigkeit? Der einzige ewige Schatz hier ist mein Braten, Ritter. Und der geht gleich an jemand anderen, wenn dein Knappe nicht reinkommt.“

Sancho kratzte sich am Bauch, seufzte. „Herr, ich schwör euch: zwischen Ewigkeit und Braten wähl ich den Braten. Aber leider hock ich an eurer Seite fest, und ihr macht mir jeden Bissen zur Sünde.“

Quijote nickte streng, als sei er der Papst persönlich. „Dann entscheide, Sancho: Der Weg des Ruhms oder der Weg des Bauches.“

Sancho murmelte: „Scheiß Entscheidung ...“ und trat zurück, während ihm der Duft von Brot und Fleisch wie eine Ohrfeige ins Gesicht schlug.

Sancho stand da wie ein Mann, der zwischen zwei Schlingen hängt. Links die Schenke mit dem Brot, dem Braten, dem Wein, der warmen Schürze der Wirtin. Rechts der alte Narr im Sattel, der von Ehre und Dulcinea faselte.

Sein Magen knurrte wie ein Tier, das kurz davor war, ihm die Rippen von innen durchzubeißen. Seine Kehle war so trocken, dass selbst Staub wie ein Festmahl wirkte. Und tiefer unten regte sich ein anderes Bedürfnis, das seit Wochen brachlag.

„Herr ...“ begann er leise, „was nützt mir die Treue, wenn ich dabei krepier? Mein Bauch braucht Brot, kein Ruhm. Mein Herz braucht Wein, keine Tugend. Und mein Schwanz ... na ja, der braucht auch was, und sicher nicht Dulcinea, die nur in euren Träumen existiert.“

Quijote schüttelte den Kopf, streng wie ein Beichtvater. „Sancho, du sprichst wie ein Sünder am Rande des Abgrunds. Deine Worte sind Schlangen, die dich fesseln wollen.“

Sancho presste die Hände auf den Bauch, keuchte. *Scheiße, wenn das so weitergeht, fress ich mein eigenes Hemd.* Er sah wieder zur Schenke, sah die Wirtin, die ihm aufreizend mit dem Braten wedelte.

Dann zurück zu Quijote, der ihn anstarrte, als prüfe er sein Innerstes.

„Herr,“ murmelte Sancho, „ihr wollt, dass ich stark bin. Aber ich bin kein Held. Ich bin hungrig, durstig, müde und einsam. Ich bin nur ein Mann, und Männer brechen irgendwann.“

Die Stille war schwer. Der Duft von Fleisch mischte sich mit dem Staub der Straße.

Sancho trat einen halben Schritt Richtung Schenke – und blieb dann doch stehen.

Er fluchte, laut, hässlich, so dass selbst die Krähen aufflogen. „Verdammt noch mal! Ihr macht mich noch zum Heiligen wider Willen. Und Heilige sind immer die hungrigsten Schweine.“

Sancho stand noch immer wie angewurzelt, der Speichel lief ihm fast aus dem Mund. Die Wirtin grinste breit, hielt ihm ein Stück Brot hin, so frisch, dass der Dampf noch aus der Kruste quoll.

„Komm schon, Kleiner,“ rief sie. „Nur ein Bissen. Nur ein Schluck. Mehr braucht’s nicht.“

Sein Bauch heulte. Seine Knie wackelten. Einen Moment war er schon drauf und dran, alles zu vergessen – Quijote, Dulcinea, die Ehre, den ganzen verdamnten Ritterkram.

Doch dann hörte er Quijotes Stimme, streng, pathetisch, wie ein eiserner Hammer: „Sancho! Denk an deinen Eid. Denk an die Treue. Denk daran, dass du mehr bist als dein Hunger.“

Sancho ballte die Fäuste, riss die Augen vom Brot weg, als sei es Gift. Er schrie laut, dass es durch die Gasse hallte: „Scheiße! Ich verzichte! Friss deine Versuchung allein, Welt, ich bleib beim alten Irren!“

Die Wirtin zog eine Augenbraue hoch, lachte hässlich. „Dein Pech, Bauer. Dann verhungerst du an seiner Seite.“ Und sie biss selbst genüsslich ins Brot, dass es krachte.

Sancho drehte sich weg, die Augen voller Tränen – nicht aus Rührung, sondern aus Schmerz. „Verdammt,“ murmelte er, „ich hätt jetzt alles für einen Krümel getan. Alles.“

Quijote nickte feierlich, als hätte Sancho gerade einen Drachen erschlagen. „Sancho, mein treuer Freund, du hast der Welt gezeigt, dass du ein Mann der Tugend bist.“

Sancho knurrte, spuckte in den Staub. „Scheiß Tugend. Mein Magen hat’s nicht verstanden. Der hält mich jetzt für den größten Idioten der Welt.“

Und er griff sich den Bauch, der so laut knurrte, dass selbst Rocinante nervös die Ohren spitzte.

Sie zogen weiter, weg vom Dorf, weg vom Duft von Brot und Braten, während Sancho schleppte wie ein Mann, dem man die Seele aus dem Leib gerissen hatte. Sein Bauch knurrte so laut, dass es wie Trommeln im Abendwind klang.

Quijote sah ihn voller Stolz an, die Lanze hoch, die Augen verklärt. „Sancho, mein treuer Gefährte! Du hast widerstanden. Du hast gezeigt, dass du mehr bist als ein Bauch auf zwei Beinen. Du bist Tugend in Menschengestalt! Ein Held ohne Krone, aber mit Reinheit im Herzen.“

Sancho starrte ihn an, entgeistert, und murmelte: „Herr, ich bin kein Held. Ich bin ein Idiot. Der größte Idiot, der je an einer Schenke vorbeigegangen ist, während Wein und Brot auf ihn gewartet haben. Ich hab nicht gesiegt – ich hab verloren. Und zwar gegen mich selbst.“

Quijote nickte, hörte aber nur, was er hören wollte. „Nein, Sancho. Du hast gewonnen. Die Welt wird eines Tages von dir singen.“

Sancho lachte trocken, bitter, fast hysterisch. „Singen? Ja, vielleicht. Aber das Lied wird heißen: *Sancho, der Dumme, der auf Wein und Weiber verzichtete, um einem Spinner nachzulaufen*. Und ich schwör dir, Herr, das wird das traurigste Lied der ganzen Mancha.“

Er griff sich an den Bauch, der wieder knurrte, und schüttelte den Kopf. „Scheiß auf Tugend. Tugend macht nicht satt.“

Doch Quijote ritt weiter, verklärt, als hätte er gerade einen neuen Ritter erschaffen.

Und Sancho trottete nebenher, knurrend, fluchend, mit dem Gefühl, dass er gerade den schlechtesten Handel seines Lebens gemacht hatte.

Ein Königreich auf der Insel Barataria

Sie führten ihn hin – Sancho Panza, Bauer, Knappe, geprügelt, hungrig – und plötzlich standen Diener um ihn herum, mit ernsten Gesichtern, als wäre er gerade aus dem Himmel gefallen. Einer verkündete mit viel Geschwafel: „Im Namen der Herzöge wirst du, Sancho Panza, heute eingesetzt als Gouverneur der Insel Barataria!“

Sancho blinzelte, schnappte nach Luft. „Ich? Gouverneur? Ihr macht Witze. Ich kann nicht mal meinem Esel befehlen, dass er nicht in meinen Schuh scheidet.“

Doch sie nickten ernst, die Trompeten dröhnten, und Quijote sah ihn an, voller Stolz, als hätte er seinen Sohn zum König gekrönt. „Sancho,“ rief er, „der Himmel hat dich erhoben! Du bist Herrscher, ein Fürst, ein Mann der Gerechtigkeit!“

Sancho hörte nur eins: Herrscher = Essen, Wein, Frauen. Sein Bauch machte einen Freudensprung, seine Zunge lief über die Lippen. „Also ... das heißt ... ich krieg jetzt Braten, Wein, ein Bett ohne Flöhe? Und keiner haut mich mit 'nem Knüttel, wenn ich einschlaf?“

Ein Diener trat vor, verbeugte sich. „Euer Gnaden, alles, was Ihr wünscht, wird Euch gereicht.“

Sancho kicherte, fast hysterisch. „Alles, was ich wünsch? Dann fangt an mit 'nem gebratenen Schwein, drei Krügen Wein und einer Frau, die mich nicht gleich auslacht, wenn ich die Hose runterlass.“

Die Menge lachte, aber er meinte es ernst. Quijote strahlte, als hörte er ein Heldenlied. „Sancho, regiere mit Weisheit. Dulcinea sieht dich.“

Sancho grinste, die Zähne gelb, die Augen feucht vor Gier. „Scheiß auf Weisheit. Ich will endlich fressen. Und wenn das Regieren heißt – dann bin ich der geborene Gouverneur.“

Sancho saß auf einem viel zu großen Stuhl, der ihm die Beine baumeln ließ wie einem Kind. Aber das war ihm scheißegal – denn vor ihm türmten sie Teller auf Teller. Braten, glänzend vom Fett. Brot, warm und schwer. Käse, der noch nach Stall roch. Und Krüge Wein, dunkelrot, schwer und süß.

Er griff zu, ohne Zögern, stopfte sich Brot in den Mund, riss Fleisch mit den Zähnen, dass das Fett über sein Kinn lief. „So, DAS,“ prustete er mit vollem

Maul, „das ist Regieren! Wer mir sagt, dass Macht was anderes heißt, hat noch nie auf diesem Stuhl gesessen.“

Diener schauten sich verstohlen an, aber sie gehorchten, brachten mehr. Einer fragte vorsichtig: „Euer Gnaden ... vielleicht etwas Gemüse?“

Sancho brüllte, Wein tropfte ihm vom Bart: „Gemüse ist für Ziegen! Mehr Schwein! Mehr Wein!“

Er hob den Krug, trank, schüttete sich die Hälfte über die Weste, lachte dreckig. „Herrschaft ... das schmeckt nach Fett und nach Alkohol. Und ich sag euch eins: ich könnte mich dran gewöhnen.“

Quijote, der am Rand stand, nickte feierlich, als sehe er eine Krönung. „Sancho, du isst wie ein Herrscher, und du redest wie ein Fürst. Aber vergiss nicht die Weisheit – Macht ist nicht nur Bauch, sondern Geist.“

Sancho rülpste laut, so dass selbst die Diener zusammenzuckten. „Geist? Mein Geist sagt: noch ein Krug. Und mein Bauch sagt: weitermachen.“

Die Halle füllte sich mit Schmatzen, Schlürfen, Rülpsen – Sancho Panza, der Bauer, ertrank in seinem Traum aus Fett und Wein, und glaubte, König zu sein.

Kaum hatte Sancho den dritten Krug geleert und das letzte Stück Schwein mit den Fingern vom Knochen gerissen, da traten zwei Bauern vor, barfuß, mit Gesichtern wie aus Leder. Sie verbeugten sich unbeholfen und murmelten: „Euer Gnaden, wir bitten um Gerechtigkeit.“

Sancho schluckte, wischte sich das Fett am Ärmel ab. „Gerechtigkeit? Na, dann mal los. Aber schnell – mein Bauch verdaut grad, und ich werd schläfrig.“

Der erste Bauer sprach: „Der Nachbar da hat mir eine Ziege gestohlen!“

Der zweite rief sofort: „Lüge! Sie kam von allein über den Zaun. Ziegen wissen, wo sie's besser haben!“

Die Diener schauten gespannt, Quijote nickte feierlich, als erwarte er eine göttliche Entscheidung.

Sancho rieb sich die Stirn, der Wein surrte in seinen Adern. „Gut. Wenn die Ziege freiwillig über den Zaun ging, dann gehört sie dem, bei dem sie jetzt steht. Punkt.“

Der erste Bauer schrie: „Aber sie war meine!“

Sancho hob den Finger, verschmiert vom Fett. „Dann hättest du den Zaun höher bauen sollen. Ende der Verhandlung.“

Die Halle brach in Gelächter aus. Der zweite Bauer lachte dreckig, der erste fluchte, und Sancho grinste, zufrieden mit seiner Logik.

Kaum wollte er sich wieder an den Krug hängen, da kam schon der nächste: ein altes Weib mit einem Huhn unterm Arm. „Euer Gnaden, er da hat mein Huhn getötet!“

„Und wieso?“ fragte Sancho, halb gähnend.

„Weil's in seinen Garten lief!“

Sancho sah sie beide an, schlürfte Wein und sprach: „Dann isst er das Huhn, und du kriegst sein nächstes Ei. Fertig.“

Die Leute kicherten, manche waren wütend, manche verwirrt. Sancho schüttelte den Kopf. „Gerechtigkeit, pah. Alles nur Ziegen, Hühner und Gejammer. Wenn das Regieren ist, dann war mein Hof ein Königreich.“

Quijote aber strahlte. „Sancho, du sprichst mit Weisheit, die Bauernlogik übertrifft alle Gesetze der Welt!“

Sancho grinste schief. „Oder sie ersäuft alles im Wein, genau wie mein Verstand grad.“

Es hörte nicht mehr auf. Kaum hatte Sancho das Huhn-Fall abgeschlossen, da stand schon der nächste Bauer da: „Euer Gnaden, er da hat meine Kuh geschwängert!“

Sancho blinzelte, der Wein dröhnte. „Und was willst du von mir? Glückwunschkarten?“

Der Mann schrie: „Ich will Schadenersatz!“

Sancho kratzte sich am Kopf. „Wenn deine Kuh schwanger ist, hast du doch mehr davon. Sei froh, dass der Bulle vom Nachbarn sie hübsch fand. Klage abgelehnt.“

Die Halle lachte, der Kläger tobte.

Dann kam ein Kind, das weinte: „Herr Gouverneur, er da hat mir meinen Ball geklaut!“

Sancho rollte die Augen. „Gib den Ball zurück, sonst klau ich dir deine Zähne. Nächster!“

Und so ging es weiter – Streit um Felder, um einen Sack Mehl, um eine Schaufel. Sancho saß auf seinem Stuhl, der Bauch schwer vom Braten, der Kopf dumpf vom Wein, und mit jeder Klage wurde er müder.

Er versuchte, mit Sprüchen durchzukommen:

- „Wer schreit, hat Unrecht.“
- „Wer eine Ziege verliert, soll ’nen Hund anschaffen.“
- „Teilt das Brot, und hört auf zu flennen.“

Manche lachten, manche waren sauer, keiner war zufrieden.

Quijote stand am Rand, funkelte vor Begeisterung. „Seht ihr? Sancho, mein Knappe, er spricht wie Salomo, er urteilt mit Herz und Verstand!“

Sancho lehnte sich zurück, rieb sich den Bauch, der nun schon zwickte. „Wenn das hier Weisheit ist, dann ist Weisheit nichts als ein Kater ohne Ende. Ich dachte, regieren heißt fressen, saufen, schlafen. Aber hier ist’s nur Jammern, Geheul und endlose Idioten, die meinen, ihre Hühner wären wichtiger als mein Wein.“

Er rülpste, laut, dass die Halle kurz still wurde. „So. Nächster.“

Es war kein Zufall mehr, dass die Klagen immer dümmter wurden. Hinter den Vorhängen kicherten die Herzöge, die das ganze Spiel eingefädelt hatten. Sie schickten verkleidete Diener, die sich als Bauern ausgaben, nur um den „Gouverneur“ Sancho vorzuführen.

Da kam einer, der rief: „Herr Gouverneur, mein Nachbar sagt, die Sonne gehört ihm, weil sie zuerst auf sein Dach scheint!“

Sancho blinzelte, der Wein machte die Welt schwammig. „Die Sonne gehört keinem. Und wenn sie dir zu hell ist, bau ’ne verdammte Mauer. Nächster.“

Die Halle lachte. Hinter den Vorhängen kicherten die Edelleute.

Dann trat eine Frau auf, rief: „Herr Gouverneur, mein Mann schläft immer bei der Nachbarin. Ich fordere Strafe!“

Sancho gähnte. „Wenn er lieber dort liegt, dann bist du wohl die Strafe genug. Nächster.“

Das Gelächter schwoll an, Quijote nickte ernst wie ein Richter, der göttliche Weisheit hört.

Und schließlich kam ein alter Mann, mit einem Stock, schrie: „Herr Gouverneur, er da hat meinen Schatten gestohlen!“

Sancho starrte ihn an, schlug die Hände vors Gesicht und murmelte: „Heilige Scheiße ... jetzt klagt schon der Schatten. Ich sag euch eins: wenn noch einer kommt, der mir die Luft klaut, dann geb ich mein Amt sofort ab.“

Die Halle tobte, die Herzöge weinten vor Lachen. Sancho wischte sich den Schweiß ab, schwankte in seinem Stuhl und dachte: *Das hier ist kein Regieren. Das ist ein Zirkus. Und ich bin der fette Clown in der Manege.*

Sancho saß in seinem großen Stuhl, die Beine schwer, der Bauch gespannt wie ein überfülltes Fass. Er hatte gefressen, bis ihm schlecht war, gesoffen, bis die Zunge taub wurde, und sich „Herr Gouverneur“ nennen lassen, bis ihm das Wort im Ohr klingelte wie ein schlechtes Lied.

Jetzt aber ... der Wein brannte im Kopf, das Fleisch lag wie Steine im Magen, und die Klagen der Bauern schrien immer noch durch den Saal.

„Euer Gnaden! Mein Nachbar pinkelt in meinen Brunnen!“

„Euer Gnaden! Sein Hund hat meinen Hahn erschreckt!“

„Euer Gnaden! Er schuldet mir drei Bohnen!“

Sancho schlug die Hände vors Gesicht. Alles drehte sich, sein Schädel pochte, und er fühlte sich elender als damals, als die Räuber ihn an den Füßen aufgehängt hatten.

Scheiße, dachte er, ist das Macht? Fressen, saufen und dann den Müll anderer Leute anhören, bis man selbst zum Müll wird?

Quijote stand am Rand, stolz wie immer. „Sancho, dein Name wird leuchten. Deine Urteile sind weise, dein Bauch stark, dein Geist erhaben.“

Sancho hob den Kopf, seine Augen glasig, und murmelte: „Erhaben? Herr, ich fühl mich wie ein vollgefressenes Schwein, das auf den Schlachthof wankt. Macht ist nichts als ein Kater im Kopf und ein Stein im Bauch.“

Die Diener tuschelten, die Herzöge kicherten im Hintergrund. Sancho stöhnte laut, hielt den Bauch und dachte: *Wenn das hier Herrschen ist, dann war mein Esel mehr König, wenn er frei geschissen hat.*

Die Halle war leer, die Bauern weg, die Diener müde, die Herzöge hinter den Vorhängen schon wieder am Kichern über den „Gouverneur“. Nur Sancho blieb zurück, auf seinem zu großen Stuhl, den Bauch voll, den Kopf dumpf, das Herz leer.

Er starrte auf die Reste: Knochen, die wie Leichen auf den Platten lagen. Krüge, halb leer, Wein verschüttet über den Boden wie Blut nach einer Schlacht.

„So,“ murmelte er, „das ist also die Insel Barataria. Mein Reich. Mein Königreich. Mein verdammter Magenkater.“

Quijote trat zu ihm, legte ihm die Hand auf die Schulter, stolz wie ein Vater: „Sancho, du regierst mit Weisheit, wie es nur ein Mann der Tugend kann. Dulcinea würde dich preisen.“

Sancho grinste schief, die Augen müde, die Stimme trocken. „Herr, wenn Dulcinea mich so sieht, dann kotzt sie wahrscheinlich schneller, als ich Wein saufen kann. Ich bin kein König. Ich bin ein Bauer im Kostüm. Und ehrlich? Ich wär lieber wieder arm, hungrig, mit meinem Esel – aber ohne all das Theater. Wenigstens war der Hunger echt. Wenigstens wusste ich dann, wer ich war.“

Er stand auf, schwankte, klopfte sich den Wein vom Hemd und rülpste. „Scheiß auf die Krone. Sie passt mir nicht. Ich geb sie zurück – die Herzöge können sich damit den Arsch abwischen.“

Quijote starrte ihn an, fassungslos. „Sancho! Ein Königreich zurückweisen?“

Sancho lachte bitter, kratzte sich am Bauch. „Ein Königreich? Das hier war nie eins. Das war 'ne Bühne. Und ich war der Clown. Danke, aber nein danke.“

Und so trat er hinaus in die Nacht, ein Bauer, der kurz König gespielt hatte – und feststellte, dass die Freiheit auf einem Esel tausendmal süßer schmeckte als ein Thron aus Lügen.

Sancho regiert – und leidet

Sancho hatte kaum die Augen zugemacht. Der Wein gluckerte noch in seinem Bauch, das Fleisch lag quer wie ein Stein, und der Traum war süß gewesen: er, allein mit einem Braten, drei Krügen und einer Frau, die ihn nicht auslachte.

Doch die Realität knallte ihn raus wie ein Kneipenschläger. Diener polterten in die Kammer, rissen die Vorhänge auf, Licht wie Messer in die Augen. „Euer Gnaden, aufstehen! Das Volk wartet!“

Sancho stöhnte, zog sich die Decke über den Kopf. „Scheiß Volk. Soll warten. Ich brauch erst mal 'nen Rülps, 'nen Piss und ein Stück Brot.“

Aber sie zerrten ihn hoch, stopften ihn in ein viel zu schweres Gewand, setzten ihm eine Mütze auf, die wie ein Witz aussah. Er taumelte auf die Beine, die Knie weich vom Suff.

Draußen im Hof: eine Schlange von Leuten. Bauern, Weiber, Kinder, alles mit Beschwerden, Forderungen, Gejammer.

„Euer Gnaden, mein Nachbar klaut mir Wasser!“

„Herr Gouverneur, er sagt, mein Hund hat Flöhe gebracht!“

„Mein Mann kommt nicht heim, ich will ihn eingesperrt sehen!“

Sancho rieb sich den Schädel, die Augen rot, der Mund trocken wie Stroh.

„Heilige Scheiße ... ist das hier regieren? Kein Frühstück, kein Schlaf, nur Gequäke?“

Die Herzöge standen am Balkon, grinnten über beide Backen, als sähen sie ihr bestes Theaterstück.

Quijote aber nickte feierlich aus der Ecke. „Sancho, halte durch. So beginnt jeder große Regententag: mit Mühen, mit Opfern, mit dem Schrei des Volkes.“

Sancho knurrte. „Herr, wenn das hier der Schrei des Volkes ist, dann will ich lieber den Schrei von 'nem Braten hören, der auf den Spieß kommt.“

Und der Morgen war noch nicht mal richtig angefangen.

Sancho schleppte sich auf den Stuhl, den sie „Thron“ nannten. Er setzte sich schwerfällig, der Bauch drückte, der Kopf hämmerte. Ein Schreiber mit Gänsefeder wartete, als sei das hier das höchste Gericht des Landes.

Der erste Kläger trat vor: ein Bauer mit einem Seil in der Hand. „Euer Gnaden, mein Nachbar bindet seinen Esel an meinen Pfahl. Das ist Diebstahl!“

Sancho kratzte sich am Bart. „Wenn der Esel an deinem Pfahl steht, dann bind ihn los. Ende. Nächster.“

Die Leute murmelten, die Herzöge grinnten im Hintergrund.

Der nächste kam: eine Frau mit wirrem Haar. „Herr Gouverneur, mein Nachbar hat mein Lachen gestohlen!“

Sancho blinzelte. „Dein ... Lachen? Wie zur Hölle klaut man ein Lachen?“

„Er beleidigte mich,“ kreischte sie. „Seitdem kann ich nicht mehr lachen!“

Sancho schlug sich die Hand vor die Stirn. „Dann lach jetzt. Klage abgelehnt.“

Die Menge gröhlte, einige lachten wirklich, und der Schreiber schrieb mit, als sei's ein Urteil des Himmels.

Dann kam ein Kerl mit einem Sack. „Herr, dieser Sack ist halb meiner, halb seiner. Aber er sagt, es sei alles seiner.“

Sancho startete, der Wein im Kopf machte alles verschwommen. „Teilt den Sack in zwei. Jeder kriegt die Hälfte. Wenn's Weizen ist, backt jeder sein Brot. Wenn's Scheiße ist, habt ihr beide Scheiße. Nächster.“

Die Leute lachten, manche jubelten, manche buhten. Die Herzöge hielten sich die Bäuche vor Vergnügen.

Sancho lehnte sich zurück, schnaubte. „Herrschen, pah. Das ist nicht mehr als Babysitten für ein Dorf voller Verrückter.“

Quijote nickte, stolz. „Sancho, du bist ein wahrer Salomo.“

Sancho murmelte: „Wenn Salomo so regiert hat, dann wundert mich nicht, dass er irgendwann nur noch gesoffen hat.“

Sancho saß auf seinem „Thron“, schwitzend wie ein Schwein am Spieß. Sein Bauch, der gestern noch jubelte über Schwein und Käse, war heute ein Stein, der sich drehte, knurrte, rebellierte. Jede Bewegung schickte ihm Säure die Kehle hoch.

Sein Kopf hämmerte, als würde ein Schmied darin den ganzen Tag Nägel schlagen. Die Augen rot, die Lider schwer, als hätten sie Bleigewichte. Der Wein hatte seine Kehle verbrannt, die Zunge fühlte sich an wie ein alter Lappen.

Und doch schob man ihm weiter Klagen hin. Stimmen wie Moskitos, nervig, schrill, endlos.

„Herr Gouverneur, er hat meine Bohnen gestohlen!“

„Herr Gouverneur, er beleidigte meine Ziege!“

„Herr Gouverneur, seine Kinder singen zu laut!“

Sancho hob die Hand, das Gesicht verzerrt vor Schmerz. „Heilige Scheiße, hört auf! Mein Bauch ist voll wie ein Misthaufen, mein Kopf ist leer wie euer Gequatsche. Wenn ihr noch einen Furz zu mir bringt, schwör ich, ich tret euch alle aus meinem ‚Königreich‘ raus!“

Die Menge murmelte, einige lachten. Quijote, immer noch stolz, trat vor. „Sancho, die Bürde der Macht ist schwer. Doch deine Standhaftigkeit ist ein Beweis für deine Größe.“

Sancho röchelte, legte die Hand auf den Bauch. „Größe? Herr, ich bin groß, ja. Groß wie ein Sack Mist. Macht ist kein Geschenk – sie ist ein Kater, der nie aufhört. Ich war glücklicher, als ich hungrig war. Wenigstens wusste ich dann, wo der Schmerz herkam.“

Er wischte sich den Schweiß von der Stirn, die Augen glasig. „Wenn das Herrschen ist, dann ist es nichts anderes als langsam verrecken – in feinem Gewand statt im Stall.“

Sancho knallte die Faust auf den Tisch. „Verdammt noch mal, hört auf mit eurem Gejammer! Wenn einer Bohnen klaut, dann pflanzt neue. Wenn eine Ziege beleidigt wird, dann soll sie zurückblöken. Und wenn die Kinder zu laut singen, dann singt lauter! Ende!“

Die Menge starrte, dann brach sie in Gelächter aus. Ein Mann rief: „Euer Gnaden spricht wie ein betrunkenes Huhn!“ – und wieder Gelächter, dreckig, laut, schneidend.

Sancho wurde rot, fuchtelte mit den Händen. „Ich bin euer Gouverneur, verflucht! Ihr sollt mir zuhören!“

Aber sie hörten nicht. Ein Bauer ahmte ihn nach, baute sich breitbeinig hin, hielt sich den Bauch und röhrete: „Scheiß auf die Bohnen! Pflanz neue! Hört ihr, Leute?“

Die Halle bebte, sie klopfen auf die Tische, lachten ihn aus.

Sancho versuchte, die Kontrolle zurückzuholen. „Ich urteile nach Bauernverstand, nicht nach Büchern! Ein ehrlicher Furz sagt mehr als zehn Gesetzestexte!“

Das machte es schlimmer. Gelächter wie Donner. Einige hielten sich den Bauch, andere wischten sich Tränen aus den Augen.

Und oben auf dem Balkon, die Herzöge: sie hielten sich die Bäuche, grinsten, flüsterten, als hätten sie nie etwas Lustigeres gesehen.

Quijote aber nickte ernst, stolz, als wäre Sancho gerade zum Salomon des Dorfes gekrönt worden. „Seht, Sancho! Dein Witz entwaffnet sie, dein Mut macht sie stumm.“

Sancho schnaubte, spuckte auf den Boden. „Stumm? Herr, die lachen lauter über mich als über den Hofnarren im Zirkus. Ich bin kein Gouverneur. Ich bin die Pointe.“

Sie führten sie herein – drei Männer in langen Gewändern, mit spitzen Hüten und ernsten Gesichtern. Sie sahen aus wie Gelehrte, sprachen wie Prediger und rochen nach altem Käse.

„Euer Gnaden,“ begann der Erste, „wir sind der Rat der Weisen. Wir beraten Euch, damit Ihr gerecht herrscht.“

Sancho, der schon halb vom Stuhl rutschte, richtete sich auf. „Na endlich! Jemand, der die Last teilt. Haut raus, ihr Klugscheißer.“

Der Zweite verbeugte sich tief. „Erstes Gebot der Herrschaft: Wer Hunger hat, soll nur essen, wenn andere auch satt sind.“

Sancho blinzelte, griff sich an den Bauch. „Das heißt ... ich soll warten, bis alle gefressen haben? Dann bleibt mir nix übrig! Vergesst es.“

Das Volk kicherte, die „Weisen“ nickten feierlich.

Der Dritte sprach: „Zweites Gebot: Ein wahrer Herrscher schläft nur, wenn seine Untertanen wachen. Also: keine Ruhe, kein Bett, kein Traum.“

Sancho starrte sie an, entgeistert. „Kein Schlaf? Heilige Scheiße, dann bin ich morgen tot! Wer hat sich den Mist ausgedacht?“

Die Menge gröhlte, die Herzöge auf dem Balkon hielten sich die Bäuche.

Der Erste setzte nach: „Drittes Gebot: Ein Herrscher darf niemals fluchen. Jeder Fluch schwächt die Krone.“

Sancho sprang auf, brüllte: „Scheiß auf euer Gebot! Und scheiß auf die Krone! Wenn ich nicht fressen, nicht pennen und nicht fluchen darf, dann bin ich nicht Gouverneur – dann bin ich ein toter Hund im Sonntagsgewand!“

Die Halle tobte, das Volk lachte Tränen, die „Weisen“ verbeugten sich, als hätten sie den Himmel auf die Erde gebracht.

Sancho aber sank zurück in den Stuhl, der Kopf in den Händen. „Herr,“ murmelte er, „ich hab gedacht, Macht ist 'n Braten. Aber es ist 'ne Hungerkur mit extra Prügel.“

Der Saal leerte sich, das Gelächter verhallte, die „Weisen“ verschwanden, und nur noch der Gestank von Schweiß, Wein und verbranntem Fett blieb zurück. Sancho saß allein auf seinem Thron, den Kopf in den Händen, der Bauch schwer, der Geist leer.

Quijote stand daneben, strahlte immer noch, als hätte er den Sonnenaufgang gesehen. „Sancho, du bist ein Leuchtturm der Gerechtigkeit. Die Welt wird deine Urteile preisen.“

Sancho hob langsam den Kopf, die Augen rot, der Blick stumpf. „Herr ... hört ihr euch eigentlich selbst zu? Ich bin kein Leuchtturm. Ich bin 'ne ausgeblasene Kerze in einem Scheißhaus. Keiner hier nimmt mich ernst. Sie lachen über mich, sie spielen mit mir, und ich ... ich lass es auch noch zu.“

Quijote legte ihm die Hand auf die Schulter. „Sie lachen, weil sie blind sind. Eines Tages werden sie erkennen, wer du wirklich bist.“

Sancho lachte bitter, kratzte sich am Bauch. „Eines Tages ... Ja, vielleicht, wenn sie nix mehr zu saufen haben und keinen Narren mehr finden, den sie an die Front schieben. Dann erinnern sie sich an Sancho, den Clown-Gouverneur.“

Er sah Quijote an, müde, hart. „Und ihr, Herr ... ihr könnt mir hier nicht helfen. Eure Reden von Ehre und Dulcinea sind hier nichts wert. Hier zählt nur, wer am lautesten lacht. Und glaubt mir: das bin nicht ich.“

Für einen Moment war es still, nur das Tropfen eines Weinkruges hallte nach.

Sancho seufzte tief. „Scheiß auf das Regieren. Es frisst mich mehr auf als jeder Hunger. Wenigstens beim Hunger wusste ich, dass ich leb.“

Die Nacht kroch herein, das Volk war verschwunden, die Fackeln warfen lange Schatten. Sancho saß noch immer auf seinem Stuhl, der zu groß, zu kalt, zu leer für ihn war. Sein Bauch brummte wie ein alter Ofen, sein Kopf pochte, sein Herz war schwer.

Er sprach halblaut, fast zu sich selbst: „Das ist kein Thron. Das ist ein Käfig. Als Bauer hatte ich Hunger, ja – aber ich konnte lachen, fluchen, trinken, wenn was da war. Jetzt hab ich einen Titel, Diener, Kleider ... und doch nichts. Ich bin ärmer als zuvor.“

Er nahm einen Knochen vom Tisch, starrte ihn an wie ein Spiegel. „So bin ich. Abgenagt. Weggeworfen.“

Quijote trat näher, stolz, verklärt. „Sancho, du regierst, weil der Himmel es so will. Deine Bürde ist groß, aber sie erhebt dich.“

Sancho lachte heiser, ein Laut zwischen Husten und Spucken. „Erheben? Herr, ich sitze hier tiefer als im Dreck meines Hofes. Da draußen, im Staub, neben meinem Esel – da war ich freier. Hier bin ich nichts als ein Clown im Kostüm. Ein König ohne Krone, ein Bauer ohne Boden.“

Er stand auf, schwankend, spuckte auf die Steinplatten. „Scheiß auf die Macht. Sie ist nichts als eine Armut mit einem goldenen Hut.“

Die Fackeln flackerten, der Saal war still.

Und so endete der Tag: ein Herrscher, der keiner war, und ein Knappe, der langsam begriff, dass selbst ein leerer Bauch besser war als ein voller, wenn er mit Lügen gestopft wurde.

Der Rat der falschen Weisen

Die Halle war voll, Fackeln brannten, und die Herzöge taten so, als wollten sie den Papst selbst empfangen. „Euer Gnaden,“ rief einer mit künstlicher Feierlichkeit, „da ihr nun Herrscher seid, sollt ihr nicht allein regieren. Wir präsentieren euch den Rat der Weisen!“

Sancho saß auf seinem Stuhl, der Bauch immer noch schwer vom Vortag, die Augen verquollen, und dachte: *Noch mehr Idioten, die mir das Leben schwer machen. Na herrlich.*

Dann marschierten sie herein – drei Gestalten in langen, bunten Gewändern, mit spitzen Hüten, die aussahen wie überlange Nachttöpfe. Sie trugen Bücher unterm Arm, Federn hinter den Ohren, und Gesichter, die sie so ernst machten, dass es schon wieder lächerlich war.

Der erste hob die Hand, sprach mit tiefer Stimme, die nach Theater klang: „Euer Gnaden, wir sind gekommen, um Euch mit unserer Weisheit zu stützen. Denn ohne den Rat der Klugen verfällt jede Herrschaft in Chaos.“

Sancho starrte sie an, sah die aufgeklebten Bärte, den zu großen Hut, und murmelte: „Chaos? Das hier IST schon Chaos. Und ihr seht aus, als hättet ihr auf dem Jahrmarkt eure Klamotten geklaut.“

Die Herzöge kicherten hinter ihren Fächern, das Volk tuschelte, die „Weisen“ aber nickten feierlich, als hätten sie eine Offenbarung verkündet.

Quijote trat vor, ganz begeistert. „Sancho, sei dankbar! Kein Herrscher ist größer als sein Rat. Mit solchen Männern an deiner Seite wirst du glänzen.“

Sancho seufzte, kratzte sich am Bauch. „Glänzen? Eher schwitzen. Und wenn das die besten Köpfe sind, dann will ich lieber meinen Esel fragen. Der furzt wenigstens ehrlich.“

Das Gelächter der Menge rollte durch den Saal, aber die „Weisen“ blieben ernst, als wären sie wirklich Philosophen aus Athen.

Und Sancho ahnte: Das wird nicht gut.

Die drei „Weisen“ stellten sich im Halbkreis auf, jeder hob die Hand, als wollten sie den Himmel anfassen. Der erste begann: „Regieren, Euer Gnaden, ist wie ein Fluss, der nur dann rein bleibt, wenn der Damm der Tugend das Wasser der Begierde aufhält.“

Sancho runzelte die Stirn. „Fluss ... Damm ... Wasser ...“ Er schüttelte den Kopf. „Was soll der Quatsch? Ich hab Hunger, keinen Durst.“

Der zweite Weiser setzte nach, die Stimme noch pathetischer: „Macht ist ein Spiegel, in dem der Herrscher das Volk sieht – und das Volk den Herrscher. Doch wehe, wenn der Spiegel beschlägt!“

Sancho blinzelte. „Beschlägt? Herr, ich seh schon nix mehr, wenn ich gesoffen hab. Soll ich jetzt Fenster putzen oder was?“

Die Menge lachte, die Herzöge grinnten.

Der dritte schlug mit einem Stock auf den Boden, als sei er Richter. „Und bedenkt: Jede Entscheidung ist ein Same. Wer falsch sät, erntet nur Dornen.“

Sancho brummte, rieb sich den Bauch. „Samen, Dornen ... ich hab schon Dornen im Arsch von eurer Weisheit. Könnt ihr's nicht klar sagen? Brot ist Brot. Wein ist Wein. Ende.“

Die drei nickten ernst, als hätten sie den Himmel bestätigt. „Wahrlich, welcher tiefer Geist in Eurer Einfachheit,“ rief einer.

Sancho schnaubte, murmelte: „Einfachheit? Ich bin nicht einfach. Ich bin nur ehrlich. Ihr seid kompliziert, weil ihr Scheiße in hübsche Worte wickelt.“

Das Volk lachte, die „Weisen“ schauten würdevoll, als hätten sie Aristoteles selbst zitiert.

Und Sancho dachte: *Wenn das Weisheit ist, dann ist mein Esel ein verdammter Philosoph.*

Der erste „Weise“ trat vor, die Hände erhoben, als wolle er ein Wunder wirken. „Euer Gnaden, merkt euch: Ein wahrer Herrscher schläft nie, solange sein Volk wacht. Darum – kein Schlaf vor Mitternacht, kein Schlaf nach dem Morgengrauen. Nur Wachen, nur Denken, nur Opfern.“

Sancho riss die Augen auf, die Augenringe schwarz wie Kohle. „Kein Schlaf? Heilige Scheiße, ich penn jetzt schon zu wenig! Wenn ich noch weniger schlafe, trag ich bald den Tod höchstpersönlich auf den Schultern.“

Die Menge lachte, die „Weisen“ nickten ernst.

Der zweite fuhr fort: „Ein Herrscher darf kein Fleisch essen. Fleisch macht roh, gierig, gemein. Nur Gemüse reinigt die Seele.“

Sancho griff sich an den Bauch, schrie fast. „Kein Fleisch? Gestern habt ihr mir ein Schwein serviert, und heute soll ich an Karotten nagen wie 'n Esel? Dann setzt gleich mich in den Stall und nennt mich ‚Euer Gnaden die Möhre‘.“

Wieder Gelächter. Die Herzöge grinnten wie Katzen.

Der dritte sprach: „Und zuletzt – ein wahrer Herrscher darf nicht fluchen. Jeder Fluch verdirbt die Krone. Wer die Zunge nicht zügelt, verliert die Würde.“

Sancho sprang auf, spuckte fast Blut. „Nicht fluchen? Verdammt, das ist mein einziges Handwerk! Ich fluch besser als ich atme! Ohne Fluchen bin ich nix als ein fetter Sack mit einem Arsch voller Luft!“

Die Halle brüllte vor Lachen, Quijote nickte wie ein stolzer Lehrer. „Sancho, diese Regeln sind Prüfungen. Halte dich daran, und du wirst ein wahrer König sein.“

Sancho fiel zurück in den Stuhl, murmelte: „Ein König? Eher ein toter Hund. Ohne Schlaf, ohne Fleisch, ohne Fluch. Dann lieber zurück zum Hunger, wenigstens darf ich da noch Scheiße sagen.“

Sancho stemmte sich hoch, die Hände auf den Bauch gepresst, die Augen rot vor Müdigkeit. „Hört mir zu, ihr Phrasendrescher! Schlaf ist Schlaf, Fleisch ist Fleisch, Fluch ist Fluch. Ohne Schlaf stirbt der Mensch, ohne Fleisch wird er schwach, und ohne Fluch bleibt ihm die Wut im Bauch stecken. Das ist keine Weisheit – das ist Idiotie!“

Ein Raunen ging durch die Menge, doch es hielt nur kurz. Dann brach das Gelächter los. Ein Bauer brüllte: „Hört ihr? Unser Gouverneur will lieber schlafen als herrschen!“ Ein anderer gröhlte: „Und Schwein fressen statt edel Möhren kauen!“

Sancho ballte die Fäuste. „Ja, verdammt! Ich will schlafen, fressen und fluchen. Nennt es, wie ihr wollt – ich nenn's Leben.“

Doch die Menge gröhlte lauter, die Herzöge lachten Tränen, und einer der falschen Weisen hob die Hand, als wolle er das Urteil sprechen. „Seht, welch einfacher Geist! Er glaubt, Regieren sei Leben. Dabei ist Regieren Sterben – langsam, würdevoll, wie es einem Herrscher gebührt.“

Sancho spuckte auf den Boden, die Stimme kratzig. „Sterben? Ich sterb lieber mit vollem Bauch im Dreck, als mich auf diesem Stuhl langsam zu Tode zu quälen.“

Das Volk kreischte, ein paar klatschten, die meisten lachten. Sancho sah sie an, müde, verbittert, und dachte: *Ich bin kein Herrscher. Ich bin ihre Witzfigur. Ein Clown im Bauernhemd.*

Quijote jedoch stand ernst daneben, nickte feierlich. „Sancho, du redest wie ein Philosoph. Sie verstehen dich nur noch nicht.“

Sancho knurrte: „Wenn das Philosophie ist, dann ist mein Esel Aristoteles. Der furzt klarer Weisheit als ihr alle zusammen.“

Der älteste der drei Weisen trat nach vorne, schlug sein albernes Buch auf und sprach mit Grabesstimme: „Euer Gnaden, wenn ein Hahn auf dem Dachfirst sitzt und ein Ei legt – auf welche Seite rollt es hinab?“

Die Menge hielt den Atem an, als hätten sie gerade den tiefsten Gedanken der Menschheit gehört.

Sancho starrte den Mann an, sein Auge zuckte. „Ein Hahn? Ein Ei? Hör mir gut zu, du bemalter Pfau – Hähne legen keine Eier. Punkt.“

Der Saal lachte, die Herzöge hielten sich die Bäuche.

Doch der Weiser nickte bedeutungsvoll. „Sehr richtig, Euer Gnaden. Das Rätsel zeigt: Nur der, der erkennt, dass es kein Ei geben kann, ist würdig, zu herrschen.“

Sancho sprang auf, fuchtelte mit den Armen. „Ihr wollt mich doch verarschen! Erst stellt ihr 'ne dumme Frage, dann feiert ihr euch, weil ich sag, dass es dumm ist. Das ist keine Weisheit, das ist Kneipenlogik von Betrunkenen!“

Die Menge brüllte, einige klatschten, die meisten lachten. Ein Bauer rief: „Unser Gouverneur hasst Philosophie!“

Sancho brüllte zurück: „Scheiß auf Philosophie! Philosophie füllt keinen Bauch und heilt keinen Kater! Wenn ich wählen soll zwischen 'nem Rätsel und 'nem Braten, dann fressst ihr eure Rätsel allein!“

Er warf die Hände in die Luft, der Schweiß rann, der Bauch krampfte, und er murmelte: „Wenn das hier Weisheit ist, dann will ich dumm sterben. Wenigstens dumm und satt.“

Quijote trat vor, legte ihm die Hand auf die Schulter. „Sancho, du hast die Wahrheit erkannt. Sie lachen, weil sie dich fürchten.“

Sancho starrte ihn an, die Augen dunkel. „Herr, die lachen nicht, weil sie mich fürchten. Die lachen, weil ich der Clown im Spiel bin. Ein Hahn ohne Ei – das bin ich.“

Sancho saß da, die Hände schwer auf den Knien, Schweiß rann seinen Nacken hinunter. Das Lachen der Menge hallte noch nach, wie Hämmer in seinem Kopf.

Er sah die drei „Weisen“, die so ernst dreinschauten, als hätten sie gerade die Weltformel erfunden. Ihre Bärte klebten schlecht, ihre Hüte wackelten, und in ihren Augen blitzte das Grinsen durch, das sie unterdrücken wollten.

Da dämmerte es Sancho: *Die spielen mit mir. Die machen mich zum Affen. Ich sitz hier nicht als Gouverneur – ich sitz hier als Witzfigur.*

Er lachte trocken, ein hässliches, kurzes Bellen. „Ihr Schweine. Ihr wollt mich nur vorführen. Eure Weisheit ist ein Witz, eure Rätsel sind Dreck. Ich seh euch, wie ihr mich anstarrt. Ihr wartet nur drauf, dass ich wieder falle, damit ihr lachen könnt.“

Die Weisen taten entrüstet, hoben die Hände. „Euer Gnaden, wir sind nur Diener der Wahrheit.“

Sancho zeigte mit dem Finger, seine Stimme voller Groll. „Diener? Ihr seid Hofnarren in langen Hemden. Ich könnte mein Hemd auf den Boden werfen, und es wär klüger als ihr.“

Die Menge raunte, einige lachten, andere piffen. Auf dem Balkon kicherten die Herzöge hinter ihren Fächern.

Quijote beugte sich zu ihm, flüsterte mit ernster Miene: „Sancho, deine Worte sind kühn. Doch halte durch – selbst im Spott erweist du dich als Held.“

Sancho knurrte, presste die Zähne zusammen. „Held? Nein, Herr. Ich bin ihr Esel. Und ich trag ihre Witze auf meinem Rücken. Noch ein Spruch von diesen Idioten, und ich scheiß mitten in ihren Rat.“

Die Menge lachte wieder, dachten es sei ein Spaß. Aber Sancho meinte jedes Wort.

Sancho sprang auf, der Stuhl kippte nach hinten, krachte auf die Steinplatten. Sein Gesicht war rot, die Adern am Hals dick wie Seile. „Genug! Hört ihr, ihr Phrasendrescher, ihr Schwätzer, ihr Maskenaffen! Ihr nennt euch Weise, aber ihr seid dümmer als die Hühner, die ihr regieren wollt!“

Er stapfte nach vorn, zeigte mit dem Finger auf den ersten. „Du mit deinem Flusgeschwafel – ich pinkel dir in den Damm, dann weißt du, was Strömung ist!“

Auf den zweiten. „Und du mit deinem Spiegel – wenn ich dich drin sehe, zerschlag ich ihn lieber, bevor mir schlecht wird.“

Auf den dritten. „Und dein Hahn-Ei kannst du dir sonstwo hinstecken. Selbst mein Esel weiß, dass das Blödsinn ist. Und glaubt mir: der furzt mehr Wahrheit raus, als ihr je in euren Köpfen hattet!“

Die Menge brüllte, halb geschockt, halb begeistert. Die Herzöge auf dem Balkon wischten sich Tränen vor Lachen.

Sancho aber bebte, die Hände zu Fäusten. „Wenn ich schon Rat brauche, dann hol ich ihn mir von meinem Esel. Der frisst, der schläft, der furzt. Ehrlicher Rat gibt's nicht. Alles andere ist Theater für Idioten.“

Er drehte sich um, hob die Arme. „Hört ihr's, ihr da draußen? Ich, Sancho Panza, Gouverneur ohne Hirn, sag euch: ich verlass mich lieber auf einen Esel als auf drei aufgeblasene Säcke voller Scheiße!“

Das Gelächter hallte, die Halle bebte, die Weisen standen da, wie angepisste Clowns ohne Pointe.

Sancho atmete schwer, spuckte auf den Boden. „So viel zu eurem Rat. Nächstes Mal bring ich meinen Esel mit – dann habt ihr endlich echte Weisheit.“

Und damit war die Sitzung vorbei.

Don Quijote im Zaubergarten

Die Herzöge hatten keine Kosten gescheut, um den Garten wie ein verdammtes Märchen aufzuziehen. Hohe Hecken, so akkurat geschnitten, dass sie aussahen wie die Bartstoppeln eines eitlen Fatzkes. Blumen in allen Farben, die rochen, als hätte man sie in Wein eingelegt. Und Brunnen, die plätscherten, während dahinter Diener mit Schläuchen standen und das Wasser nachfüllten.

Don Quijote trat ein, hob die Arme, als wäre er gerade in den Himmel aufgestiegen. „Sancho! Sieh! Der Zaubergarten! Ein Ort, geschaffen von Magiern, gesegnet von Engeln! Hier wohnt die Seele der Wunder!“

Sancho stapfte hinterher, zog den Bauch ein, weil das Tor zu schmal war. Er sah sich um, blinzelte in die Sonne, rieb sich den Schweiß aus den Augen. „Zauber? Herr, das ist ein Garten. Ein stinknormaler Garten. Rosen, Wasser, ein paar Statuen, die aussehen, als hätten sie schon zu viel Sonne gesehen. Wenn das Magie ist, dann ist mein Schwein daheim ein Einhorn.“

Doch Quijote drehte sich, die Augen weit, die Stimme zitternd vor Ehrfurcht. „Nein, Sancho, du siehst nicht mit den Augen des Glaubens! Sieh dort – die Hecken! Geschnitten von unsichtbaren Händen! Die Brunnen! Gefüllt von den Tränen der Feen!“

Sancho gähnte, kratzte sich am Bauch. „Unsichtbare Hände? Herr, da hinten steht ein Diener mit ’nem Schlauch. Wenn das eine Fee ist, dann fress ich ’nen Eimer Rosen.“

Die Herzöge versteckten sich hinter Fenstern, lachten leise, während Quijote kniend eine Blume aufhob, sie ehrfürchtig küsste und murmelte: „Dulcinea ... ich spüre deine Nähe.“

Sancho stöhnte, spuckte in den Kies. „Ich spür nur meinen Rücken und meinen Arsch. Und beides sagt: Zaubergarten, hin oder her – ich will ’nen Stuhl und ’nen Krug.“

Quijote stand mitten im Garten, die Arme weit ausgebreitet, als wolle er die Sonne selbst umarmen. „Sancho! Siehst du nicht? Jeder Strauch, jede Blume spricht zu mir. Das sind keine gewöhnlichen Rosen – das sind die Boten des Himmels! Hier, in diesem Zaubergarten, zeigt sich die Hand höherer Mächte. Ich schwöre: jeder Schritt ist ein Zeichen, jede Blüte eine Prophezeiung.“

Sancho blieb stehen, zog eine Distel aus der Hose, die sich in den Stoff gebohrt hatte, und murmelte: „Ein Zeichen, ja. Ein Zeichen, dass die Gärtner hier zu viel

Zeit haben. Höhere Mächte? Herr, das sind Hecken. Hecken! Geschnitten mit 'nem Messer, nicht mit Engelsflügeln.“

Quijote fiel auf die Knie, küsste den Boden, als wäre es heiliges Land. „Oh Dulcinea! Bist du hier verborgen? Flüsterst du mir Botschaften durch die Blätter?“

Sancho verdrehte die Augen, spuckte in den Kies. „Wenn sie euch was flüstert, dann ist es wahrscheinlich: ‚Steh auf, du Narr, du machst dir die Hose dreckig.‘“

Plötzlich flatterten weiße Tücher von den Bäumen, die Diener heimlich befestigt hatten. Quijote schnappte nach Luft. „Sancho, siehst du's? Die Geister senden uns ihre Schleier!“

Sancho grinste schief. „Schleier? Herr, das sind Bettlaken. Ich erkenne sogar noch die Flecken drauf. Wenn das Zauber ist, dann ist meine Frau 'ne Hexe, weil sie unsere Wäsche auf die Leine hängt.“

Die Herzöge kicherten hinter der Mauer, Quijote aber hob die Arme, bebend vor Ergriffenheit. „Ich schwöre, dies ist der Garten der Prüfungen. Hier wird mein Schicksal besiegelt.“

Sancho stöhnte. „Mein Schicksal ist, euch hinterherzuschleppen, egal, ob ihr in einem Zaubergarten kniet oder in einer Latrine. Beides riecht gleich nach Wahnsinn.“

Sie gingen tiefer in den Garten, wo die Hecken enger wurden. Plötzlich blitzte etwas: Spiegel, geschickt zwischen den Zweigen aufgehängt, warfen das Sonnenlicht zurück, dass es flackerte wie Feuerschein.

Quijote hielt inne, keuchte. „Sancho! Lichter aus einer anderen Welt! Flammen, die nicht brennen – ein Zauber, ein Schutzkreis gegen die Unwürdigen.“

Sancho kniff die Augen zusammen, sah die Spiegel, wie sie im Wind klapperten. „Herr, das sind Spiegel. Die Dinger, in denen meine Frau ihr Gesicht sucht und ich meinen Bauch. Kein Zauber, nur Glas. Und wenn's Wind gibt, dann wackeln sie. So einfach.“

Da ertönte ein Krächzen. Versteckte Diener hatten Raben in Käfigen losgelassen, die flatterten und schrien. Quijote fuhr zurück, riss die Lanze hoch. „Hörst du, Sancho? Die Stimmen der Verdammten! Sie warnen uns vor den Gefahren dieses Reiches!“

Sancho zuckte die Schultern. „Raben, Herr. Nur Raben. Wenn die verdammt sind, dann ist mein Huhn daheim der Erzengel Gabriel.“

Ein Diener warf Pulver ins Feuer, grüner Rauch stieg auf, stank nach Schwefel. Quijote hielt sich die Brust, als hätte er eine Offenbarung. „Das ist das Zeichen! Die Zauberer prüfen uns! Wir sind mitten in ihrem Reich!“

Sancho hustete, wedelte den Gestank weg. „Prüfung? Herr, das ist Schwefel. Schwefel stinkt, egal ob im Zaubergarten oder im Donnerbalken. Wenn ihr mich fragt: das ist keine Prüfung, das ist ein schlechter Scherz.“

Doch Quijote trat vor, das Gesicht voller Inbrunst. „Nein, Sancho. Es ist Magie. Es ist die Stunde meines Schicksals.“

Sancho murmelte: „Scheiße, mein Schicksal ist, gleich umzukippen. Die machen hier 'ne Zirkusnummer draus, und ihr glaubt, ihr seid der verdammt Hauptdarsteller.“

Mitten zwischen den Hecken blieb Quijote stehen, warf die Lanze in den Kies und kniete nieder. Der Staub klebte an seiner Rüstung, Schweiß tropfte ihm ins Gesicht, aber seine Stimme bebte wie die eines Priesters.

„O Dulcinea, Herrin meines Herzens,“ rief er, „in diesem Zaubergarten schwöre ich dir Treue! Kein Schmerz, keine Täuschung, kein Dämon wird mich abbringen. Dies ist dein Heiligtum, und ich bin dein Diener!“

Er schlug sich mit der Faust auf die Brust, so fest, dass er röchelte.

Sancho stand daneben, kratzte sich am Arsch und verzog das Gesicht. „Heiligtum? Herr, das ist ein Garten mit Rosen und Raben. Wenn das hier ein Tempel ist, dann ist meine Scheune daheim die Sixtinische Kapelle.“

Quijote hob die Arme zum Himmel, flehend. „Dulcinea! Gib mir ein Zeichen, dass du mich hörst!“

Hinter der Hecke zog ein Diener an einer Schnur, ein billiger Glockenklang hallte durchs Grün. Quijote schnappte nach Luft. „Da! Sie hat geantwortet! Ein himmlisches Läuten!“

Sancho verdrehte die Augen, seufzte. „Herr, das war ein Typ mit 'nem Strick. Wenn das himmlisch ist, dann ist jeder Eselsschrei göttliche Musik.“

Doch Quijote war längst verloren, kniend im Staub, die Hände gefaltet, als stünde er vor einer Erscheinung.

Sancho murmelte: „Wenn ihr noch länger kniet, Herr, fallt ihr um. Und ich schwör, ich trag euch nicht raus – Zaubergarten oder nicht.“

Plötzlich rauschte es hinter den Büschen. Ein Diener, halb in ein zerrissenes Tuch gewickelt, mit einer lächerlichen Maske aus Pappmaché und Federn auf dem Kopf, sprang hervor. In der Hand trug er einen Stab, auf dem eine Kohlrübe klebte.

„Sterblicher Ritter!“ krächzte er mit verstellter Stimme, die mehr nach Schnupfen klang als nach Magie. „Du bist eingetreten in das Reich der Wunder! Um weiterzugehen, musst du eine Prüfung bestehen!“

Don Quijote fuhr hoch, das Gesicht glühend, die Augen wie im Fieber. „Endlich! Der Zauberer offenbart sich! Sprich, o Wesen, was verlangst du von mir?“

Sancho stand daneben, riss die Augen auf, murmelte: „Heilige Scheiße ... das ist Esteban, der Stallknecht. Ich erkenne die Stimme. Und die Kohlrübe hab ich gestern noch in der Küche gesehen.“

Doch Quijote kniete tief, als stünde er vor einem Engel. „Gebiete mir, Zauberwesen, und ich gehorche, koste es mein Leben!“

Das „Wesen“ hob den Stab, wackelte bedrohlich mit der Kohlrübe. „Du sollst ... äh ... du sollst diesen Apfel essen, ohne die Schale zu berühren! Und danach drei Runden um den Brunnen laufen, während du meinen Namen rufst: ‚Großer Aramandulus!‘“

Sancho schlug sich die Hand vors Gesicht. „Aramandulus? Das klingt wie ein Furz nach Bohnen. Herr, das ist kein Zauber. Das ist billiger Klamauk.“

Doch Quijote nickte ehrfürchtig, griff nach dem Apfel, als wäre es der heilige Gral. „So sei es. Für Dulcinea, für die Ehre, für den Sieg über die dunklen Mächte!“

Sancho seufzte, spuckte in den Kies. „Wenn ihr das macht, Herr, dann seid ihr offiziell wahnsinniger als jeder Hahn, der angeblich Eier legt.“

Und die Herzöge hinter den Hecken hielten sich die Bäuche vor Lachen.

Quijote nahm den Apfel, hielt ihn hoch, als wäre es eine Hostie, und flüsterte: „Dulcinea ... für dich.“ Dann biss er hinein, vorsichtig, ohne die Schale mit den Fingern zu berühren, als hinge die Welt am Rand dieser lächerlichen Aufgabe. Der Saft lief ihm über das Kinn, tropfte auf seine verrostete Rüstung.

Sancho stand daneben, wischte sich die Augen vor Lachen. „Herr, ihr seht aus, als würdet ihr einen Apfel beerdigen. So viel Ernst für einen Bissen ... wenn ihr fertig seid, mach ich euch 'nen Schrein im Obstkorb.“

Quijote kaute mit heroischer Miene, schluckte, hob dann die Lanze und rief: „Der erste Teil ist erfüllt! Nun die Runden um den Brunnen!“

Er sprang auf, rannte los, klapperte in seiner Rüstung wie eine kaputte Kutsche und rief dabei mit voller Stimme: „Aramandulus! Aramandulus!“

Sancho brach zusammen, hielt sich den Bauch, Tränen liefen ihm übers Gesicht. „Herr ... hahaha ... wenn Dulcinea das hört, dann stirbt sie vor Lachen. Ihr rennt wie ein alter Hahn, der 'nen Krampf hat, und brüllt einen Namen, der klingt wie eine Krankheit vom Saufen!“

Quijote lief weiter, stolperte einmal, rappelte sich auf, rief noch lauter: „Aramandulus! Ich gehorche dir!“

Das „Zauberwesen“ nickte ernst, kaum in der Lage, nicht selbst loszulachen. Hinter den Hecken kugelten sich die Herzöge, Diener hielten sich die Münder zu, um nicht zu brüllen.

Sancho lag inzwischen fast im Kies, japste nach Luft. „Scheiße, Herr, wenn das hier Magie ist, dann will ich mein ganzes Leben verflucht sein. Das ist die beste Komödie, die ich je gesehen hab.“

Und Quijote rannte weiter, voller Glorie im Staub.

Quijote kam außer Atem, keuchte, der Schweiß tropfte unter dem Helm hervor, doch seine Augen leuchteten wie Fackeln. „Sancho! Wir haben es vollbracht! Der Garten ist bezwungen, die Magie entlarvt, die Prüfung bestanden. Kein Zauber kann uns jetzt mehr aufhalten!“

Er breitete die Arme aus, stolperte fast über eine Wurzel, fing sich wieder und fügte mit pathetischem Beben hinzu: „Dulcinea hat mich geprüft – und ich habe gesiegt! Dieser Garten ist nicht länger ein Ort des Zaubers, sondern ein Denkmal meines Mutes.“

Sancho stand neben ihm, die Hände in die Hüften gestemmt, der Bauch noch bebend vom Lachen. Er schnaubte, spuckte in den Kies und meinte trocken: „Herr, wenn das ein Denkmal ist, dann seid ihr die Statue vom größten Idioten, den Spanien je gesehen hat. Ihr habt einen Apfel gegessen, drei Runden gedreht und dabei geschrien wie ein Betrunkener, und jetzt nennt ihr das Sieg? Heilige Scheiße ... ich hätt lieber in einer Schenke gesessen, den Arsch im Dreck, ein Krug in der Hand. Das wär echter Zauber gewesen.“

Quijote aber hörte ihn nicht, er stand noch immer da, verklärt, als hätte er die Welt erlöst. „Sancho, der Weg zum Ruhm ist voller solcher Prüfungen. Du wirst sehen: Die Geschichtsschreiber werden diesen Garten als heiligen Ort erwähnen.“

Sancho grunzte, griff nach seinem Eselstrick und murmelte: „Geschichtsschreiber? Höchstens die Wirtshausclowns, die’s nachsingen. Und ich schwör, die kriegen mehr Bier dafür, als ich hier jemals zu sehen krieg.“

Und so verließen sie den Garten – ein Ritter, der sich für einen Sieger hielt, und ein Knappe, der wusste, dass sie nur Statisten in einer schlechten Komödie waren.

Ein Spiegelritter tritt auf

Es war später Nachmittag, die Sonne hing tief, als plötzlich auf der Straße vor ihnen etwas flackerte. Erst dachte Sancho, er habe vom Hunger schon Sternchen vor den Augen. Doch nein – da stand tatsächlich eine Gestalt, glänzend wie eine wandelnde Glasvitrine.

Ein Ritter, die Rüstung übersät mit Spiegelplatten, die Sonne reflektierten, dass Quijote fast geblendet wurde. Das Pferd darunter schwitzte, weil es aussah, als trage es einen Ofen voller Kacheln.

Quijote riss die Zügel, die Augen weit, der Atem schwer. „Sancho! Sieh nur! Ein göttlicher Gegner, ein Ritter der Wahrheit, ein Gesandter aus einer anderen Welt!“

Sancho kniff die Augen zusammen, hielt sich die Hand über die Stirn. „Herr, das ist kein Gesandter. Das ist ’n Typ, der in einer Blechdose steckt und aussieht, als wär er vom Karneval übrig geblieben. Wenn das hier Magie ist, dann ist meine Schwiegermutter ’ne Fee.“

Die Gestalt hob die Lanze, die Stimme hallte blechern unter dem Helm hervor. „Don Quijote! Ich bin der Ritter der Spiegel. Ich bin gekommen, um dir zu zeigen, wer du wirklich bist!“

Quijote schlug sich mit der Faust auf die Brust. „O heiliger Augenblick! Endlich ein Gegner, der nicht aus Fleisch allein besteht, sondern aus der Wahrheit selbst! Ich nehme die Herausforderung an!“

Sancho stöhnte, kratzte sich am Bauch. „Wahrheit? Herr, das ist ein verkleideter Hampelmann, der euch gleich aufs Maul gibt. Und ich darf danach wieder euren Dreck aufheben.“

Doch Quijote hörte ihn nicht. Sein Blick war fest, glühend, als stünde er kurz vor der größten Schlacht seines Lebens.

Der Ritter hob die Lanze, dass die Sonne sich darin brach, und die Spiegel auf seiner Rüstung warfen Lichtflecken über den Boden, als tanzten Geister im Staub.

„Don Quijote von der Mancha,“ dröhnte er, „ich bin gekommen, um dir die Wahrheit zu bringen! Nicht die, die du suchst in deinen Träumen, sondern die, die in dir selbst wohnt! Sieh dich an – in mir siehst du dich! Deine Ehre, dein Wahn, dein Untergang!“

Quijote riss die Augen auf, fast kniend vor der Figur. „Ein göttlicher Spiegel! Ein Bote der Prüfung! O, welch hohe Ehre, dass mir der Himmel selbst meinen eigenen Abgrund zeigt!“

Sancho stand daneben, wischte sich den Schweiß von der Stirn und murmelte: „Heiliger Mist ... Herr, das ist kein göttlicher Spiegel. Das ist ein Typ in einer Disco-Rüstung, der euch gerade erzählt, dass ihr ein Depp seid. Und ihr verbeugt euch noch vor ihm.“

Der Ritter klopfte mit der Lanze auf den Boden, Staub stob auf. „Wenn du bestehen willst, Don Quijote, dann tritt an! Kämpfe gegen mich – kämpfe gegen dich selbst!“

Quijote hob die Lanze, zitternd vor Ergriffenheit. „Ja! Ich werde mich selbst bekämpfen, und aus dieser Schlacht hervorgehen, gereinigt, geläutert, unbesiegbar!“

Sancho spuckte in den Staub, schüttelte den Kopf. „Unbesiegbar ... Herr, ihr seid so besiegt, dass euch selbst 'ne Ziege beim Arschtritt von den Füßen haut. Aber klar, kämpft nur gegen den wandelnden Kleiderschrank.“

Doch Quijote sah nur die Spiegel – und sich selbst darin, verzerrt, glitzernd, grotesk.

Quijote hob die Lanze, zitternd, die Augen glänzend wie die eines Fanatikers. „Sancho! Siehst du nicht? Das ist kein gewöhnlicher Gegner. Das ist das Schicksal selbst, gehüllt in tausend Spiegel, damit ich mir gegenüberetrete. Ein heiliger Zweikampf – ich gegen mein eigenes Sein!“

Er schlug sich auf die Brust, dass die verrostete Rüstung schepperte. „Heute entscheidet sich alles: ob ich nur ein Narr bin oder ein Ritter von Gottes Gnaden!“

Sancho stand ein paar Schritte zurück, die Arme verschränkt, das Gesicht voller Abscheu und Müdigkeit. „Herr, ihr seid beides: ein Narr im Kostüm und ein Ritter im Kopf. Aber was da vor euch steht, ist kein Schicksal. Das ist ein verkleideter Student, der sich 'ne Woche lang in der Sonne poliert hat. Lächerlicher Maskenball, weiter nichts.“

Quijote knurrte, die Stimme bebend. „Du verstehst es nicht, Sancho! Jeder Spiegel zeigt mir meine Zweifel, meine Fehler, meine Größe! Ich MUSS gegen ihn kämpfen!“

Sancho lachte trocken. „Fehler seh ich auch ohne Spiegel. Größe auch – die Größe eurer Dummheit. Ihr braucht keinen Gegner. Ihr schafft euch die Prügel selbst.“

Doch Quijote ritt schon ein paar Schritte vor, das Visier runter, den Speer fest. Die Sonne spiegelte sich in der Rüstung des Fremden, dass er fast blind wurde – und er nahm es als Zeichen des Himmels.

Sancho spuckte in den Staub, murmelte: „Herr, wenn das der Himmel ist, dann ist er genauso verrückt wie ihr. Und ich bin der arme Hund, der den Eintritt für den Maskenball zahlt.“

Die Pferde wurden gespornt. Der Spiegelritter senkte seine Lanze, Quijote tat es ihm nach, die Rüstung schepperte, der Atem piff ihm wie ein kaputter Blasebalg aus der Nase.

Die Sonne brach sich in den Spiegelplatten, Quijote war sofort geblendet, sah nur ein irrlichterndes Glitzern, als würde er in tausend Sonnen stürmen.
„Sancho! Der Himmel selbst prüft mich! Ich reite ins Licht!“

Sancho hielt sich den Bauch, Tränen liefen ihm über die Wangen. „Ins Licht? Herr, ihr reitet in eine wandelnde Garderobe. Ihr seht nicht mal mehr, wo der Boden ist! Ihr rennt gleich gegen euer eigenes Spiegelbild!“

Staub stob auf, die Pferde donnerten aufeinander zu. Quijote brüllte, als stürme er gegen Dämonen, die Welt zu retten. Der Spiegelritter hingegen grinste unter dem Helm, hielt locker die Lanze, als wüsste er, dass das Ganze nur Theater war.

Und Sancho stand daneben, schlug sich die Schenkel, lachte so laut, dass selbst ein paar Vögel aus den Bäumen aufflatterten. „Heilige Scheiße ... wenn das Spanien ist, dann ist es ein Zirkus, und ihr seid die Hauptnummer!“

Die Lanzen trafen – zumindest die des Spiegelritters. Quijote stach ins Leere, geblendet, und sein alter Gaul stolperte, dass er fast den Hals brach.

Die Menge der Diener, die sich als Zuschauer aufgestellt hatte, jubelte wie in der Arena.

Und Sancho murmelte zwischen Lachen und Seufzen: „Wenn ich hier nicht bald aufwach, dann werd ich noch verrückter als ihr.“

Quijote rappelte sich hoch, die Lanze gesplittert, Staub im Gesicht, aber die Augen glühten wie die eines Fanatikers. „Nein! Noch nicht! Ich werde dich bezwingen, o Spiegel, ich werde mein wahres Selbst schlagen!“

Er stürmte vor, schwang das Schwert, klirrte gegen die Spiegelplatten. Das Metall kreischte, Funken sprühten, aber der Ritter selbst wich kaum zurück – er hielt nur den Schild hoch, und in jedem Schlag sah Quijote nichts als sich selbst: verzerrt, verdreht, mit wildem Blick, blutigem Gesicht, ein Narr im Blech.

„Siehst du, Sancho?“ rief er, röchelnd. „Ich kämpfe gegen meine eigene Seele! Ich ... ich werde sie bezwingen!“

Sancho verschränkte die Arme, schnaubte. „Ihr kämpft gegen Luft, Herr. Und der Spiegel zeigt euch, was ihr wirklich seid: ein alter, schwitzender Idiot, der sich selbst die Knochen zerschlägt. Kein Dämon, keine Magie – nur ihr und euer Wahn.“

Quijote hieb weiter, traf nur Spiegelglas, das klirrte, ohne zu brechen. Sein Arm wurde schwer, sein Atem heiser, doch er schrie weiter, wie im Exorzismus: „Dulcinea! Stärke mich! Ich darf nicht fallen!“

Der Spiegelritter stand fast reglos, die Sonne glitzerte über ihn, und Quijote schlug ins eigene Abbild: ein Ritter, verdreht, lächerlich, blutig, wie eine schlechte Karikatur.

Sancho stöhnte, griff sich an den Kopf. „Wenn ihr euch noch öfter seht, Herr, fangt ihr vielleicht an zu begreifen, wie verrückt ihr seid. Aber wahrscheinlich macht euch das nur noch stolzer.“

Und die Diener, die zusahen, hielten sich den Bauch vor Lachen.

Der Spiegelritter bewegte sich kaum. Ein kleiner Stoß mit der Lanze, und Quijote flog rückwärts, wie ein Sack voller Knochen, scheppernd im Staub. Er lag da, röchelnd, versuchte sich aufzurichten, doch der Spiegel über ihm blendete ihn, bis er nur noch sein eigenes verzerrtes Maul sah – blutig, schmutzig, mit Augen voller Wahnsinn.

„Sieh dich an, Don Quijote!“ dröhnte die blecherne Stimme. „Das bist du! Kein Held, kein Ritter – nur ein Narr, der in den Spiegel starrt und glaubt, ein König zu sein.“

Quijote heulte fast, schlug sich mit der Faust auf die Brust. „Nein! Ich ... ich bin Ritter! Beschützer der Schwachen, Kämpfer für Dulcinea!“

Der Spiegel funkelte, warf ihm sein Bild zurück: ein verbeulter, schwitzender, keuchender alter Mann, der im Staub lag.

Sancho trat ein Stück näher, sah seinen Herrn, und murmelte: „Heiliger Mist ... er sieht's, und er begreift's nicht. Selbst wenn der Spiegel ihn auslacht, denkt er, er wär auf einem Gemälde.“

Der Ritter hielt ihm den Schild direkt vors Gesicht, dass Quijote nur noch sich selbst sah. „Erkenne dich, Narr! Du bist nicht größer als dein eigenes Wahngemälde!“

Das Gelächter der Diener schwoll an, die Herzöge grinnten im Hintergrund.

Quijote aber sank zurück, die Arme ausgebreitet, und murmelte: „Dann sei es so. Ich bin gefallen ... aber gefallen für die Ehre.“

Sancho spuckte in den Staub. „Gefallen für die Ehre? Herr, ihr seid gefallen, weil ihr euch selbst bekämpft habt. Niemand anders hat euch geschlagen – nur euer verdammter Kopf.“

Quijote lag reglos im Staub, die Rüstung verbeult, der Atem rasselnd, die Augen glänzend vor einer Mischung aus Scham und Stolz. „Sancho ... ich habe versagt. Der Spiegel hat mir mein wahres Ich gezeigt, und ich konnte es nicht bezwingen. Ich bin gefallen, nicht durch Stahl, sondern durch die Wahrheit.“

Sancho kniete sich neben ihn, seufzte, schüttelte den Kopf. „Herr ... das war kein Spiegel der Wahrheit. Das war ein Kerl in einem Blechkostüm, der euch aufs Kreuz gelegt hat. Nichts Göttliches, nichts Dämonisches – nur ein Maskenball, und ihr wart die Hauptnummer.“

Quijote hustete, Blut und Staub auf den Lippen, und lächelte verklärt. „Nein, Sancho ... ich weiß es besser. Jeder Schlag war ein Schlag meines Schicksals. Jede Spiegelung ein Blick in meine Seele. Ich ... ich habe eine Prüfung nicht bestanden.“

Sancho schnaufte, rieb sich das Gesicht, genervt bis in die Knochen. „Prüfung, Prüfung ... alles bei euch ist Prüfung. Wisst ihr, was das für mich war? Theater für gelangweilte Adlige, die nichts Besseres zu tun haben, als einen armen Irren mit Spiegeln zu blenden. Und ich darf zuschauen, wie ihr euch zum Affen macht.“

Die Diener lachten noch immer, die Herzöge klatschten leise im Hintergrund.

Quijote aber blieb im Staub liegen, die Arme ausgebreitet, als sei er ein Märtyrer. „Dann lacht, Welt. Ich habe verloren ... doch in der Niederlage wächst die wahre Größe.“

Sancho spuckte neben ihn, murmelte: „Wahre Größe? Ihr seid kleiner als euer Schatten. Und ich schwör, Herr, irgendwann sauf ich mich so voll, dass ich all das hier vergesse. Sonst geh ich selbst in den Wahnsinn.“

Sie zogen weiter – Quijote humpelnd, voller falscher Glorie, Sancho mit hängendem Kopf, voller bitterer Klarheit.

Die Niederlage des Helden

Die Sonne stand tief, der Staub der Landstraße hing in der Luft, als eine Gestalt vor ihnen auftauchte – kein Hampelmann mit Spiegeln, kein verkleideter Diener, sondern ein Ritter auf einem schweren, schwarzen Pferd. Die Rüstung war blank poliert, der Speer lang und scharf, das Visier geschlossen.

Quijote riss die Zügel an, die Augen funkelten. „Sancho! Dies ist der Moment. Der Kampf, der über mein Schicksal entscheidet. Kein Trick, keine Täuschung – ein wahrer Gegner. Ich schwöre, ich werde ihn besiegen oder im Staub sterben.“

Sancho blieb stehen, starrte die dunkle Gestalt an und spürte, wie sein Magen sich drehte. „Herr ... der da ist kein Schauspieler. Das ist ein Kerl mit Muskeln, Pferd und Lanze, und er sieht nicht so aus, als ob er euch schonen will. Wenn ihr jetzt losreitet, dann brecht ihr euch mehr als nur die Zähne.“

Quijote hob die Lanze, die Rüstung klapperte, als zerbreche sie schon beim Atmen. „Ich fürchte nichts, Sancho! In diesem Kampf finde ich meine Krone oder mein Grab.“

Sancho spuckte in den Staub, murmelte: „Eher das Grab. Und ich darf wieder die Schaufel halten.“

Der fremde Ritter senkte die Lanze, sprach mit tiefer Stimme, die keine Spur von Spott trug: „Don Quijote, ich fordere dich heraus. Heute wirst du sehen, dass deine Träume nichts sind als Staub.“

Quijote nickte ernst, die Augen voller Feuer. „Dann soll der Staub sich erheben. Komm, Ritter – und prüfe mich!“

Sancho seufzte, hielt den Esel zurück und flüsterte: „Prüfen? Herr, das ist kein Test. Das ist euer Untergang.“

Der schwarze Ritter lenkte sein Pferd näher, die Lanze noch oben, aber die Stimme hart wie Eisen. „Don Quijote, Ritter von der traurigen Gestalt – man nennt dich einen Narren, einen Possenreißer, einen Schatten eines Mannes. Heute wirst du erkennen, dass deine Taten nichts waren als Windspiele, deine Siege nur Lügen, deine Ehre nur Staub.“

Quijote bebte, seine Lippen zitterten, doch die Augen glühten. „Lügen? Nein, Fremder! Ich habe Unschuldige verteidigt, Räuber bekämpft, Damen befreit –

und alles im Namen Dulcineas! Wenn ich ein Narr bin, dann bin ich der Narr Gottes!“

Sancho trat vor, hob die Hände, die Stimme brüchig. „Herr, hört auf ihn. Er hat recht. Eure Siege waren Prügel, eure Damen Bauernmädchen, und eure Gegner ... meistens Windmühlen. Spart euch die Knochen, bevor er sie euch bricht.“

Doch Quijote hörte nur den Gegner.

Der Ritter lachte dumpf. „Dulcinea? Ein Traum in deinem Kopf! Du jagst Geister und glaubst, ein König zu sein. Aber heute zerbreche ich deinen Spiegel – und dich gleich mit.“

Sancho griff nach Rocinantes Zügel, flehte: „Herr, bitte. Ich hab euch durch so viel Wahnsinn geschleppt, aber das hier ist anders. Der Kerl meint's ernst. Und ihr ... ihr habt nichts außer einem rostigen Speer und einem Gaul, der gleich beim Antritt verreckt.“

Quijote riss den Zügel frei, schlug mit der Lanze gegen den Boden, dass Staub aufwirbelte. „Nein, Sancho! Lieber sterbe ich als zurückweiche. Die Welt mag mich einen Narren nennen – doch dieser Narr wird kämpfend fallen!“

Sancho stöhnte, murmelte: „Scheiße ... und ich darf danach die Rüstung einsammeln.“

Quijote trieb Rocinante an, als wäre das alte Pferd ein Kriegssross aus Stahl. Doch das Tier stolperte schon beim ersten Galoppsprung, die Rippen zeichneten sich ab, und der Atem ging rassend wie ein alter Blasebalg.

Quijote beugte sich vor, die Lanze schief, die Augen im Wahn glühend. „Für Dulcinea! Für die Ehre! Für das Reich der Ritter!“ brüllte er, die Stimme krächzend, als breche sie im Hals.

Der schwarze Ritter kam ihm entgegen, stark, sicher, das Pferd wuchtig, die Rüstung glänzend. Jeder Hufschlag klang wie ein Todesurteil.

Sancho rief hinterher, die Hände am Kopf: „Herr! Kehrt um! Das ist Selbstmord! Ihr seid ein Sack Knochen auf einem halbtoten Gaul!“

Doch Quijote hörte nichts. Der Wind peitschte ihm ins Gesicht, Staub brannte in den Augen, die Rüstung klapperte, als wolle sie schon vor dem Aufprall auseinanderfallen.

Er riss die Lanze hoch, zielte, doch die Arme zitterten, der Griff schwach. Seine ganze Gestalt war ein Bild von Verfall, und trotzdem brüllte er: „Heute entscheidet sich die Welt!“

Sancho stampfte verzweifelt mit den Füßen, fluchte: „Scheiße, Herr, die Welt hat sich längst entschieden. Ihr seid nur noch der Clown, und er ist der Henker!“

Die Lanzen richteten sich, die Pferde donnerten. Der Staub stieg, die Sonne blendete, und der Kampf begann.

Die Lanzen krachten zusammen. Quijotes Speer zerbarst wie morsches Holz, Splitter flogen ihm ins Gesicht. Der schwarze Ritter traf voll, riss ihn aus dem Sattel, dass er wie ein Sack Eisen auf den Boden krachte.

Staub wirbelte auf, die Rüstung schepperte, Knochen knirschten. Quijote versuchte aufzustehen, taumelte, das Blut lief ihm aus der Stirn. „Noch ... nicht ... vorbei!“ keuchte er, griff nach dem Schwert, das schon stumpfer war als ein Küchenmesser.

Der Gegner stieg ab, riss den Schild hoch, schlug ihn mit der Kante hart gegen Quijotes Helm. Ein dumpfer Knall, ein Röcheln – und Quijote fiel wieder in den Staub.

Sancho schrie, rannte ein paar Schritte vor, dann wieder zurück, raufte sich die Haare. „Herr! Bleibt liegen! Ihr sterbt da draußen! Bei Gott, das ist kein Spiel mehr!“

Doch Quijote robbte auf die Knie, spuckte Blut, hob das Schwert. „Dulcinea ... ich weiche nicht ... ich weiche nie!“

Ein weiterer Schlag. Diesmal mit der Lanze quer über den Rücken. Ein dumpfer Knacks, Quijote fiel vornüber, die Rüstung klapperte wie eine leere Tonne.

Sancho brüllte, Tränen in den Augen: „Scheiße, hört auf! Er ist alt! Er ist verrückt! Aber er ist auch mein Herr!“

Der schwarze Ritter blieb unbewegt, hart wie Stein, während Quijote hustend im Staub lag, unfähig, die Beine zu heben.

Quijote wankte hoch, stützte sich auf das Schwert, das kaum noch eine Klinge war. Blut tropfte aus seinem Mund, die Knie zitterten, aber die Augen brannten

noch immer. „Nein ... nein, ich bin nicht besiegt. Ritter fallen nicht – sie knien nur, um stärker aufzustehen.“

Er schwankte, fiel halb wieder hin, rappelte sich hoch wie ein Betrunkener, der nicht aufgeben will.

Der schwarze Ritter hob den Schild und schlug ihn mit voller Wucht gegen Quijotes Brust. Ein hässliches Scheppern, ein Keuchen, und Quijote klappte wieder zusammen.

Sancho rannte ein paar Schritte vor, die Hände ausgestreckt. „Herr, hört auf! Ihr habt nix mehr. Nicht mal Stolz, nur Blut und Knochenstaub!“

Doch Quijote kroch, die Finger im Dreck, röchelte: „Für Dulcinea ... für die Gerechtigkeit ... ich stehe ... ich kämpfe ...“

Er kam halb hoch, taumelte wie ein Gespenst, hob das Schwert in zitternder Hand. Der Gegner trat einen Schritt vor und schlug mit der Lanze quer über den Helm. Ein dumpfer Schlag, Quijote kippte um wie ein gefälltter Baum.

Sancho schrie: „Scheiße! Ihr bringt ihn um!“

Aber Quijote murmelte, halb bewusstlos, mit gebrochenem Grinsen: „Noch ... noch nicht ... solange ich atme ... kämpfe ich ...“

Dann sackte er zurück, die Rüstung schief, das Gesicht blutig, der Körper zucktend.

Der schwarze Ritter trat zurück, atmete ruhig, während Quijote reglos im Staub lag, das Schwert halb aus der Hand geglitten. Staub klebte an seinem Blut, die Rüstung verbeult wie ein altes Fass.

Der Gegner hob die Lanze hoch, die Stimme kalt und klar: „Don Quijote von der Mancha – du bist besiegt. Dein Kampf ist zu Ende. Deine Träume sind nichts als Rauch.“

Sancho taumelte nach vorn, die Hände ausgestreckt, Tränen liefen durch den Staub auf seinem Gesicht. „Nein ... er ist alt, verrückt, aber er hat Herz! Ihr nennt das Sieg? Ein Sieg gegen einen Mann, der schon halb gebrochen war?“

Der Ritter sah ihn nicht einmal an. „Ein Narr, der sich Ritter nennt, ist immer ein besiegter Mann. Er lebt nur, solange man ihn gewähren lässt. Heute stirbt sein Wahn – wenn auch sein Körper noch atmet.“

Quijote röchelte, hob schwach den Kopf. „Nein ... ich ... bin nicht ... tot. Ich bin ... gefallen, ja ... aber ein Ritter stirbt nicht an Niederlage ... er lebt darin weiter ...“

Sancho kniete neben ihm, packte ihn an den Schultern, verzweifelt. „Herr, hört auf! Es reicht! Ihr habt verloren. Verdammt, ihr müsst's endlich zugeben.“

Quijote schloss kurz die Augen, murmelte: „Verloren ... und doch ... gesiegt ... weil ich ... nicht aufgab.“

Sancho biss die Zähne zusammen, schlug die Faust in den Staub. „Scheiße, Herr ... ihr habt verloren. Und ich hab mit euch verloren.“

Quijote lag im Staub, die Rüstung wie ein Käfig, der Körper gebrochen, die Lippen voller Blut. Doch in seinen Augen glomm noch ein Rest von diesem verdamnten Wahnsinn, der ihn immer getragen hatte. „Sancho ... hör mich ... ich habe verloren ... aber ich verlor ehrenvoll. Das ist ... die letzte große Ehre ... besiegt zu werden ... im Namen Dulcineas.“

Sancho kniete neben ihm, rieb sich die Schläfen, murmelte: „Ehre? Herr, das war keine Ehre. Das war ein Schlachten. Ihr habt gekämpft wie ein alter Hund gegen einen Metzger. Das hier ist kein Ruhm, das ist das Ende.“

Quijote hustete, Blut auf dem Kinn, lächelte verzerrt. „Ein Ende? Nein ... der wahre Ritter stirbt nie ... er lebt ... in den Geschichten ... in den Liedern ... in dir, Sancho ...“

Sancho schnaubte, spuckte in den Staub. „Geschichten? Lieder? Scheiße, die Leute werden lachen, nicht singen. Sie werden sagen: Da war ein Verrückter, der Windmühlen für Riesen hielt und sich von jedem Trottel im Kostüm auf die Fresse hauen ließ.“

Quijote schloss kurz die Augen, flüsterte: „Dann ... sollen sie lachen. Solange Dulcinea weiß ... dass ich für sie gefallen bin ...“

Sancho sah ihn an, bitter, die Augen voller Tränen und Wut. „Dulcinea existiert nicht, Herr. Ihr habt euer Leben an ein Gespenst verkauft. Und ich ... ich war der Idiot, der euch den ganzen Weg getragen hat.“

Die Sonne sank, das Licht wurde rot. Der schwarze Ritter wandte sich ab, ließ sie im Staub zurück.

Und da lagen sie – ein gebrochener Ritter, der seine Niederlage als Sieg halluzinierte, und ein Knappe, der endlich begriff, dass alles vorbei war.

Heimkehr auf müden Hufen

Die Sonne hing wie ein fauler Kloß über der Mancha, und der Weg nach Hause war nichts als Staub, Steine und Schweigen. Rocinante schleppte sich dahin, jeder Schritt ein ächzendes Wunder, als würde das Tier gleich vor Müdigkeit zusammenklappen. Daneben trottete Sanchos Esel, genauso fertig, aber zäh wie ein alter Trinker, der noch ein letztes Bier schafft.

Quijote saß im Sattel, die Rüstung verbeult, das Visier halb abgerissen, Blutkrusten im Bart. Und trotzdem redete er, mit dieser fiebrigen Glorie in den Augen: „Sancho, wir kehren heim – nicht als Verlierer, sondern als Männer, die den Kampf gekostet haben. Niederlage ist nur ein anderes Wort für Ruhm. Die Welt wird von uns sprechen.“

Sancho lümmelte auf seinem Esel, das Hemd voller Schweiß, der Bauch leer, die Augen müde. „Die Welt wird von uns sprechen, ja. Im Wirtshaus. Zwischen einem Becher Wein und ’nem Furz. ‚Da sind die zwei Idioten wieder, die Windmühlen für Riesen hielten.‘ Mehr nicht.“

Quijote hob pathetisch die Hand, fast rutschte er dabei aus dem Sattel. „Nein, Sancho, unser Staub wird zu Sternenstaub, unsere Narben zu Kronen!“

Sancho lachte trocken, kratzte sich am Bauch. „Sterne, Kronen ... Herr, ich will nur ein Stück Brot, ’nen Krug Bier und meine Frau, die mir sagt, ich soll die Schnauze halten. Das wär für mich Himmel genug.“

Die Tiere schleppten sich weiter, der Staub brannte in den Augen, und der Weg war endlos. Ein Ritter voller Illusionen – und ein Knappe, der nur noch ans nächste Essen dachte.

Die Sonne sank tiefer, der Himmel glühte rot wie eine offene Wunde. Quijote hob den Arm, deutete mit zitterndem Finger gen Himmel. „Siehst du das, Sancho? Die Wolken ... ein Schwert! Ein Zeichen! Der Himmel selbst ehrt unseren Rückzug. Wir kehren heim als Ritter, gesegnet vom Abendrot.“

Sancho schielte hoch, wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Herr, das ist keine himmlische Klinge. Das ist eine Wolke. Und sie sieht eher aus wie ein Furz, der zu lange in der Hose festhing.“

Quijote achtete nicht drauf, redete weiter, fiebrig. „Und dort, sieh nur! Der Baum dort, einsam auf dem Hügel ... ein Wächter, der uns grüßt, uns Mut zuspricht.“

Sancho blinzelte, hustete im Staub. „Baum? Das ist 'ne dürre Eiche mit mehr Totholz als Zweigen. Wenn die uns Mut zuspricht, dann sagt sie höchstens: ‚Sterbt leise, ich hab auch keinen Saft mehr.‘“

Ein Schwarm Fliegen summte um sie herum, setzte sich auf Quijotes Wunden, kroch ihm ins Ohr, summte um Sanchos Gesicht.

Quijote flüsterte ehrfürchtig: „Sancho ... hörst du? Feen, die uns Lieder singen, kleine Geister, die unsere Reise begleiten.“

Sancho schlug nach den Biestern, fluchte. „Feen? Herr, das sind Fliegen. Stinknormale, scheißhausliebende Fliegen. Und ihr Gesang sagt: ‚Ihr stinkt, und wir wollen was abhaben.‘“

Quijote lächelte verklärt, die Augen im Abendrot glänzend. „Ach, Sancho ... du hörst nur den Dreck. Ich höre die Poesie.“

Sancho schnaubte, spuckte in den Staub. „Scheiß auf Poesie. Poesie macht keinen satt. Ein Stück Käse wäre mir lieber als tausend Fliegenlieder.“

Und so ritten sie weiter: der eine im Omen, der andere im Gestank.

Sancho hockte schief auf seinem Esel, der Hintern wund, die Beine taub. Jeder Schritt des Tieres vibrierte in seinen Knochen wie ein schlechter Witz. Er sah den Staub der Landstraße und dachte an etwas, das tausendmal schöner war: seine Küche.

Das Bild kam ihm klar vor Augen – seine Frau, bauchig, grantig, mit Händen, die nach Brot und Knoblauch rochen. Ein Tisch, grob gezimmert, darauf ein Krug Wein, ein Stück Käse, ein Laib Brot, eine Schüssel Bohnen. Kein Zaubergarten, keine Ritterspiele – nur ehrliches Essen, ehrlicher Schweiß, ehrlicher Schlaf.

„Scheiße ...“ murmelte er, „warum bin ich überhaupt losgezogen? Ich hätte bei ihr bleiben sollen. Jaulen, fluchen, fressen, schlafen – das war mein Leben. Und

jetzt? Jetzt hock ich hier, der Arsch wund, der Bauch leer, und hör mir die Predigten eines Narren an.“

Quijote neben ihm faselte weiter über Dulcinea, über Ehre, über die Sterne, die ihren Namen schrieben.

Sancho knurrte, starrte geradeaus. *Dulcinea ... pff. Ein Bauernmädchen, das nie wusste, dass sie die Muse eines Verrückten ist. Und ich hab meinen Arsch für diesen Traum hingehalten. Für was? Für Staub und Schande.*

Er rieb sich den Magen, der knurrte. „Heilige Mutter, ich würd jetzt alles für eine Schüssel Bohnen geben. Alles. Sogar für kalten Brei.“

Sein Blick wurde glasis, er sah nicht mehr die Straße, sondern das Bett daheim, hart, aber seins. Und er fragte sich, ob seine Frau ihm überhaupt die Tür aufmachen würde – oder ob sie ihn mit dem Nudelholz empfangen würde.

„Verdammt,“ murmelte er, „vielleicht verdient sie’s, mich zu verprügeln. Ich hab sie für einen alten Spinner sitzen lassen. Wer macht so was? Nur ein Idiot. Nur ich.“

Und er lachte kurz, trocken, ein bitteres Bellen, das sofort im Staub erstickte.

Quijote richtete sich auf im Sattel, so würdevoll, wie es ein zerschlagener, verbeulter Ritter auf einem halb toten Gaul eben konnte. „Sancho,“ begann er mit dieser pathetischen, brüchigen Stimme, „das Rittertum ist eine Flamme, die niemals erlischt. Auch wenn ich gefallen bin, so brennt sie weiter. Jeder Schritt, den wir tun, ist Geschichte. Jeder Schmerz ist ein Lied, das dereinst gesungen wird.“

Sancho schielte zu ihm rüber, Augen rot vom Staub, Gesicht leer vor Müdigkeit. „Ein Lied? Herr, wenn einer singt, dann höchstens der Wirt, wenn er mich nach meinem Deckel fragt. ‚Sancho, du Drecksack, zahl endlich deine Zeche‘ – das wird mein Lied.“

Quijote hob die Hand, zitternd, feierlich. „Nein, Sancho! Unsere Namen werden über Jahrhunderte hinausgetragen, so wie die Helden der Antike, die nie enden im Ruhm.“

Sancho grinste schief, kratzte sich am Hintern. „Ruhm? Der einzige Ruhm, den ich seh, ist der Ausschlag an meinem Arsch von diesem Ritt. Wenn die Geschichte den erwähnt, dann lach ich mich tot – sofern ich noch da bin.“

Quijote starrte in den Horizont, als lausche er einer unsichtbaren Fanfare. „Man wird sagen: Hier ritten Don Quijote und sein treuer Sancho, Verteidiger der Schwachen, Kämpfer der Wahrheit.“

Sancho prustete trocken, rülpste. „Die Leute sagen: Hier kamen die zwei Trottel, haben alles verpasst, was Spaß macht, und ritten mit leeren Mägen in den Tod. Mehr nicht.“

Quijote lächelte verklärt, als höre er Lobgesänge. Sancho schnaubte, spuckte in den Staub und murmelte: „Herr, wenn ihr noch einen Monolog haltet, fall ich vom Esel. Nicht vor Ehrfurcht, sondern vor Langeweile.“

Und sie schleppten sich weiter, jeder in seiner eigenen Welt – der eine im Traum, der andere im Staub.

Auf halbem Weg durch ein staubiges Dorf blieb Rocinante fast stehen, so müde, dass selbst die Fliegen kein Interesse mehr hatten. Ein paar Bauern hockten am Brunnen, Weinschalen in der Hand, und sahen die beiden Gestalten daherkommen: ein klappriger Ritter in verbeulter Rüstung, ein dicker Knappe mit hängendem Gesicht, beide so schäbig, dass man sie kaum ernst nehmen konnte.

Der erste Bauer lachte laut, fast spuckte er seinen Wein aus. „Heilige Mutter – seht nur! Der berühmte Ritter! Der Bezwinger der Windmühlen! Sieht aus wie ein alter Bettler in einer rostigen Konservendose!“

Die anderen prusteten, klatschten sich auf die Schenkel. Einer rief: „Sancho, der große Gouverneur von der Insel – hast du deine Krone verloren oder nur dein Hirn?“

Sancho biss die Zähne zusammen, der Bauch knurrte, das Gesicht wurde rot. „Heilige Scheiße, immer diese Witze ...“ murmelte er, die Hände zu Fäusten.

Quijote hob matt die Hand, seine Stimme brüchig, aber immer noch pathetisch. „Spottet nur, Unwissende! Euer Gelächter hallt leer – mein Ruhm bleibt unsterblich.“

Die Bauern lachten noch lauter. „Unsterblich? Du stirbst schon beim Aufsitzen, alter Mann! Und dein Knappe säuft mehr, als er denkt!“

Sancho sprang fast vom Esel, die Augen voller Wut. „Schnauze, ihr Mistfresser! Ihr habt keine Ahnung, was wir durchgemacht haben! Ich hab mehr Staub

gefressen als ihr Brot! Ich ...“ Er brach ab, die Stimme zitterte, der Atem schwer. „Verdammt ... ich will einfach nur nach Hause.“

Die Bauern kicherten, schüttelten die Köpfe, tranken weiter.

Quijote lächelte verklärt, als hörte er gar nicht zu. „Sancho, lass sie lachen. Lachen ist der Tribut, den die Welt dem Helden zollt.“

Sancho spuckte in den Staub. „Tribut? Herr, das ist kein Tribut. Das ist Demütigung. Und ich hab langsam genug davon, mich wie ein Affe vorführen zu lassen.“

Kaum waren sie aus dem Dorf raus, sackte Quijote im Sattel nach vorn. Rocinante stolperte, blieb stehen, als wolle er sagen: *Kein Schritt mehr, sonst kipp ich um*. Don Quijote hing schief wie ein Sack Knochen, das Gesicht grau, die Lippen trocken.

„Sancho ...“ murmelte er mit brüchiger Stimme, „mein Körper ... er gehorcht mir nicht mehr. Aber die Seele, Sancho, die Seele ist stärker als ...“

Bevor er den Satz fertig bekam, rutschte er halb aus dem Sattel. Sancho sprang runter, gerade noch rechtzeitig, um ihn abzufangen. Die Rüstung war schwer, rostig, und Sancho fluchte, als hätte er einen Mühlstein umarmt. „Scheiße, Herr! Ihr wiegt mehr als ein Schwein im Fass! Und dabei seid ihr nur Knochen im Eisen. Warum zum Teufel tu ich mir das an?“

Er zerrte Quijote vom Pferd, schleifte ihn ein Stück, setzte ihn dann im Straßengraben ab. Quijote lächelte matt, als sei er gerade in einem Königspalast gelandet. „Danke, Sancho ... ein wahrer Knappe ... ein Bruder im Kampf.“

Sancho keuchte, wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Bruder im Kampf? Scheiß drauf. Ich bin dein Packesel. Wenn einer hier kämpft, dann ich – mit deinem Gewicht, deinem Wahn und meinem verdamnten Rücken.“

Quijote versuchte, sich aufzurichten, röchelte: „Noch ein Stück, Sancho. Nur ein Stück weiter ... die Heimat ruft.“

Sancho schüttelte den Kopf, hob ihn wieder hoch, fluchte laut. „Heimat ruft, ja. Und meine Knochen schreien lauter. Herr, wenn ich das überleb, sauf ich so viel, dass ich nie wieder klar denken muss.“

Und so stolperten sie weiter: Quijote halbtot im Arm des Knappen, Sancho fluchend wie ein Betrunkener ohne Bier.

Nach endlosen Stunden tauchte die Silhouette der Mancha auf – flache Felder, ein paar armselige Häuser, das Dorf, aus dem sie einst losgezogen waren. Kein Fanfaren, kein Jubel, nur das Bellen eines Hundes, das Krächzen einer Krähe und der Geruch von Staub, der nie verschwand.

Quijote hob matt den Kopf, die Augen glasig, aber voll von diesem verdammten Glanz, der nie aufhörte. „Sancho ... wir sind heimgekehrt. Sieh nur! Die Heimat empfängt uns, nicht als Bettler, nein – als Ritter, die vom Kampf zurückkehren. Der Staub an unseren Stiefeln ist der Beweis unserer Reise. Wir tragen Kronen unsichtbar, aber ewig.“

Sancho schielte hinüber, der Rücken krumm, der Bauch leer, das Gesicht voller Falten vom Fluchen. „Kronen? Herr, ich seh keine Kronen. Ich seh nur Staub. Staub an meinen Stiefeln, Staub in meinen Augen, Staub in meinem Maul. Wenn das Ruhm ist, dann frisst mich der Hund gleich, der da bellt.“

Quijote seufzte, lächelte schwach, als wären die Worte Balsam. „Sancho, der Hund bellt, weil er erkennt, dass Helden heimkehren.“

Sancho lachte bitter, schüttelte den Kopf. „Helden? Herr, wenn wir Helden sind, dann will ich lieber Feigling sein. Wenigstens krieg ich dann Brot und Schlaf.“

Rocinante stolperte, der Esel trottete müde, und die beiden Männer, einer im Wahn, einer in der Wahrheit, erreichten das Dorf – nicht wie Sieger, sondern wie Schatten.

Und Sancho murmelte leise, kaum hörbar: „Ich seh keinen Anfang mehr. Ich seh nur Staub ... und das Ende.“

Sancho und sein Herr – ein Gespräch unter Freunden

Sie waren nicht mehr weit vom Dorf, doch die Beine der Tiere wollten nicht mehr, also ließen sie sich am Wegesrand nieder. Ein trockener Fleck Erde, ein Schatten, der kaum Schatten war. Sancho kramte in seinem Beutel, zog ein Stück hartes Brot hervor, das mehr Stein als Nahrung war, und einen Schluck Wasser aus dem Krug, der nach warmem Eisen schmeckte.

Er kaute, knirschte, rülpste, spuckte ein Krümelstück wieder aus und sah Quijote an, der sein Brot wie eine heilige Hostie in den Händen hielt.

„Herr,“ begann Sancho, die Stimme heiser, „das ist der verdammte Ruhm, den ihr mir versprochen habt? Hartes Brot, warmes Wasser, ein Arsch voll Blasen und ein Kopf voller Gelächter, das die Leute über uns machen? Wenn das Ruhm ist, dann pfeif ich drauf. Ich wär lieber daheim, meine Frau würd meckern, aber ich hätt Wein im Bauch und ein Bett unterm Hintern.“

Er warf einen Krümel ins Staubgras, schüttelte den Kopf. „Scheiße, Herr, ich hab euch durch Gärten, Wirtshäuser, Schafherden und Spiegel geschleppt. Und was hab ich jetzt? Nix. Nicht mal die Hälfte von einem anständigen Abendessen.“

Quijote saß neben ihm, krumm, die Rüstung verbeult, die Augen aber glänzend wie die eines Kindes, das noch an Märchen glaubt. Er lächelte schwach und murmelte: „Sancho ... wir teilen kein gewöhnliches Mahl. Dies ist das Brot des Abenteurers, das Wasser der Tapferkeit. Jeder Bissen ist Geschichte.“

Sancho schnaubte, rülpste noch einmal. „Geschichte? Ja, die Geschichte von zwei Idioten, die im Staub sitzen und trockenes Brot kauen, während die Welt lacht. Herr, ich hab die Schnauze voll von eurer verdammten Geschichte.“

Quijote hob sein Stück Brot, als sei es ein Kelch. „Sancho, wir sitzen nicht als Bettler hier, sondern als Ritter und Knappe, die Prüfungen bestanden haben. Jeder Krümel, den wir essen, ist getränkt mit Ehre. Jede Schluck Wasser ist süßer als Wein, wenn er aus den Händen des Schicksals kommt.“

Sancho starrte ihn an, kaute langsam, knirschte laut, spuckte dann einen Brocken in den Staub. „Ehre, Herr? Ich schmeck nur Schimmel. Und das Wasser ist nicht süß – es schmeckt nach dem Esel, der den Krug getragen hat. Ihr nennt das Ruhm, ich nenn’s Abfall.“

Quijote schloss die Augen, hob die Stimme, als predige er. „Ein Ritter lebt nicht vom Bauch, Sancho, sondern vom Ideal! Der Schmerz, den wir ertragen, ist der Preis für ein unsterbliches Vermächtnis.“

Sancho schlug sich mit der Faust auf den Bauch, der knurrte wie ein alter Hund. „Mein Bauch pfeift auf Vermächtnis. Er will Bohnen, Wein und Speck. Und wenn er das nicht kriegt, dann scheiß ich auf euer Ideal. Was bringt mir Unsterblichkeit, wenn ich unterwegs verhungere?“

Quijote sah ihn an, ernst, fast traurig. „Sancho, dein Geist muss größer werden als dein Magen.“

Sancho lachte trocken, bitter. „Herr, mein Geist ist längst größer als mein Magen. Sonst wär ich nicht mehr hier. Aber irgendwann reicht's. Ihr kämpft um Luftschlösser – ich kämpf um 'nen vollen Teller.“

Er rülpste, nahm noch einen Bissen und murmelte: „Und ratet mal, wer öfter gewinnt: der Hunger oder eure Ehre.“

Sancho schob das harte Brot weg, rieb sich die Hände an der Hose sauber, obwohl sie längst nur noch Staub war. Dann atmete er schwer und fing an zu reden, ohne Quijote anzusehen:

„Herr, wisst ihr, was ich wirklich will? Kein Ruhm, keine Geschichten, kein Scheiß von Ehre. Ich will mein Haus. Meine Frau, die mich anbrüllt, weil ich zu spät heimkomme. Meine Kinder, die mir die Taschen durchsuchen, ob ich ihnen Süßkram mitgebracht hab. Den Geruch von Suppe, die überkocht, und das Schmatzen, wenn wir alle aus einer Schüssel essen. Ich will das Bett, das zu hart ist, aber meins. Das Schnarchen meiner Frau, das mich nervt – aber es ist echt, und ich weiß dann, dass ich nicht allein bin.“

Er hielt inne, schluckte, sah in den Staub. „Und stattdessen sitz ich hier, im Dreck, mit einem halbtoten Ritter, der von einer Frau faselt, die's wahrscheinlich nicht mal gibt. Dulcinea ... pff. Ich hab meine Dulcinea daheim. Sie trägt Schürze, riecht nach Kohl, und sie sagt mir jeden Tag, dass ich ein Idiot bin. Aber verdammt – das ist echt. Nicht so ein Traumgespinst.“

Sancho lachte heiser, fast wie ein Bellen. „Und ich vermiss das, Herr. Ich vermiss sogar ihre Schimpftiraden. Ich vermiss, wie sie mir den Becher Wein wegnimmt und sagt, ich soll Holz hacken. Ich vermiss das Scheiß-Alltägliche. Und ihr? Ihr jagt dem Unsichtbaren nach und zieht mich mit. Ich war ein Bauer – und jetzt? Jetzt bin ich nur ein hungriger Bauer, der noch dümmer aussieht.“

Er wischte sich mit der Hand übers Gesicht, Staub schmierte über seine Wangen. „Scheiße, Herr ... ich wär so gern daheim.“

Quijote legte seine Hand, blutig, zitternd, auf Sanchos Schulter. Seine Stimme war brüchig, aber noch immer voller dieses alten Wahns. „Sancho ... ich verstehe dein Sehnen. Doch was ist ein Bett gegen Ruhm? Was ist eine Suppe gegen das Feuer der Geschichte? Deine Frau mag dich lieben – doch Dulcinea macht dich unsterblich. Wir leiden, ja, aber wir leiden wie Helden. Und Leid ist nur die Münze, mit der man Größe bezahlt.“

Sancho sah ihn an, blinzelte, dann lachte kurz, heiser, als hätte er einen Splitter im Hals. „Münze? Herr, das ist keine Münze. Das ist ein Tritt in die Eier, und wir zahlen ihn jeden Tag. Ihr nennt es Größe – ich nenn's Idiotie. Und wisst ihr was? Die Geschichte, die ihr im Kopf habt, die frisst keiner. Brot frisst man. Wein trinkt man. Alles andere ist Scheißdreck.“

Quijote richtete sich auf, so würdevoll es ging, und murmelte: „Oh Sancho, du bist blind für das Große. Doch einst wirst du verstehen: unsere Reise ist mehr wert als hundert Schüsseln Bohnen.“

Sancho schnaubte, spuckte in den Staub. „Hundert Schüsseln Bohnen? Herr, ich würd euch und euren Ruhm verkaufen für eine halbe. Und wenn die noch angebrannt wär, würd ich trotzdem zuschlagen.“

Er grinste schief, mit müden Augen. „Trösten wollt ihr mich? Dann gebt mir Wein, kein Wolkengeschwätz. Alles andere könnt ihr behalten.“

Die Worte hingen noch in der Luft, dann wurde es still. Kein Wind, kein Vogel, nur das ferne Knarren der Eselhufe, wenn das Tier sich im Staub scharrte.

Quijote saß zusammengesunken, die Hand noch immer auf Sanchos Schulter, als hätte er Angst, loszulassen. Sein Blick war fern, auf nichts gerichtet, als schaute er in eine Welt, die nur er sehen konnte.

Sancho kaute gedankenlos auf einem Krümel, obwohl er längst nach Staub schmeckte. Er sah den alten Mann neben sich, die Rüstung voller Beulen, das Gesicht voll Schrammen, die Augen voll Wahnsinn – und irgendwie ... voll Treue.

„Herr,“ sagte er leise, rau, „ich schwör, manchmal hass ich euch. Hass euch dafür, dass ihr mich rausgezerrt habt in diese Scheiße. Für jeden Schlag, jede Nacht ohne Bett, jedes Gelächter, das ich mir anhören musste.“

Quijote drehte den Kopf, die Lippen blutig, aber ein Lächeln darin.

Sancho schnaubte, blickte weg, fast beschämt. „Aber ohne euch wär ich auch nicht mehr ich. Verdammt ... vielleicht bin ich genauso verrückt wie ihr, weil ich immer noch hier sitz.“

Es folgte ein Schweigen, das länger hielt als alle Worte. Nur Staub, der ihnen ins Gesicht zog, und zwei Männer, die wussten, dass sie nicht ohneinander konnten – egal, wie sehr sie sich gegenseitig runterzogen.

Sancho rieb sich den Bauch, der schon fast nach innen gezogen war, so leer fühlte er sich. Dann grinste er schief. „Herr, schaut uns an. Ihr – ein klappriger Ritter, der mehr Dellen hat als eine verrostete Gießkanne. Ich – ein dicker Knappe, so wundgeritten, dass mein Arsch pfeift, wenn ich furze. Wenn das die Helden der Mancha sind, dann gute Nacht.“

Er lachte heiser, hustete gleich danach, weil der Staub im Hals kratzte. „Die Leute werden Geschichten erzählen, ja – Geschichten von zwei Deppen, die dachten, sie könnten die Welt retten, aber am Ende nicht mal ein Wirtshaus erobern konnten. Ich schwör, sie werden singen: ‚Don Quijote, der Ritter vom kaputten Topfhelm, und Sancho, der König der Blähungen.‘“

Quijote richtete sich auf, seine Stimme schwach, aber feierlich. „Wenn sie das singen, Sancho, dann haben wir gewonnen. Denn ein Lied, ob spöttisch oder ehrend, ist ein Siegel der Unsterblichkeit. Lachen oder Lob – beides nährt den Ruhm.“

Sancho prustete, wischte sich die Tränen. „Ruhm? Herr, wenn ich furze und sie lachen, bin ich dann auch unsterblich?“

Quijote nickte ernst. „Ja, Sancho. Selbst ein Furz kann ewig werden, wenn er im Herzen der Menschen bleibt.“

Sancho starrte ihn einen Moment an, dann brach er in schmutziges Gelächter aus. „Heilige Scheiße, Herr ... ihr seid bekloppt. Aber manchmal macht's sogar Spaß, euch zuzuhören.“

Quijote lächelte müde. „Dann haben wir beide gewonnen, mein Freund.“

Sancho saß da, die Beine ausgestreckt, den Rücken gegen einen Stein gelehnt. Er atmete schwer, starrte in den Staub vor sich, dann auf den alten Mann neben ihm, der mehr Schatten als Ritter war.

„Herr,“ begann er, rau, ohne Spott, „ich müsste euch hassen. Wirklich. Ihr habt mir das Fell durchgerieben, den Magen leer gemacht, die Knochen mürbe. Ihr

habt mich lächerlich gemacht, in jedem Dorf, in jeder Schenke. Ich hätt daheim sein können, mit Wein im Bauch und meiner Frau, die mich anschreit. Stattdessen sitz ich hier mit euch – wund, hungrig, ausgelacht.“

Er schnaubte, spuckte in den Staub. „Ich müsste euch hassen. Aber ich tu’s nicht. Weil ... weil ohne euch wär ich nur ein Bauer geblieben, der nie über den Zaun seines Feldes hinausgekommen wär. Mit euch hab ich zwar nur Staub und Prügel gekriegt – aber wenigstens hab ich was gesehen.“

Quijote drehte langsam den Kopf, die Augen glasig, doch voller Glanz. „Sancho ... das ist Freundschaft. Größer als Ruhm, größer als Ehre. Zwei Männer, die einander tragen, selbst im Elend.“

Sancho lachte bitter, kratzte sich am Bart. „Freundschaft, ja. Sagt man so. Aber mal ehrlich: Ich bleib hier, weil ich zu faul bin wegzugehen. Und weil einer auf euch aufpassen muss, sonst fressst ihr am Ende Gift und nennt es einen Zaubertrank.“

Sie saßen nebeneinander, wortlos, der Abend kroch über die Mancha. Ein Ritter ohne Siege und ein Bauer ohne Ruhe – zwei Trottel, die trotzdem nebeneinander blieben.

Sancho seufzte, leise: „Scheiß drauf ... ich bleib. Ob ich will oder nicht.“

Die Rückkehr in die alte Heimat

Der Weg zog sich wie eine alte Narbe durchs Land, und am Ende davon lag ihr Dorf – klein, krumm, vertraut und doch so fremd. Keine Banner, kein Empfang, kein Lied. Nur ein paar mickrige Felder, die im Wind klapperten, und der Geruch von Stallmist, der ihnen entgegenschlug, als hätten sie nie das Dorf verlassen.

Rocinante schleppte sich durch das Tor, so müde, dass jeder Schritt wie ein Stöhnen klang. Daneben der Esel, mit gesenktem Kopf, die Ohren hingen wie nasse Lappen. Sancho hing krumm im Sattel, Quijote hielt sich steif, so als säße er noch immer in einem Ritterzug.

Die ersten, die sie sahen, waren Kinder, barfuß, mit Rotz an der Nase. Sie blieben stehen, glotzten, dann fingen sie an zu lachen. Einer rief: „Da kommt

der Narr im Blecheimer!“ Ein anderer brüllte: „Und sein dicker Knecht, der kein König wurde!“ Dann rannten sie davon, kreischend vor Lachen.

Hunde bellten, jagten ihnen nach, knurrten, als wären sie streunende Fremde. Niemand rief sie willkommen. Keine Frau, kein Mann, kein Nachbar kam heraus. Nur Fensterläden klappten zu, als wollten die Leute sich das Schauspiel nicht mal mehr ansehen.

Sancho startete auf den Boden, die Ohren brannten vor Scham. *So also kehrt man heim*, dachte er. *Nicht wie Helden, sondern wie geprügelte Hunde.*

Quijote aber hob die Hand, lächelte schwach. „Siehst du, Sancho? Schweigen. Kein Lärm, kein Jubel. Das ist der höchste Respekt – so ehrt das Volk den Ritter, indem es still seine Größe anerkennt.“

Sancho schnaubte, spuckte in den Staub. „Respekt? Herr, das ist Gleichgültigkeit. Oder Spott. Ihr hört nicht richtig hin. Sie lachen, und die Hunde bellen uns an, weil sie uns für Fremde halten. Das ist kein Ruhm – das ist Dreck.“

Doch Quijote blieb aufrecht, das Lächeln verklärt, als wäre er im Triumphzug.

Quijote ritt langsam weiter, das Haupt erhoben, die Zügel locker in den schwachen Händen. „Sancho,“ sagte er mit dieser brüchigen, aber immer noch pathetischen Stimme, „hörst du das? Keine Fanfaren, keine Rufe. Nur Schweigen. Das ist die Art, wie ein Volk den wahren Ritter ehrt – still, ehrfürchtig, wie vor einem Grab. Sie wissen, dass Worte nicht genügen.“

Sancho zog die Augenbrauen hoch, starrte zu den verschlossenen Fensterläden. „Ehrfürchtig? Herr, die haben die Klappen zugemacht, damit sie euer Gesicht nicht sehen müssen. Wenn das Ehrfurcht ist, dann war mein Arsch schon immer ein Tempel.“

Quijote lächelte matt, fast verklärt. „Deine Zunge spottet, doch dein Herz weiß es: sie schweigen, weil sie fühlen, dass wir Größeres gesehen haben als sie je erahnen könnten.“

Sancho lachte heiser, kratzte sich am Nacken. „Größeres? Ja. Größere Prügel, größeren Hunger, größere Lächerlichkeit. Wir haben alles Größere gesehen, nur nichts, was uns satt gemacht hätte.“

Quijote nickte feierlich, als sei Sanchos Spott ein Beweis für seine These. „So ist es, Sancho: die Größe ist zu schwer, um verstanden zu werden. Darum lachen

die Kinder, bellen die Hunde und schweigen die Alten. Sie spüren, dass wir nicht mehr wie sie sind.“

Sancho spuckte in den Staub, die Stimme rau. „Verdammt richtig – wir sind ärmer, hungriger und kaputter als sie. Kein Wunder, dass sie uns anstarren wie Geister. Und Geister will keiner im Haus haben.“

Doch Quijote blieb aufrecht, die Augen glänzten, als marschiere er durch Triumphbögen, die nur er sehen konnte.

Am Dorfplatz hockten ein paar Alte auf ihren Bänken, die Pfeifen im Mund, die Gesichter runzlig wie vertrocknete Äpfel. Sie blickten auf, als Quijote und Sancho vorbeizogen – langsam, verbeult, staubig, ein Bild des Elends.

„Heilige Mutter,“ murmelte einer, „er lebt noch? Ich dachte, die Windmühlen hätten ihn längst zu Brei gemacht.“

„Zu Brei?“ kicherte der andere, „schau ihn dir an. Das ist kein Ritter. Das ist eine Vogelscheuche, die man vergessen hat vom Feld zu holen.“

Ein dritter spuckte aus, grinste zahnlos. „Und sein Sancho – unser großer Gouverneur! War’s schön auf deiner Insel, Junge? Wie schmeckt’s, wenn man wieder im Dreck sitzt?“

Sie lachten, trocken, harsch, ohne Mitleid.

Sancho biss die Zähne zusammen, der Schweiß lief ihm in den Nacken, die Ohren brannten. Am liebsten wäre er abgestiegen, hätte ihnen die Pfeifen aus dem Maul geschlagen. Stattdessen murmelte er: „Scheißdörfler ... selber arm, aber lachen über die, die gefallen sind.“

Quijote hörte das Tuscheln, neigte würdevoll den Kopf, als nähme er es als Gruß. „Sie spotten nicht, Sancho,“ flüsterte er. „Sie prüfen uns. Ihre Worte sind wie Dornen – doch selbst Dornen krönen die Rose.“

Sancho drehte sich halb zu ihm, die Augen voller Zorn. „Herr, die nennen euch ’ne Vogelscheuche. Wenn das ’ne Rose ist, dann ess ich Dreck für den Rest meines Lebens.“

Das Gelächter der Alten klang ihnen hinterher wie rostige Glocken, während die beiden weiter ritten – der eine mit erhobenem Kopf, der andere mit gesenktem Blick.

Sancho zog den Kopf ein, so tief, dass er beinahe vom Esel rutschte. Jeder Blick, jedes Kichern der Dorfbewohner bohrte sich in seine Haut wie Nadeln. Er wollte den Hut tief ins Gesicht ziehen, wollte verschwinden, wollte einfach nur durchreiten, ohne dass ihn jemand erkannte. *Scheiße ... wenn meine Frau das sieht, bin ich endgültig der Depp vom Dorf.*

Quijote dagegen saß schief, aber stolz im Sattel. Er nickte jedem Tuscheln zu, als seien es Lobeshymnen, und hob die Hand, als verteilte er Segen. „Sancho,“ murmelte er verklärt, „hörst du ihre Stimmen? Das ist die Sprache des Volkes. Sie lachen, ja, aber im Lachen liegt Ehrfurcht. Sie wissen, dass wir mehr erlebt haben, als sie je erträumen könnten.“

Sancho presste die Lippen zusammen, der Zorn kroch in seine Kehle. „Ehrfurcht? Herr, die spucken uns fast ins Gesicht. Ich seh kein Staunen, ich seh nur Spott. Die sehen in uns keine Helden – die sehen in uns zwei arme Schweine, die auf die Fresse gefallen sind.“

Quijote nickte ernst, als bestätige Sancho ihn. „Genau das ist Größe: verlacht werden, verspottet, und dennoch weiterreiten. Sie sehen uns, sie spotten – doch tief in ihrem Herzen wissen sie, dass sie es nicht könnten.“

Sancho lachte bitter, fast wie ein Bellen. „Nicht könnten? Verdammt richtig – keiner will so dumm sein wie wir. Keiner will so enden. Die lachen, weil sie froh sind, dass sie's nicht sind.“

Doch Quijote blickte in den Himmel, die Augen feucht, und murmelte: „Ach Sancho ... sie lachen, und darin liegt unser Ruhm.“

Sancho spuckte hart in den Staub. „Scheiß Ruhm. Ich will ein Dach, ein Bett und 'ne Schüssel Suppe.“

Und er zog den Kopf wieder tiefer ein, während Quijote noch immer nickte, als ritte er durch Triumphbögen aus Gold.

Am Ende der Straße, wo der Staub dichter wurde und die Mauern rissiger, stand Quijotes Haus. Kein Palast, kein Schloss – nur ein windschiefes Gebäude mit bröckelndem Putz, der aussah, als hätte ihn der Regen schon hundertmal verflucht. Das Dach hing durch wie ein müder Rücken, und die Tür war so verzogen, dass man sie treten musste, um sie aufzukriegen.

Sancho starrte darauf, schnaubte. „Heilige Scheiße ... das ist es also? Dafür all der Dreck, all die Schläge, all die Hungertage? Eine Hütte, die aussieht, als würde sie beim nächsten Furz des Windes zusammenfallen.“

Doch Quijote ritt feierlich bis davor, hob die Hand, die Finger zitternd, und sprach mit brüchiger Stimme: „Sancho ... sieh! Meine Burg. Mein Hort, mein Zuhause. Hier ruht der Ritter nach seinen Schlachten, hier wartet die Erinnerung, hier wird die Geschichte bewahrt.“

Sancho spuckte in den Staub, schüttelte den Kopf. „Burg? Herr, das ist 'ne Bruchbude. Wenn das hier eine Burg ist, dann ist mein Hühnerstall daheim die Alhambra.“

Quijote lächelte schwach, die Augen glänzend, als sähe er tatsächlich Türme, Zinnen und Banner im Wind. „Du siehst nur die Hülle, Sancho. Ich aber sehe die Mauern, die mich schützen, die Halle, die mich empfängt, den Thronsaal, in dem ich meinen Platz finde.“

Sancho trat vom Esel, klopfte seinem Tier den Hals. „Herr, ihr könnt sehen, was ihr wollt. Ich seh nur eine Tür, die gleich in sich zusammenfällt. Und die Nachbarn werden morgen erzählen, dass der Ritter in seine Bruchbude zurückgekehrt ist – mit nichts als Staub in den Taschen.“

Quijote nickte, als bestätige ihn selbst dieser Spott. „Ja, Sancho ... und darin liegt der wahre Glanz.“

Sancho knurrte: „Scheiß Glanz. Das Einzige, was hier glänzt, ist mein Schweiß.“

Sancho blieb vor Quijotes Bruchbude stehen, doch sein Blick glitt weiter – hinüber zu den Feldern, den kleinen Wegen, die irgendwo zu seinem eigenen Haus führten. Ein Kloß saß ihm im Hals, schwerer als jede Prügelei, die er je ertragen hatte.

Was wartet dort? dachte er. Seine Frau, breit in den Hüften, mit der Schürze voll Mehl, die ihn anbrüllt: „Wo warst du, du Esel? Wochenlang! Monate! Hast du uns vergessen?“

Oder wartet nur Schweigen? Eine Tür, die nicht aufgeht, weil sie satt ist von seinen Versprechen, satt von seinem Träumen?

Er rieb sich den Bauch, der leer knurrte, und spürte, wie das Heimweh wie ein Stein in ihm lag. „Verdammt,“ murmelte er, „ich will ihr Gesicht sehen. Ich will die Kinder hören. Ich will den Lärm, der echt ist. Nicht diese Märchen, nicht diesen Dreck vom Ruhm.“

Ein Teil von ihm fürchtete es mehr als jede Schlacht: heimzukehren und zu merken, dass er nicht mehr gebraucht wurde. Dass seine Frau gelernt hatte, ohne ihn auszukommen.

Sancho lachte heiser, kratzte sich am Bart. „Vielleicht verpasst sie mich gar nicht. Vielleicht war sie froh, dass sie mal Ruhe hatte, ohne meinen Gestank und mein Gefluhe. Vielleicht ... bin ich der Narr, der glaubt, er hätte was verpasst.“

Seine Augen brannten, nicht nur vom Staub. „Scheiß drauf ... ich geh trotzdem heim. Selbst wenn sie mir die Pfanne überzieht, wenn ich durch die Tür trete. Besser eine Pfanne auf dem Kopf als noch 'ne Nacht im Staub.“

Er sah zu Quijote, der immer noch verklärt seine Bruchbude anstarrte, als sei's eine Festung. Und Sancho dachte: *Wir beide kommen heim – aber nicht in dieselbe Welt.*

Die Tür ächzte, als Quijote sie aufstieß. Drinnen roch es nach Staub, nach Schimmel, nach Jahren der Einsamkeit. Ein Tisch, wacklig, ein paar Stühle, einer davon halb zerbrochen. Und in der Ecke, sein alter Stuhl – der Thron des Wahns.

Quijote schleppte sich hinein, setzte sich schwer, die Rüstung knirschte, der Stuhl ächzte. Er lehnte den Kopf zurück, schloss die Augen und murmelte: „Sancho ... wir sind heimgekehrt. Die Burg empfängt ihren Herrn. Ich bin nicht gefallen – ich bin zurückgekehrt, wie ein Ritter nach seinem Zug.“

Sancho stand draußen, den Esel am Strick, sah in den Abend. Das Haus war keine Burg, sondern eine Bruchbude. Der Ritter war kein Herr, sondern ein alter Mann, zerschlagen, mit mehr Wunden als Zähnen. Und er selbst? Ein Bauer, der seinen Arsch für einen Traum hingehalten hatte, der nichts wert war.

Er spuckte in den Staub, sah dem Rauch nach, der aus irgendeinem Nachbarhaus stieg. „Ritterzug ... Scheiße. Das ist kein Heimkehrer, das ist ein Gespenst. Alles, was übrig blieb, ist Staub. Staub in meinen Haaren, Staub in meinem Maul, Staub im ganzen verdammten Leben.“

Quijote murmelte drinnen noch etwas von Dulcinea, von Ehre, von Ruhm. Seine Stimme war schwach, fast schon wie ein Gebet.

Sancho schüttelte den Kopf, seufzte. „Soll er reden. Soll er träumen. Ich seh die Wahrheit. Und die ist hässlich.“

Er blieb trotzdem draußen stehen, neben dem Esel, wie festgenagelt. Weil er wusste: So wie Quijote ohne seine Träume nichts war, war er selbst ohne den Alten auch nicht mehr derselbe.

Der Wind fegte durch die Gassen. Kein Applaus, kein Jubel. Nur Staub.

Das letzte große Missverständnis

Die Nacht war noch nicht ganz da, das Dorf lag im Zwielflicht. Quijote saß in seinem alten Stuhl, der Körper so schief wie die Bruchbude um ihn herum. Sein Atem rasselte, seine Hände zitterten, doch die Augen – die glühten immer noch.

Von draußen drang Lärm herein: Kinder schrien, ein Hund bellte, jemand lachte laut. Ein Bauer fluchte, weil ihm ein Sack vom Karren gefallen war. Es war nichts – nur das normale Chaos eines Dorfabends.

Doch Quijote riss den Kopf hoch, lauschte, als habe er ein Hornsignal gehört. „Sancho!“ röchelte er, „hörst du? Ein Angriff. Dämonen in den Straßen! Sie wollen das Dorf verschlingen. Dulcinea ruft nach mir!“

Sancho, der im Türrahmen stand, kratzte sich am Bart, müde wie ein Hund nach einem Karren voller Steine. „Dämonen? Herr, das sind Kinder. Kinder, die Ball spielen. Der Sack, der da fällt, ist voller Zwiebeln, kein Zaubertrank. Und der Hund bellt, weil er Flöhe hat.“

Doch Quijote stand wacklig auf, griff nach seiner verbeulten Lanze, die mehr Rost als Eisen war. „Nein, Sancho. Das ist das letzte Zeichen. Eine Prüfung, eine letzte Schlacht. Der Himmel will sehen, ob ich noch würdig bin.“

Sancho knurrte, trat näher. „Würdig? Herr, ihr seid würdig, in ein Bett zu fallen und nie wieder aufzustehen. Lasst das sein. Der Lärm draußen ist nur Leben, nix Magie. Hört endlich auf, alles in Geister zu verwandeln.“

Aber Quijote lächelte schwach, die Lippen blutig, und flüsterte: „Ein Ritter hört nicht auf, Sancho. Nicht, solange die Welt noch Lärm macht.“

Quijote wankte zum Haken an der Wand, wo seine Rüstung hing wie ein alter Sack voller Blech. Das Ding hatte mehr Beulen als ein Marktplatzfass und stank nach Schweiß und Rost. Mit zitternden Fingern zog er die Teile über, einer nach dem anderen, als rüste er sich für ein Turnier vor Königen.

Das Bruststück klapperte, passte nicht mehr richtig, der Lederriemen war längst gerissen. Der Helm – schief, eine Delle mitten drauf, so groß wie eine Faust. Er stülpte ihn über, keuchte, als hätte er eine Glocke über den Kopf gestülpt.

„Sancho,“ röchelte er, „hilf mir. Heute ... heute ziehe ich noch einmal hinaus. Nicht als Bettler, nicht als Narr, sondern als Ritter.“

Sancho stand da, die Hände in den Hüften, das Gesicht finster. „Ritter? Herr, ihr seht aus wie ein Schrotthaufen, der laufen gelernt hat. Das ist kein Aufbruch, das ist Selbstmord im Blechkostüm.“

Doch Quijote richtete sich auf, so schief und gebrochen er war, und schwang die alte Lanze, die kaum noch Spitze hatte. Das Ding wackelte wie ein Besenstiel. Trotzdem sagte er mit bebender Stimme: „Für Dulcinea. Für die Ehre. Für die letzte Prüfung.“

Sancho knurrte, schüttelte den Kopf. „Scheiße, Herr ... ihr könnt nicht mal mehr gerade pinkeln, geschweige denn kämpfen. Und trotzdem steckt ihr euch wieder in den rostigen Sarg. Ihr seid wahnsinnig.“

Quijote lächelte schwach, fast selig. „Mag sein. Doch ein Ritter stirbt nicht im Bett. Er stirbt aufrecht, im Kampf, auch wenn die Schlacht nur im Staub liegt.“

Sancho stellte sich vor die Tür, breitbeinig, die Hände ausgestreckt, das Gesicht so rot wie der Abendhimmel. „Herr, ich schwör's bei allem, was mir heilig ist: ihr geht da nicht raus. Nicht wieder. Nicht mehr. Ihr habt genug Knochen gebrochen, genug Blut verloren. Wenn ihr da jetzt rausrennt, dann tragt ihr euren eigenen Sarg unterm Arm.“

Quijote blieb stehen, wankend im Blech, aber mit diesem Blick, der Sancho jedes Mal wahnsinnig machte – verklärt, brennend, voller Unsinn und Heiligtum. „Sancho ... dies ist meine Stunde. Eine letzte Prüfung. Wenn ich sie bestehe, bin ich mehr als ein Narr. Ich bin ein Ritter, der im Gedächtnis der Welt bleibt.“

Sancho trat näher, packte ihn an den Schultern, schüttelte ihn, dass das alte Eisen schepperte. „Verdammte Scheiße, Herr! Wer soll sich erinnern? Die Nachbarn? Die lachen schon! Die Kinder, die euch ‚Narr im Blecheimer‘ nennen? Niemand schreibt Bücher über das, was ihr gleich anstellt! Ihr endet nur im Dreck, wie ein Hund, und ich darf wieder den Arsch retten!“

Quijote legte sanft eine Hand auf Sanchos Arm, schwach, aber bestimmt. „Mein Freund ... ich danke dir. Doch ich muss gehen. Ritter sterben nicht im Schlaf – sie sterben im Versuch.“

Sancho ließ ihn los, trat zurück, die Hände in den Haaren, Tränen in den Augen vor Wut. „Herr ... wenn ihr rausgeht, dann geht ihr ohne Verstand. Aber ich bleib trotzdem an eurer Seite. Weil ich genauso verrückt bin wie ihr.“

Quijote nickte, der Helm schief, das Gesicht voller Risse. „Dann, Sancho ... begleite mich. Ein letztes Mal.“

Quijote stolperte durch die Tür hinaus, die Lanze wackelte, der Helm klapperte. Draußen war es nur das Dorf im Abend: ein paar Kinder spielten mit einem alten Ball aus Lumpen, ein Bauer fluchte, weil sein Sack mit Zwiebeln vom Karren gerutscht war, und ein Schwein quiekte, das sich losgerissen hatte.

Doch in Quijotes Augen war es ein Inferno.

„Sancho!“ brüllte er mit brüchiger Stimme, „sieh nur! Dämonen, die mit Totenkugeln spielen! Ein gefangener Prinzessinnenleib, im Sack gebunden! Und dort – ein Drache, der Feuer speit!“

Die Kinder hielten inne, glotzten den alten Mann an, dann fingen sie an zu lachen, lauter als je zuvor. „Der Narr im Blech!“ rief einer, „er kämpft schon wieder gegen den Wind!“

Der Bauer schüttelte den Kopf, sammelte seine Zwiebeln auf, murmelte: „Verdammter Irrer ...“

Das Schwein rannte quiekend im Kreis, während Quijote die Lanze senkte, zitternd, den Körper kaum noch unter Kontrolle. „Für Dulcinea!“ röchelte er. „Ich rette dich, Prinzessin!“

Sancho stolperte hinterher, schrie: „Herr! Das sind Kinder, Zwiebeln und ein Schwein! Kein Drache, keine Dämonen, keine Prinzessin – nur Alltag, verdammter Alltag!“

Doch Quijote sah nur die Schlacht. Er taumelte auf die Kinder zu, die kreischend davonrannten. Dann stolperte er zum Sack, trat darauf, fiel fast um, und hob die Lanze gegen das Schwein, das quiekend zwischen seinen Beinen durchschoss.

„Stirb, Ungeheuer!“ schrie er – und fiel der Länge nach in den Staub.

Quijote lag im Staub, rappelte sich noch einmal hoch wie ein Sack Knochen, der vergessen hat, dass er längst leer ist. Er stützte sich auf die wacklige Lanze, die Spitze schief, das Holz gesplittert. „Noch ... nicht ... vorbei,“ röchelte er. „Der Drache lebt ... ich muss ihn ... besiegen.“

Er schwankte, stolperte zwei Schritte nach vorn – der Helm rutschte ihm ins Gesicht, er sah nichts außer Schwarz. Blind schlug er in die Luft, als kämpfe er gegen Schatten. Die Kinder lachten lauter, einer imitierte sein Gestöhne, ein anderer rief: „Der Ritter kämpft gegen den Wind! Los, fall noch mal!“

Das Schwein rannte wieder an ihm vorbei, schubberte gegen sein Bein. Quijote schrie auf, als hätte ihn ein Monster getroffen, stolperte rückwärts – und ging erneut zu Boden, schwer, scheppernd, Staub hoch wie Rauch.

Sancho rannte zu ihm, kniete neben dem alten Mann, der wie ein gebrochener Käfer im Dreck lag. „Herr! Bleibt liegen, verdammt! Euer Körper ist fertig, kaputt, Ende! Kein Drache, kein Dämon – nur ihr, der auf die Fresse fällt, immer wieder!“

Quijote hustete, Blut am Mundwinkel, versuchte ein Lächeln. „Sancho ... ich ... hab ihn getroffen ... ich hab das Ungeheuer ... geschwächt.“

Sancho schlug sich die Hand vors Gesicht, Tränen und Schweiß mischten sich mit Staub. „Scheiße, Herr ... ihr trifft nichts mehr. Nicht mal die Wahrheit.“

Und Quijote versuchte noch einmal, sich zu erheben – nur um sofort wieder im Staub zusammenzusacken.

Die Kinder lachten noch immer, rollten sich fast im Staub. „Der Narr! Der Narr im Blech!“ rief einer, während ein anderer das Schwein nachäffte und quiekte, bis er sich verschluckte. Ein paar Bauern standen daneben, die Arme verschränkt, schüttelten die Köpfe, grinste schief.

„Traurig,“ murmelte einer, „der alte Dummkopf kann nicht mal mehr aufstehen.“

„Traurig?“ lachte ein anderer. „Das ist das beste Schauspiel, das dieses Kaff je hatte!“

Sancho spürte, wie etwas in ihm riss. Er kniete neben Quijote, hob seinen Herrn halb hoch, die Rüstung schwer wie ein Sack Steine, und brüllte mit heiserer Stimme: „Ihr Schweine! Ihr lacht, während er stirbt! Ihr habt ihn nie verstanden, nie! Ja, er ist verrückt – verrückt wie ein alter Hund, der den Mond

anbellt – aber er ist mehr Mann als ihr alle zusammen, die ihr nur hockt und grinst!“

Die Kinder verstummten kurz, dann kicherten sie wieder. Einer rief: „Dein Herr ist ein Narr, Sancho! Und du bist sein Hofclown!“

Sancho sprang halb auf, die Fäuste geballt, der Speichel flog aus seinem Mund. „Narr, Hofclown – ja, mag sein! Aber wir sind gefallen, weil wir wenigstens versucht haben, was anderes zu sein als faule Ärsche auf ’ner Bank! Ihr habt nie gekämpft, nie geträumt – ihr lebt und sterbt im Staub, und kein Schwein wird sich an euch erinnern!“

Die Bauern murmelten, einige lachten nervös, andere sahen weg.

Sancho kniete wieder nieder, zog Quijote an seine Brust, der röchelte, kaum noch bei Bewusstsein. Tränen liefen Sancho übers Gesicht, er spuckte in den Staub und knurrte: „Scheiß auf euch alle. Ihr werdet nie begreifen, was es heißt, so verrückt zu sein, dass man überhaupt noch lebt.“

Quijote lag schwer in Sanchos Armen, das Blech seiner Rüstung kalt und verbeult, als würde er ein Stück Schrott halten statt einen Menschen. Der Atem des alten Mannes war flach, rasselnd, jeder Zug ein Kampf.

„Sancho ...“ flüsterte er, die Lippen voller Blut, „siehst du’s nicht? Der Drache ... er ist gefallen ... Dulcinea ... sie ist frei.“

Sancho schüttelte den Kopf, Tränen im Dreck, die Stimme gebrochen und voller Wut. „Herr ... da war kein Drache. Kein Dämon. Nur Kinder, Zwiebeln und ein Schwein. Ihr habt gegen Luft gekämpft, wie immer. Und diesmal ... hat’s euch endgültig erledigt.“

Doch Quijote lächelte matt, verklärt, die Augen glänzten im Abendlicht. „Nein, Sancho ... ich habe gesiegt. Die Welt lacht ... aber Dulcinea weiß ... ich war ihr Ritter.“

Sancho biss die Zähne zusammen, drückte die Stirn gegen den Helm seines Herrn. „Scheiße, Herr ... ihr wart alles Mögliche. Ein Narr, ein Träumer, ein verdammter Klotz an meinem Bein. Aber Ritter? Vielleicht ja. Auf eure verdammte, verrückte Art.“

Die Dorfbewohner standen schweigend, das Lachen verstummt, weil sie spürten, dass der Alte am Ende war. Nur das Schwein quiekte noch in der Ferne, als wollte es den letzten Spott abliefern.

Quijote atmete noch einmal tief, flüsterte: „Dulcinea ... ich komme.“ Dann sanken seine Lider, der Körper erschlaffte.

Sancho hielt ihn fest, schnaubte, Tränen tropften in den Staub. „Scheiß Welt ... er stirbt wie er gelebt hat – im Wahn. Und ich? Ich bleib zurück, mit nichts als Staub und leeren Händen.“

Er legte Quijote sanft hin, stand auf, starrte die Leute an, die unsicher glotzten. „Glotzt nur. Ihr habt euren Spaß gehabt. Aber merkt euch eins: selbst im Wahn hat er mehr gelebt als ihr alle zusammen.“

Dann wandte er sich ab, den Esel am Strick, und der Staub der Mancha verschluckte sein Fluchen.

Ein Traum, der weiterlebt

Das Schauspiel war vorbei. Die Kinder hatten genug gelacht, die Bauern hatten ihre Späße gemacht, und einer nach dem anderen trotteten sie davon – zurück in ihre Häuser, zu ihren Suppentöpfen, zu ihrem kleinen, schmutzigen Alltag. Niemand blieb. Kein Wort des Mitleids, kein Gebet. Nur Staub, der sich langsam legte.

Und da lag er, Don Quijote, Ritter von nichts und niemandem, ausgestreckt im Dreck, der Helm schief, das Gesicht fahl. Ein toter Hund hätte mehr Aufmerksamkeit bekommen.

Sancho kniete neben ihm, die Hände zitternd, den Mund trocken. Der Lärm des Dorfes verklang, nur sein eigener Atem blieb, schwer und unruhig. Er sah den alten Mann an, diesen Narren, diesen Idioten, diesen verrückten Freund.

„Scheiße ...“ flüsterte er, die Stimme brüchig. „Scheiße, Herr ... jetzt habt ihr’s wirklich geschafft. Am Ende liegt ihr da wie ein Stück Schrott. Und ich ... ich hock hier mit euch, allein.“

Er spürte, wie die Nacht kam, kalt, still, erbarmungslos. Kein Applaus, kein Abschied. Nur Sancho und der Staub.

Und für einen Moment wünschte er sich, er hätte auch den Verstand verloren – nur um diesen Anblick nicht ertragen zu müssen.

Sancho saß im Staub, den Rücken gegen den leblosen Körper gelehnt, und fing an zu reden, weil Schweigen ihn zerreißen würde.

„Herr ... ihr habt mich durch die Hölle geschleppt. Windmühlen, Räuber, Schafherden – immer derselbe Scheiß. Und ich hab's mitgemacht, warum? Weil ich zu dumm war, nein zu sagen. Weil ich dachte, da wär mehr. Irgendwas Großes. Aber was war's? Prügel. Hunger. Spott.“

Er schlug sich mit der Faust auf den Oberschenkel, hart, bis es wehtat. „Verdammt! Ich hätt zu Hause bleiben sollen. Hätt Bohnen gegessen, Wein gesoffen, meine Frau beleidigt. Wär besser gewesen, als hier im Staub zu sitzen mit einem toten Ritter, den keiner vermisst.“

Seine Stimme brach, er schiefte, wischte sich mit der schmutzigen Hand über die Augen, sodass Tränen und Dreck eins wurden. „Aber verdammt noch mal ... ich lieb euch. Ja, so ist es. Ich lieb euch, Herr. Ich lieb euch für euren Wahn, für eure Dummheit, weil ihr geglaubt habt, die Welt wär mehr als dieser Dreck.“

Dann lachte er plötzlich, heiser, bitter, fast wie ein Husten. „Gottverdammte Scheiße, wir waren zwei Idioten auf der Straße. Zwei Clowns. Und trotzdem ... war's besser, als nur Bauer zu sein. Vielleicht.“

Er lachte noch einmal, dann weinte er. Alles vermischte sich, bis er nicht mehr wusste, ob er fluchte, lachte oder einfach nur heulte.

Sancho starrte in die Nacht, die Sterne flackerten über dem Dorf, als hätten selbst sie Mitleid. Er sprach leise, mehr zu sich selbst als zu dem toten Mann neben ihm.

„Verdammt, Herr ... ihr habt mich durchgeprügelt. Jeder Idiot auf der Straße durfte mir einen Tritt geben, nur weil ich neben euch stand. Ich hab mehr Schläge gefressen als ein alter Prügelknabe auf 'nem Jahrmarkt. Ich hab Hunger gelitten, bis mein Magen dachte, er frisst sich selbst. Ich hab gelacht, weil's besser war, als zu heulen, wenn wir wieder mal im Dreck lagen.“

Er ballte die Hände, kratzte mit den Nägeln den Staub auf. „Und jetzt ... jetzt liegt ihr hier. Still. Kein Geschwätz über Ehre, kein Gelaber über Dulcinea. Und wisst ihr was? Ich vermiss es schon. Scheiße, ja. Ich vermiss euer Gequatsche, euren Wahn. Weil ohne das ... ist es hier nur leer.“

Ein Windstoß wehte Staub über Quijotes Helm, und Sancho beugte sich vor, wischte ihn weg, fast zärtlich. „Ich hätt euch tausendmal schlagen können, für

all die Dummheiten. Aber ich hätt euch nie verlassen. Nicht einmal jetzt. Und das macht mich wohl genauso verrückt wie euch.“

Er atmete schwer, die Schultern zitterten. „Scheiße, Herr ... ich vermiss euch. Ich vermiss euch schon, obwohl ihr noch warm seid.“

Sancho saß still, der Rücken krumm, die Hände auf den Knien. Die Nacht summte, irgendwo schrie ein Hahn zu früh, als hätte er selbst den Verstand verloren.

Er starrte auf Quijote, den toten alten Mann im Blech, und flüsterte: „Ihr wart verrückt, Herr. Verrückt bis ins Mark. Aber scheiß drauf – vielleicht habt ihr recht gehabt. Vielleicht ist's besser, an Riesen zu glauben, als nur Kühe zu melken und Kartoffeln zu schälen.“

Er schnaufte, lachte kurz, trocken, ohne Freude. „Verdammt, ich hab euch ausgelacht, ich hab euch geflucht ... und doch bin ich mitgeritten. Jeden verdammten Tag. Warum? Weil ich wohl selbst verrückt war. Weil ich ... ein Stück von eurem Wahn in mir trage.“

Er griff in den Staub, ließ ihn durch die Finger rieseln. „Ich hätt nie geglaubt, dass ich mal sagen würde: Vielleicht brauch ich das. Nicht Drachen oder Prinzessinnen – aber was zum Glauben. Sonst frisst mich das Leben leer.“

Ein Schweigen, schwer wie Blei.

Sancho rieb sich die Augen, murmelte: „Scheiße ... vielleicht bin ich jetzt der Narr. Euer Narr. Nur ohne die Rüstung.“

Er lachte wieder, kurz und bitter, als hätte er gerade seine eigene Verdammung ausgesprochen.

Vor Quijote lag die alte Lanze, gesplittert, die Spitze stumpf, kaum mehr als ein Stock. Daneben der Helm, verbeult, ein Loch mitten drin – ein Stück Schrott, das jeder Dorfschmied auf den Müll geworfen hätte.

Sancho starrte darauf, lange, mit einer Wut, die ihm die Kehle zuschnürte. „Verdammte Dinger ... wegen euch hab ich Prügel gefressen, Hunger ertragen, mich zum Affen gemacht. Wegen euch hab ich mein Zuhause verlassen. Ihr seid Schuld. Alles an euch stinkt nach Elend.“

Er griff nach dem Helm, hob ihn hoch. Schwerer als er dachte. Der Staub rieselte heraus, klebte an seinen Fingern. Er presste ihn an die Brust, knurrte: „Ich hasse dich, Blechbüchse. Aber ich lass dich nicht hier.“

Dann packte er auch die Lanze, die klapperte, als würde sie sich selbst schämen. Er schwang sie über die Schulter, sah aus wie ein Bauer, der ein kaputtes Werkzeug heimträgt. „Scheiß Erbe,“ murmelte er. „Aber wenn ich’s liegen lass, dann hat er umsonst geträumt. Und das ... kann ich ihm nicht antun.“

Er sah noch einmal auf Quijote hinab, das Gesicht still, fast friedlich. „Du Narr ... du hast mich angesteckt. Jetzt trag ich deinen Mist weiter. Ob ich will oder nicht.“

Er spuckte in den Staub, um die Bitterkeit runterzuwürgen – aber die Hand, die den Helm hielt, zitterte nicht.

Sancho stand auf, den Helm unterm Arm, die Lanze über der Schulter. Er blickte auf den toten Ritter im Staub, schnaubte und grinste schief – ein Grinsen, das fast brach.

„Na, Herr,“ murmelte er, „so endet also ein großer Ritter. Nicht in Glorie, nicht mit Fanfaren. Nein, im Dreck, mit ’nem Schwein als letztem Gegner. Wenn das nicht episch ist, dann weiß ich auch nicht.“

Er lachte heiser, kurz, fast wie ein Husten. „Vielleicht schreib ich’s auf, ja. ‚Die letzte Schlacht: Don Quijote gegen Schwein und Zwiebel.‘ Würd sich gut machen in den Büchern. Die Leute würden sich totlachen.“

Dann verstummte er, der Atem stockte. Er sah den Alten an, das schmale, friedliche Gesicht, und plötzlich schmeckte ihm sein eigener Witz wie Gift. „Scheiße ...“ flüsterte er, „ich würd alles geben, wenn ihr jetzt noch einmal irgendeinen eurer bescheuertesten Sprüche loslassen würdet. Irgendeinen. Selbst wenn’s der größte Schwachsinn wär.“

Er presste die Lippen zusammen, wischte sich grob über die Augen. „Aber ihr sagt nix mehr. Jetzt darf ich allein lachen. Und es klingt falsch.“

Er stieß ein letztes bitteres Lachen aus, das gleich im Staub erstickte.

Sancho stand da, den Helm unter dem Arm, die Lanze schief über der Schulter. Hinter ihm lag Don Quijote – still, Staub im Bart, Augen geschlossen wie ein

alter Hund, der endlich Frieden gefunden hatte. Kein Glanz, kein Ruhm. Nur Ende.

Sancho sah ein letztes Mal zurück. „Lebt wohl, Herr ... ihr Narr, ihr Ritter, ihr verdammter Traumfresser.“ Seine Stimme brach, also spuckte er in den Staub, um's zu überspielen.

Dann zog er den Esel am Strick, stapfte los, die Beine schwer, der Rücken gebeugt. Jeder Schritt klang wie ein Fluch, doch irgendwas in seiner Brust brannte. Nicht Wut. Nicht Hunger. Etwas anderes.

Er lachte leise, bitter. „Scheiße ... vielleicht habt ihr mich mehr angesteckt, als mir lieb ist. Ich werd nie gegen Drachen reiten. Aber wenn einer sagt, das Leben wär nur Pflügen und Saufen, dann lach ich ihm ins Gesicht. Weil ich weiß, es gibt auch den Wahnsinn. Und vielleicht ... ist der alles, was wir haben.“

Die Nacht schloss sich über ihm, Sterne glommen. Das Dorf hinter ihm, die Felder vor ihm. Kein Lied, kein Denkmal. Nur ein Bauer mit einem Esel, einem Helm und einer rostigen Lanze – und einer Geschichte, die keiner glaubt.

Und während er heimwärts ging, fluchte er weiter – doch tief drin wusste er: Don Quijote war tot. Aber der Traum, so verrückt er war, lebte jetzt in ihm.

Impressum

Dieses Buch wurde unter der

Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives (CC BY-NC-ND) Lizenz veröffentlicht.



Diese Lizenz ermöglicht es anderen, das Buch kostenlos zu nutzen und zu teilen, solange sie den Autor und die Quelle des Buches nennen und es nicht für kommerzielle Zwecke verwenden.

Autor: **Michael Lappenbusch**

Email: admin@perplex.click

Homepage: <https://www.perplex.click>

Erscheinungsjahr: 2025